HANS ERNST PFEIFFER

UNSERE SCHÖNEN ALTEN KOLONIEN



30,–€

Unsere schönen alten Kolonien

HANS ERNST PFEIFFER

Unsere schönen alten Kolonien

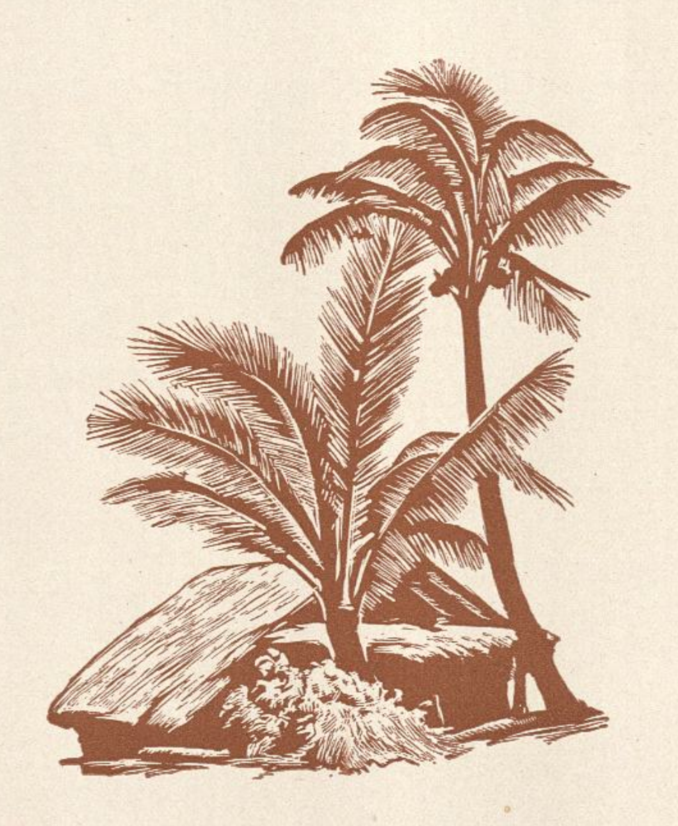
Mit einem Vorwort

von Ernst Wilhelm Bohle

Gauleiter der Auslandsorganisation der NSDAP

Staatssekretär im Auswärtigen Amt

Mit 189 farbenphotographischen Abbildungen nach Naturaufnahmen
von Dr. R. Lohmeyer, Br. Marquardt, Ed. Kiewning und Helmut Blenck
sowie 20 einfarbigen Textabbildungen und Karten von der
Bildstelle des Reichskolonialbundes



C. A. WELLER VERLAG · BERLIN · 1941

Bildredaktion: Willi Nerlich
Leiter der Bildstelle des Reichskolonialbundes, Berlin
Einband und Titelzeichnung: Karl Stratil, Leipzig
Druck: Fischer & Wittig, Leipzig

Den alten
und den jungen Pionieren
die Gut und Blut
für Deutschlands Schutzgebiete
gaben

Zum Geleit

Immer, wenn wir bisher unserer deutschen Kolonien gedachten und durch Bücher und Schriften Kunde von ihnen und dem Schicksal der dort schaffenden deutschen Menschen erhielten, erfüllte uns ein Gefühl des Stolzes auf deutsche Arbeit und Leistung. Trotz Versailles haben wir niemals den Glauben an Deutschlands koloniale Zukunft verloren und uns Jahr um Jahr für die Rückgabe der uns wiederrechtlich genommenen Kolonien eingesetzt. Heute besteht das deutsche Volk siegreich den Kampf um sein Lebensrecht und damit auch um die Wiedererlangung seiner Kolonien.

Dieses Buch von unseren alten schönen Kolonien ist deshalb nicht nur ein Zeugnis des früheren deutschen Schaffens in den Kolonien, sondern es ruft darüber hinaus eine junge Generation zu neuen Aufgaben.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Wenn heute das deutsche Volk seiner schönen alten Kolonien gedenkt, dann nicht anders, als in dem Bewußtsein unbändigen Stolzes.
Es waren nicht die schlechtesten seiner Söhne, die Deutschland weite und reiche Schutzgebiete auf anständige Weise erworben hatten, Gebiete von mehrfacher Größe als das Mutterland selbst; und die kolonialen Grundsätze, nach denen gewirtschaftet wurde, waren und sind auch heute noch: nach besten Kräften Deutschlands Wirtschaftsraum zu ergänzen und dabei dem Eingeborenen sein gesundes natürliches Eigenleben zu erhalten und seinen Kulturfortschritt auf der Fortentwicklung seiner ursprünglichen Eigenkultur aufzubauen.

Deutschland, die wiedergeborene Weltmacht, kann und darf seine schönen und großen Tochterländer nicht vergessen! Denn aus Geist von deutschem Geist und aus Blut von deutschem Blut war in und mit ihnen erstmalig dieser Gedanke geboren: über alle deutschen Stämme und Staatsgrenzen hinweg dienten sie einem Volke als Ziel einer Sehnsucht, als Spiel- und Zusatzraum.

Als Deutschland die Folgen seiner natürlichen und gesunden Fruchtbarkeit und seiner Umwandlung von einem Ackerbau- zum Industriestaat zu spüren bekam, als in jagendem Aufstieg der Industrie der deutsche Handel sich auf die Märkte der Welt stürzte und andererseits wertvolle deutsche Volkskraft durch Auswanderung verlorenging, kurz, als jener Irrweg begann, der zu unserer heutigen Not geführt hat, da haben raumbewußte deutsche Männer den Kampf um den deutschen Wirtschaftsraum aufgenommen. Sie hatten erkannt, was Deutschland zutiefst nottat. Sie forderten in der Ausdrucksweise der damaligen Zeit „Handels- und Ackerbaukolonien" und meinten tropisches und subtropisches Land, das den heimischen Bedarf an Baumwolle, Wolle, Hanf, Ölprodukten, Kautschuk, Mineralien, Hölzern, Gerbstoffen sowie Nahrungs- und Genußmitteln decken konnte. Diese Gebiete sollten den Absatz für die heimische Industrie und den heimischen Handel sichern und neue Industriezweige ermöglichen; es sollten die vom heimischen Handel bisher nicht erfaßten Gebiete verkehrstechnisch erschlossen werden. Sie wollten die heimische Industrie davor schützen, teuer ein- und billig verkaufen zu müsssen, je nachdem die Konjunkturen des Welthandels die Preise für die abzusetzenden Fabrikate herabdrücken und die Preise für die benötigten Rohstoffe hinauftreiben, kurz, sie wollten die nationale Wirtschaftsbasis erweitern und befestigen.

Dreißig Jahre nur hatte Deutschland Zeit, seine Kolonien zu entwickeln. Dreißig Jahre nur hat die Erfüllung eines Traumes von Jahrhunderten gedauert. Es waren dreißig erfolgreiche Jahre, wenn auch Sinn und Zweck dieser Kolonien ihrem tiefsten Wesen nach im Zickzackkurse einer abgelebten Zeit nicht erfüllt worden sind. Dennoch war das deutsche Volk wie kein anderes berufen, Kolonien zu entwickeln, denn die Geschichte lehrt uns, daß das deutsche Volk seit dem Beginn der Geschichte überhaupt die Hauptquelle der europäischen Kolonisation war. Und wenn auch die Kolonialstaaten der Goten, Vandalen, Langobarden, Schwaben und Franken als solche keinen Bestand hatten: die Besiedlung hinfälliger Länder und Völker, die Pflanzung neuen Lebens, die

Erneuerung alter oder die Schöpfung neuer Kulturen ist die unvergänglich nachwirkende Kulturtat der Germanen.

Und wie sah es dann im Mittelalter um die deutschen Bemühungen um koloniale Beziehungen aus?

Deutschland, das sich im 15. und 16. Jahrhundert höchster wirtschaftlicher Blüte erfreute, und dessen Handel und Gewerbe ganz Europa versorgte, hätte Bedarf an Gebieten gehabt, aus denen es billig Edelmetalle und Rohstoffe aller Art beziehen und wohin es seine Erzeugnisse und seine Auswanderer lenken konnte. Strömten doch schon damals Scharen von deutschen Menschen ins Ausland. Deutsche Söldner dienten in allen europäischen Heeren. Deutsche Landsknechte und Kaufleute haben damals an der Erschließung der Welt mitgewirkt.

Durch die Hand der deutschen Städte ging jahrhundertelang der Handel mit den kostbaren Erzeugnissen Indiens, die Hand deutscher Meister veredelte sie. Diese Rohstoffe kamen, solange der Seeweg nach Indien um Afrika herum und die Neue Welt nicht entdeckt waren, über Ägypten nach Europa und Deutschland. Die großen Entdeckungen aber machten mit einem Schlage dem Handel mit Indien ein Ende. Die Portugiesen brachen die Macht derer, die diesen Handel vermittelt hatten, und lenkten ihn gewaltsam um Afrika herum in ihre Häfen. Von hier aus vertrieben holländische Schiffe, mitunter auch englische, die kolonialen Erzeugnisse in der übrigen Welt. Die Wirtschaft Europas erfuhr durch diese Verschiebung der Handelswege eine vollkommene Umgestaltung, die die schwerwiegendsten Folgen haben sollte. Deutschland verlor seine begünstigte Stellung als Vermittler kolonialer Waren, es wurde von Holland und England verdrängt. Sein Wirtschaftsleben erfuhr schwerste Schädigungen, und sein politisches Ansehen sank im gleichen Maße wie sein Wohlstand. Die Macht des Kaisers wurde völlig schattenhaft. Das Reich zerfiel in zahlreiche ohnmächtige Kleinstaaten. Allein die Erblande der Habsburger behaupteten ihre Großmachtstellung. Deutschland wurde der Spielball Europas und das Feld, auf dem die inzwischen erstarkten Nachbarn ihre Kämpfe ausfochten. Die Häfen Norddeutschlands gerieten in die Hände der Niederländer, Dänen, Schweden, Polen und Russen, ihr Handel völlig in die Gewalt dieser und anderer seefahrender Völker. Über ein Jahrhundert hat es gedauert, bis man sich in Deutschland der Nachteile und der Schmäligkeit dieses Zustandes allgemein bewußt wurde.

Die deutschen Ströme waren durch Vernachlässigung vielfach unbefahrbar geworden. Zahllose Zollhäuser an den Grenzen der vielen Kleinstaaten erschwerten die Benutzung der Landstraßen. Der Weg von der Ostsee zur Nordsee war vom guten Willen der Dänen, die die verbindenden Wasserwege beherrschten, abhängig, und seine Benutzung mußte durch die Bezahlung des Sundzolles erkauft werden. Wie die deutschen Städte und ihre weltbekannten Handelshäuser waren auch die reichen Stadtrepubliken Italiens und ihre großen geschäftlichen Unternehmungen durch die Verschiebung der Wege des Weltverkehrs ruiniert worden. Vom Vermittler des Handels Indiens nach dem nördlichen Europa war Deutschland in die Rolle des Zwischenhändlers zwischen den westlichen Seemächten und Rußland nebst Orient herabgesunken. Und selbst dieses bescheidene Geschäft suchten ihm England und Holland nach Kräften aus den Händen zu winden.

Deutsche, namentlich süddeutsche königliche Kaufleute ließen nichts unversucht, sich an den spanischen und portugiesischen Unternehmungen zu beteiligen. Ein Beauftragter der Welser, Simon Seitz, gründete 1503 mit dem König Manuel von Portugal eine deutsch-indische Handelsgesellschaft, der große Kartenzeichner und Gelehrte Peutinger machte die Almeida-Expedition nach Indien mit. Die spanischen Eroberungen in Mittel- und Südamerika sind nicht zuletzt von deutschen Kaufleuten finanziert worden. Kaiser Karl V. lieh sich von dem reichen Bartholomäus Welser über 12 Tonnen Goldes gerade für koloniale Zwecke, und so war es verständlich, daß er im Jahre 1526 namens der Krone Kastiliens dem Hause Welser einen Teil Venezuelas rings um die jetzige Hauptstadt Caracas als ehrliches Familienlehn übertrug, das die Welser aber 20 Jahre später an die spanische Krone zurückgeben mußten. In ihrem Auftrag hat Philipp von Hutten

Forschungsreisen nach Südamerika durchgeführt, der deutsche Landsknecht Schmiedel lieferte die erste Beschreibung Argentiniens, deutsche Soldaten standen gerade bei der Erschließung der La-Plata-Länder immer wieder im Dienste der spanischen Vizekönige. Deutsche standen an der kolonialen Front.

In diese Epoche fielen auch die Kolonialversuche des Ersten Reiches und Kurbrandenburgs, Kaiser Karls VI. und des gewandten und bedeutenden Hohenzollers Friedrich Wilhelm. Beide Monarchen wollten eine von fremden Staaten unabhängige und nicht mehr an sie angelehnte deutsche Kolonialpolitik.

Im Ersten Reich gründete Kaiser Karl VI. im Jahre 1723 in Ostende eine deutsche ostindische Kompagnie. Bei Madras und am Hugli wurden deutsche Niederlassungen gegründet, die sich sehr gut entwickelten. Die kleinliche Eifersucht Hollands, Frankreichs und Englands machte diesem Unternehmen nach sieben Jahren ein Ende, der Kaiser erkaufte 1731 Englands Zustimmung zur Pragmatischen Sanktion mit der Zurückziehung seines Privilegs, und die Niederlassungen in Indien erlagen den Angriffen der aufgehetzten Eingeborenen. Zurückblickend können wir sagen: es konnte nicht anders kommen, denn diese Kolonialversuche stützten sich nicht auf den geballten Willen einer einigen Nation. Außerdem gingen dem Kaiser die Interessen seiner Hausmacht über das künftige Wohl des Reiches.

Der Brandenburger hatte die Unwürdigkeit und die Gefahren der Lage, in die Deutschland allmählich von den Kolonialstaaten hineingebracht worden war, erkannt. Er hatte seine Jugendjahre in den Niederlanden verbracht und hatte da vollen Einblick in die Bedeutung kolonialen Besitzes für staatliche Entwicklung genommen, denn Holland stand damals auf der Höhe seiner Seemacht und kolonialen Geltung. Aber was fand der Zwanzigjährige bei seinem Regierungsantritt vor? Ein durch den Dreißigjährigen Krieg verarmtes Land. Von Beginn seiner Regierung an betrieb er dennoch fortgesetzt Pläne zum Erwerb überseeischer Besitzungen. Sie sollten seinen Staat im Handel unabhängiger von den großen Kolonialstaaten machen und ihm zur Bildung einer eigenen Handelsflotte Gelegenheit geben. Aber zunächst hatte er die Schweden aus Deutschland zu entfernen. Dann erstrebte er den Gewinn einiger Nord- und Ostseehäfen als Grundlage für seine überseeischen Pläne, die die Zeit von 1647 bis 1682 brauchten, um auszureifen. Mit bewunderungswürdiger Geduld verfolgte er eine Reihe von Entwürfen. Holländische Handelshäuser, die nicht zur Holländisch-Indischen Kompagnie gehörten, hätten gern die kurbrandenburgische Flagge benutzt, um unter ihrem Schutz eine neue Indische Gesellschaft ins Leben zu rufen. Der Plan stand aber auf zu schwachen finanziellen Füßen und wurde fallen gelassen. Dann wollte der Große Kurfürst eine dänische Besitzung an der indischen Koromandelküste, Tanquebar, kaufen. Eine deutsche Gesellschaft, zu der die Hansestädte und Kurland herangezogen werden sollten, war für die Bewirtschaftung in Aussicht genommen. Aber auch dieser Plan scheiterte.

Nun entschloß sich Friedrich Wilhelm, an ein Zusammengehen mit Österreich zu denken. Er schlug 1660 in Wien die Gründung einer Reichsflotte und Schöpfung einer großen deutschen Handelskompagnie vor. Angesichts der nahen Beziehungen Österreichs zu Spanien sollte das neue Unternehmen in Zusammenarbeit mit dieser Macht vorgehen, die in dauerndem Streit mit England und Holland lag, und die Aufgabe haben, diesen beiden Ländern das Monopol des Kolonialwarenhandels in Deutschland zu entreißen. Ein Plan von wahrhaft größtem Ausmaß! Aber in Spanien scheute man offenbar das Zusammengehen mit dem ketzerischen Kurbrandenburg und konnte sich zu keinem Entschluß aufraffen. Nach einem letzten Versuch mit England, der an den englischen Monopolisierungsbestrebungen des indischen Handels scheiterte, versuchte es dann der Große Kurfürst auf eigene Faust.

Der holländische Seemann Raule hatte dem Brandenburger mit einer gemieteten Flotte gegen die Schweden gute Dienste geleistet. Er kannte die Westküste Afrikas, den Negerhandel und wußte, wo eine Möglichkeit zur Anlage einer Faktorei bestand. Nach anfänglichen Mißerfolgen schlug

Raule dem Kurfürsten die Gründung einer eigenen Gesellschaft in Westafrika vor. Sie sollte Handelsmonopol, Zollfreiheit, militärischen Schutz und eine Befestigung in Westafrika erhalten. Das Fort sollte an der Goldküste auf Grund eines Vertrages errichtet werden, den 1680 eines der Rauleschen Schiffe mit einem dortigen Negerhäuptling abgeschlossen hatte. Zwei Schiffe wurden nach Afrika entsandt, und Neujahr 1683 konnte an der Goldküste das Fort Groß-Friedrichsburg gegründet und die brandenburgische Flagge gehißt werden.

Inzwischen war dem Kurfürsten die Erwerbung Ostfrieslands geglückt. Emden eignete sich vorzüglich als Hafen für das afrikanische Unternehmen, und deshalb kam auch sein Sitz hierher. Indessen, die Geschäfte der Kompagnie litten nicht allein unter fortgesetzten Gewaltstreichen von französischer und holländischer Seite gegen ihre Schiffe, sondern auch unter der Unredlichkeit und Schlechtigkeit der Angestellten.

Draußen in Groß-Friedrichsburg hatte sich inzwischen eine große Anzahl von Negerstämmen, vor allem um Schutz vor Sklavenhändlern zu finden, unter die kurbrandenburgische Herrschaft gestellt. In dem Vertrag mit ihnen hieß es dann auch, daß „der Kurfürst die Neger in keiner Not verlassen, ihnen Weib und Kind nicht wegnehmen oder verkaufen, sie auch gegen die holländische Nachbarkolonie verteidigen würde“. Hier kam der Schutzcharakter der ersten deutschen Kolonialunternehmung in Afrika bereits zum Ausdruck.

Groß-Friedrichsburg wurde dann noch bis zum Ende der Regierung Friedrichs I. durchgeschleppt. Als Friedrich Wilhelm I. an die Regierung kam, war es seine erste Sorge, Käufer für die afrikanische Niederlassung zu finden. Im Jahre 1720 wurde sie für 7200 Dukaten und 12 Mohren, von denen 6 goldene Ketten trugen, an die Holländisch-Westindische Kompagnie verkauft. Es ist bezeichnend, daß die brandenburgische Herrschaft bei den Negern zur Sage von einer glücklichen und guten Zeit, von wohlgesinnten, weißen Männern, die keine Sklaven geraubt und den Eingeborenen viel Gutes getan hätten, geworden ist.

Die Afrikanische Kompagnie verkrachte mit einem Bankrott von 1 Million Talern, ein schwerer Schlag für Brandenburg-Preußen und für das an sich nicht reiche Herrscherhaus, das einen Teil seines Privatvermögens dabei einbüßte.

Diese traurigen, in Preußens schwieriger geographischer und politischer Lage begründeten Erfahrungen haben Friedrich den Großen nicht gehindert, überseeischen Plänen aufs neue sein Augenmerk zuzuwenden. Die Rücksichtslosigkeit der die See beherrschenden Völker zwang eben immer wieder dazu, die Ausbildung eigener Verbindungen mit überseeischen Ländern ernstlich ins Auge zu fassen. Im Jahre 1750 schon entstand in Emden aufs neue eine Asiatische Handelsgesellschaft. Sie erhielt Korporationsrechte und Zollbegünstigungen zugesichert, konnte aber bei der Ungunst der Zeit zu keiner Entwicklung kommen. Im Jahre 1772 schuf der große König die Seehandlungsgesellschaft, die unter gewissenhafter Leitung sich bis heute erhalten hat. Eigentliche koloniale Gründungen hat sie aber niemals unternommen. Praktischer waren die Vorschläge Nettelbecks, der dem König im Jahre 1786 den Plan zur Erwerbung einer Kolonie in Suriname vorschlug. Der König hat den Plan auch in Erwägung gezogen. Ehe er sich aber entschied, ereilte ihn der Tod. Sein Nachfolger widmete der Sache keine Aufmerksamkeit.

Die 1807 von Napoleon I. verhängte Kontinentalsperre, mit der er England niederzuringen glaubte, hat während sechs langer Jahre weite Kreise Europas darüber aufgeklärt, was völliger Mangel an Kolonialwaren bedeutet; man fühlte es in Preußen-Deutschland am eigenen Leibe und konnte sich dennoch zu entschlossener Tat nicht aufraffen, zumal der Unternehmungsgeist durch die Franzosenzeit gelähmt war. Lieber gingen die Deutschen dieser Zeit, von der Hoffnung auf ein besseres Leben getrieben, aus dem Vaterlande hinaus, nach Übersee. Und damit kommen wir zu dem traurigen Kapitel der Auswanderung.

Folgende Beweggründe bestimmen jede Art von Auswanderung: politische Verfolgung sowie Glaubens- und Gewissenszwang, Naturereignisse, Krieg, Not- und Hungerszeiten und Arbeitslosigkeit infolge von Übervölkerung. Alle fünf Erscheinungen sind Merkmale schwerer Krankheit am Staatskörper, deren Beseitigung oberste Pflicht jeder Regierung ist. Unser deutscher, im Volkscharakter begründeter Antrieb zur Auswanderung war dagegen vornehmlich: unbändiger Drang zu schöpferischer Betätigung und romantisches Hingezogenfühlen zur unbekannten Fremde. Was aber auch immer die Veranlassung gewesen sein mag, die Auswanderung deutscher Volksgenossen hat einen so ungeheuren Verlust an deutscher Volkskraft ergeben, daß alle anderen Schäden, die den deutschen Volkskörper betroffen haben, im Vergleich zu diesem unbedeutend erscheinen. Und hier wird nun klar, daß, wenn das deutsche Volk auch als Nation bei der Eroberung des Erdraumes nicht die ihm gebührende Stellung einnahm, es in seinen Gliedern einen vollkommen gleichwertigen, wenn nicht höheren Anteil an der friedlichen Durchdringung, Urbarmachung, Verbesserung und Veredelung der Erdoberfläche aufzuweisen hat als jedes andere Kulturvolk.

Sehen wir von der Verbreitung der Deutschen in Europa ab, so finden wir, daß die Ströme deutscher Auswanderung sich über die ganze Welt ergossen haben. Das Deutschtum in Übersee macht die Zahl von über 14700000 aus. Alle diese deutschen Menschen gingen damals mehr oder weniger dem deutschen Volk und seiner Wirtschaft verloren. Und wie sah es auf der anderen Seite, um die in der Heimat verbliebenen aus? Das Grundprinzip der deutschen Wirtschaft wurde, wenn auch durchbrochen, das des Freihandels. Diejenigen Erzeugnisse der deutschen Industrie, die der deutschen Volkswirtschaft draußen, auf dem Weltmarkte, eine besondere Bedeutung gaben, wurden besonders stark entwickelt, Deutschland wurde in immer steigenderem Maße ein Ausfuhrland hochwertiger Industrieerzeugnisse. Schon 1912, als Deutschland nach 41 Friedensjahren auf der Höhe seiner weltwirtschaftlichen Erfolge dicht hinter England marschierte, stellte Mönckmeier in seinem Buche „Die deutsche Auswanderung“ fest: „Mit seinen Auswanderern hat sich Deutschland einen mächtigen Nebenbuhler im Kampf um den Platz an der Sonne geschaffen und hilft alljährlich mit vielen Tausenden seiner Arbeitskräfte die Leistungsfähigkeit dieses Nebenbuhlers (gemeint sind die Vereinigten Staaten) zu vergrößern.“ Die Erfahrungen des Weltkrieges haben uns die Wahrheit dieser Behauptung tief in die Seele gebrannt.

Kein Wunder also, daß mit wachsendem Wohlstand, in den vierziger Jahren, ein neuer Ausdehnungsdrang in Deutschland erwachte. In weiten Kreisen begann man den Verlust der vielen Auswanderer zu bedauern und die volle Abhängigkeit im Handel von England und Frankreich als drückend zu empfinden. Der Ruf nach Kolonien, nach eigenen Kolonien, in denen die überschüssigen Landeskinder untergebracht werden und der deutsche Unternehmungsgeist Betätigung finden konnte, wurde immer lauter. Aber es sollten noch weitere vierzig Jahre ungenutzt verstreichen. Dann betonte Bismarcks Mitarbeiter, Lothar Bucher, als erster Deutschlands Recht, ebensogut wie die anderen Staaten für seine Zwecke in überseeischen Ländern Besitzungen zu erwerben.

Und als Bismarck sich dann zur Überraschung der Welt Ende 1882 entschloß, dem Bremer Kaufmann Lüderitz den Schutz des Reiches für seine Landerwerbung in Südwestafrika zuzusagen, als er den Generalkonsul Gustav Nachtigal im Frühjahr 1884 nach Westafrika entsandte, da war es endlich soweit: das Zweite Reich hatte sich durch die Initiative deutscher Kaufleute nach Übersee führen lassen! Und nun prägte Bismarck den kolonialen Grundsatz: „Kolonialpolitik ist nur möglich, wenn sie von einer Mehrheit des nationalen Wollens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird.“

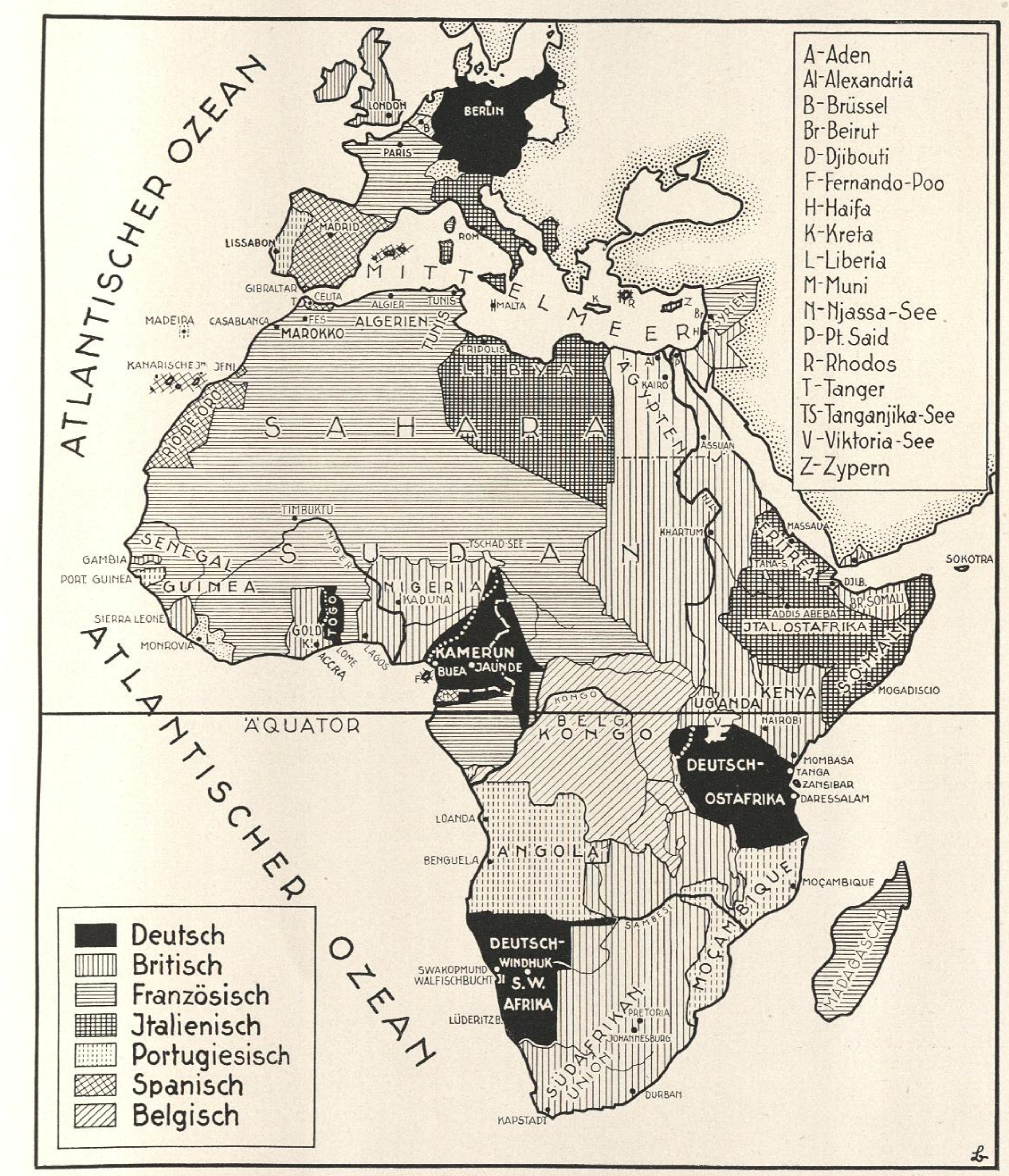
Wie sah es aber mit einer Mehrheit des nationalen Wollens in dieser Zeit aus?

Bismarck war nur zögernd und unter steter und peinlicher Vermeidung von Differenzen mit England und Frankreich daran gegangen, die von wagemutigen deutschen Privatleuten erworbenen Gebiete in die Verwaltung des Reiches zu übernehmen. Ursprünglich wollte er ja nur Handelsgesellschaften, im besten Sinne des Wortes, mit dem Rechte, eine Schutztruppe zu halten, Geld zu prägen, Briefmarken herauszugeben, alles das unter dem Schutze des Reiches. Er erkannte wohl, daß er mit dem Erwerb von Kolonien die Grundlagen des preußisch-deutschen Reiches und seinen auf den Osten

gerichteten Aufgabenkreis überschritt. Aber auch er stand unter dem Banne eines Wirtschaftsliberalismus, der unvermeidbar wie das Schicksal die Welt zu beherrschen schien, und hielt es wohl für besser, das Reich beizeiten noch als Teilhaber in die Weltwirtschaft und ihre sogenannte Raumpolitik einzufügen, als den auf die Dauer undurchführbar erscheinenden Weg des sich selbst genügenden Wirtschaftsstaates zu gehen. Wohl suchte er die Landwirtschaft durch Schutzzölle und Förderung ihrer größtmöglichen Ertragsfähigkeit im Großbetrieb zu halten, die der deutschen Volkswirtschaft zufallende Rolle sah aber auch er in der Entwicklung der Großindustrie und des Ausfuhrhandels, trotz der offenbaren Schäden, die sie dem deutschen Volkskörper zufügte. Tropische Kolonien waren geeignet, der Industrie die nötigen Rohstoffe, der Volkswirtschaft die unentbehrlichen Nahrungs- und Genußmittel durch eigene Erzeugung billiger zu liefern, als sie im Handel zu haben waren. Eine starke, durch Erweckung neuer Bedürfnisse zu nützlicher Arbeit erziehbare Eingeborenenbevölkerung bot der Ausfuhr deutscher Waren neue Absatzmärkte. Die deutsche Schiffahrt durfte mit starker Belebung rechnen. Und nicht zuletzt erschlossen diese neuen Aufgaben zahlreichen Deutschen neue Erwerbsmöglichkeiten, ja, es war damals denkbar, daß der Strom der Auswanderung nach dem Neuland abgelenkt und dem Vaterlande erhalten werden konnte. Das waren die Gründe, mit denen damals Kolonialwerbung betrieben wurde, und es war merkwürdig, daß gerade die ihrem Wesen nach weltwirtschaftlich eingestellte, jüdisch-liberale Demokratie alle Kolonialpläne scharf bekämpfte. Offenbar hatten überstaatliche Mächte ihre Hand dabei im Spiel.

Einmal entschlossen sicherte Bismarck dann aber auch dem Reich innerhalb weniger Jahre den Besitz der großen Gebiete in Afrika und in der Südsee. Und dann begann die Arbeit. Dreißig Jahre hat Deutschland nur Zeit gehabt, die Kolonien zu entwickeln, bis der Weltkrieg ausbrach, eine wahrhaft lächerlich kurze Zeit im Vergleich zur Kolonialgeschichte der anderen europäischen Völker. Keineswegs alle Zeitgenossen sind sich der Größe der Aufgabe, vor die das deutsche Volk gestellt war, bewußt gewesen. Es war vielleicht eine der allergrößten kolonialen Aufgaben, die jemals einem Volke in Europa gestellt worden ist. Aber, so kurz die Spanne von dreißig Jahren auch nur für die deutsche Kolonialarbeit war, eins ist gelungen: es wurden die Grundlagen für eine deutsche koloniale Tradition geschaffen, wie sie reiner und würdiger nicht gedacht werden kann. Des zur stolzen Erinnerung und zugleich zur Mahnung wollen wir nun unsere einzelnen Schutzgebiete betrachten, ihre Geschichte, ihre Entwicklung, ihren wirtschaftlichen Wert und ihre Schönheit kennenlernen.

Schier unerschöpflich ist ihr Reichtum und leider zu kurz ein Menschenleben, um alle die Fülle an Schönheit fassen und bewältigen zu können.



Die Verteilung der kolonialen Räume in Afrika unter die europäischen Mächte bis zum Jahre 1939

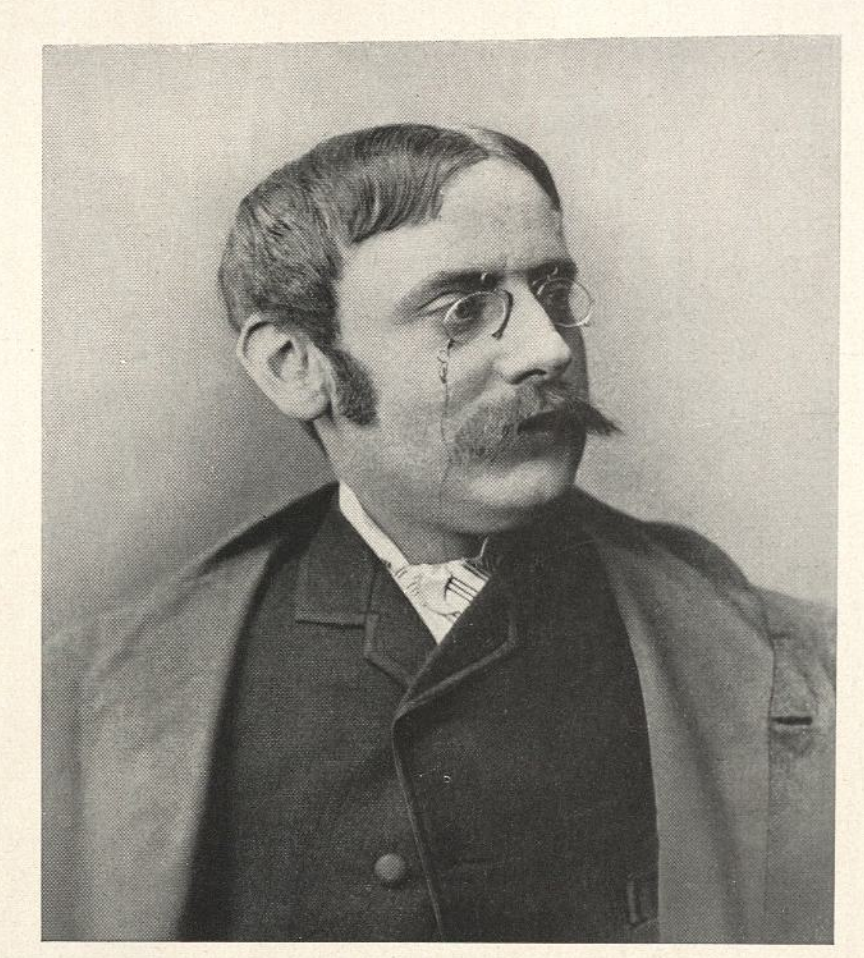
Deutsch-Ostafrika

Ostafrika, das der Durchschnittseuropäer lange Zeit nur ethnographisch und wirtschaftspolitisch zu betrachten gewohnt war, hat eine lange und ereignisreiche Geschichte. Sumerer, Phönizier, Ägypter, Perser, um das Jahr 1000 auch Chinesen und Inder, haben die Ostküste berührt, sind z. T. weit in das Innere Äquatorialafrikas vorgedrungen und haben mehr oder weniger große Macht ausgeübt. Den kulturellen Nachwirkungen dieses Einflusses kann man heute bis tief ins Innere des schwarzen Erdteils nachspüren. Zahlreiche afrikanische Völker und Stämme haben im steten Hin- und Hergewoge ihre Machtgebiete ausgebreitet und mächtige Hirtenstämme haben in zahllosen Wellen weiteste Teile von Afrika durchflutet. Phönizische Schiffe sollen bereits von Osten her eine Umschiffung des afrikanischen Erdteils ausgeführt haben. Eine zur Zeit der griechischen Ptolemäer etwa um 80 v. Chr. geschriebene Segelanweisung für das Rote Meer und die benachbarten Teile des Indischen Ozeans, der Periplus, beschreibt die Lage und Bevölkerung des Landes Azania (Ostafrika) und nennt als südlichsten bekannten Punkt „Rhapta", etwa in der Gegend der heutigen Rufijimündung. Auch die Insel Menuthias, das heutige Sansibar, war dem Periplus bekannt.

Seit dem 8. Jahrhundert begannen die Araber in Afrika eine Rolle zu spielen. Aus den Sultanaten Yemen, Hadramaut und Oman kommend, gründeten sie eine große Anzahl von Niederlassungen in Ostafrika. Als fanatische Mohammedaner verbreiteten sie den Islam über einen großen Teil von Afrika, dehnten aber auch ihre Handelsbeziehungen immer weiter südöstlich aus; die Handelsplätze Malindi, Mogadiscio und Lamu sind in dieser ersten Kolonisationsperiode an der Ostküste entstanden. Gleichzeitig mit der arabischen Invasion fand eine vielleicht noch größere von Persern statt, denen die Gründung einer Reihe von Städten zuzuschreiben ist, so die von Kilwa im Jahre 975. In eigenartigen Bauten haben sie ihre Spuren in Mombasa, Tanga, Bueni, Daressalam, Kilwa, Kisiwani und auf den Inseln Pemba und Sansibar hinterlassen.

Im Jahre 1498 umschiffte der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama als erster das Kap der Guten Hoffnung, und damit begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte Ostafrikas. Denn als die Portugiesen immer häufiger und zahlreicher in den Indischen Ozean kamen und Stützpunkte für ihre Fahrten nach Ostindien suchten, da fanden sie bereits blühende arabische und persische Niederlassungen vor. Schon 1506 fielen Mombasa und Kilwa in die Hände der Portugiesen. Aber die portugiesische Herrschaft stand nicht auf starken Füßen, und mit dem Niedergang ihrer Seemacht und dem Verfall ihres Kolonialbesitzes mußte sie einen der eroberten Plätze nach dem anderen räumen, bis im Jahre 1784 von dem ehemals großen Besitz an der ostafrikanischen Küste nichts weiter übrigblieb als Moçambique, das sich bis heute unverändert in portugiesischem Besitz befindet.

Unter den Feinden der Portugiesen waren es besonders die Maskataraber, die ihnen einen Platz nach dem anderen abnahmen. Die Sultane von Maskat, die zugleich als oberste Priester den Titel „Imam von Maskat" führten, vertrieben durch ihre starke Seemacht die Portugiesen zuerst aus Indien und dann aus fast allen Plätzen Ostafrikas. 1840 verlegte Sultan Seyid Said seine Residenz von Mas-



Dr. Carl Peters, der Erwerber von Deutsch-Ostafrika

kat nach Sansibar und führte fortan den Titel „Sultan von Sansibar und Oman". Nach seinem Tode zerfiel das Reich. Das arabische Afrika erhielt der zweite Sohn Said Seyid Madjid, der ältere das ärmere Sultanat Oman. Sansibar war durch seine Kokos- und Gewürznelkenplantagen zu großem Wohlstand gelangt.

Der Einfluß der Araber, der nach Süden bis zum Rovuma reichte, verbreitete sich auf dem Festland rasch, weil die untereinander uneinigen Negerstämme den Raubzügen der Araber keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Der Hauptzweck dieser Eroberungszüge war die Erbeutung von Elfenbein und Sklaven. Diese wurden zunächst für die Sultansplantagen auf Sansibar und Pemba gebraucht. Als hier der Bedarf gedeckt war, wurden die im ostafrikanischen Binnenlande geraubten Sklaven über See nach Arabien verschifft, das ganze Osmanische Reich wurde allmählich mit Sklaven aus dem späteren Deutsch-Ostafrika versorgt. Und je tiefer die arabischen Sklavenexpeditionen angesichts bereits entvölkerter Küstengebiete ins Innere vordringen mußten, um so grausamer wurden diese Menschenjagden betrieben; man geht nicht fehl, wenn man die Zahl der Neger, die bei den Überfällen und Transporten ihr Leben lassen mußten, damit ein Sklave nach Übersee geliefert werden konnte, auf acht bis zehn veranschlägt. Und je weiter die Araber ins Innere vordrangen, um so dringlicher wurde für sie die Notwendigkeit, feste Stützpunkte für ihre Menschenfangunternehmen zu schaffen, und so entstanden die großen Sklavenumschlagplätze des Innern: Tabora und Udjidji. Hier waren die Araber die unbedingten Herren. Man braucht nur an die Namen Tippu Tip oder Rumaliza zu denken und an die Schreckensherrschaft, die beide ausübten, um sich eine Vorstellung von der fast unbeschränkten Macht machen zu können, die die Araber auch auf dem Festlande ausübten und die sogar einige unserer großen deutschen Forscher zu spüren bekommen haben.

Auf Seyid Madjid folgte sein Bruder Said Bargasch, unter dessen Regierung sich dann die Aufteilung des eigentlichen Blocks von Afrika unter die europäischen Mächte vollzog.

Mit der Zeit gerieten die äußerlich so mächtigen Araber Ostafrikas in die finanzielle Abhängigkeit der Inder. Sie waren es, die die Menschenjagden bar bevorschußten und Sklaven und Elfenbein für die hingegebenen Kredite in Zahlung nahmen. Alle Araber, selbst Tippu Tip und Rumaliza, waren den reichen indischen Geldleuten in Sansibar so tief verschuldet, daß die Inder eigentlich die Herren des Landes waren. Und die britische Staatsangehörigkeit der Sansibar-Inder ausnutzend, trachtete der kluge und energische britische Generalkonul in Sansibar, Sir John Kirk, danach, den englischen Einfluß an der afrikanischen Ostküste auszudehnen und zu vertiefen. Kirk galt zu Beginn der achtziger Jahre als der ungekrönte König von Sansibar.

Für die geographische Erforschung des heutigen Deutsch-Ostafrika haben weder die Portugiesen, noch die Araber wesentlich Beiträge geliefert. Die ersteren sind nicht über die Küstenstriche hinaus ins Innere vorgedrungen, und den letzteren fehlte die Fähigkeit, die von ihnen durchzogenen weiten

Gebiete aufzunehmen. Die eigentliche wissenschaftlich-geographische Erforschung Ostafrikas begann erst etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als geradezu ein Wettkampf um die Erschließung Afrikas begann! Reisende aller Nationen beteiligten sich an diesen wissenschaftlichen Arbeiten und haben in verhältnismäßig kurzer Zeit das nachgeholt, was jahrhundertelang versäumt worden war. Professor Wilhelm Sievers hat in seinem Werk „Afrika, eine allgemeine Landeskunde", eine Liste von Forschern zusammengestellt, die sich besondere Verdienste um die afrikanische Erkundung erworben haben; etwa hundertfünfzig Männer aller europäischen Nationen zählt er auf, und unter diesen finden wir eine große Anzahl von deutschen Namen, die mit der Geschichte Afrikas unauslöschlich verbunden sind und die uns Deutsche mit besonderem Stolz erfüllen.

Die stattliche Reihe der deutschen Forscher eröffnen L. Krapf und J. Rebmann, die in den Jahren



Das erste Erwerbungslager von Peters an der ostafrikanischen Küste

1848/49 den Kilimandscharo, den Kenia und den Meru entdeckten und deren bis dahin sagenhafte Lage bestimmten. Im nördlichen Teil des jetzigen Deutsch-Ostafrika hatte im Jahre 1861 von der Decken, der ein Jahr vorher mit dem am Nyassa ermordeten Reisenden Roscher eine Expedition in das Hinterland von Kilwa geführt hatte, eine erfolgreiche Reise unternommen, auf der er bis zum Kilimandscharo gelangte. 1862 wiederholte er diese Reise mit Kersten und bestieg den mit ewigem Eis bedeckten höchsten aller afrikanischen Berge bis zu einer Höhe von 4300 Metern. 1865 wurde der kühne Forscher im Somaliland am Juba ermordet.

Für die weitere, schon mehr ins einzelne gehende Erforschung von Deutsch-Ostafrika müssen wir die Reisen des Zoologen R. Böhm, des Astronomen E. Kaiser und des Geographen P. Reichard nennen, die zusammen seit 1880 im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", einer Gründung der „Gesellschaft für Erdkunde in Berlin", den südwestlichen Teil des jetzigen Deutsch-Ostafrika gründlich erforschten. Böhm starb bei der Erforschung des Lualaba und Kaiser erlag den Strapazen 1882 am Rukwasee. Der Tod der beiden ausgezeichneten deutschen Forscher bedeutete einen schweren Verlust für die deutsche Wissenschaft; glücklicherweise konnten die reichen Ergebnisse und

wertvollen Arbeiten dieser beiden hervorragenden Gelehrten von dem einzig überlebenden Mitglied der Expedition, P. Reichard, 1885 zusammen mit seinen eigenen Akten geborgen werden.

Im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft hat A. Fischer im Jahre 1882 begonnen, das Kilimandscharo- und Merugebiet zu untersuchen. Diese Reise führte ihn weiter bis zum Natron- und schließlich bis zum Naiwashasee. Von dieser Reise kehrte Fischer 1883 mit einer Fülle von neuen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen nach Deutschland zurück, ihm verdanken wir die ersten sicheren Nachrichten über die Massai.

In verhältnismäßig kurzer Zeit haben diese kühnen Männer erstaunliche Ergebnisse erzielt, und wir neigen uns vor ihrer Leistung um so mehr, wenn wir die beinahe lächerlich geringen Mittel in Betracht ziehen, die ihnen für ihre oft jahrelangen Reisen in völlig unbekannte Gegenden zu Gebote standen und die ihnen Entbehrungen aller Art auferlegten, von denen sich der heute in Afrika Reisende keinen Begriff machen kann.

Bis zum Jahre 1884 hatten die großen europäischen Nationen sich fast gleichmäßig an der Erforschung von Ostafrika, das noch niemand gehörte, beteiligt. Mit diesem Jahre schließt, wie Hans Meyer in seinem Werk „Das deutsche Kolonialreich" sagt, „die internationale Periode der Erforschung Deutsch-Ostafrikas", es beginnt nach der Besitzergreifung durch Deutschland die systematische Erforschung. Man kannte die ungefähre Lage der schneebedeckten Gebirge im Norden, der hohen Bergketten im Süden, der großen innerafrikanischen Seen, den ungefähren Lauf der großen Ströme, und man wußte die Namen der bedeutendsten Negerstämme. Alles aber, was abseits der von den Forschern gewählten Routen lag, war völlig unbekannt. Die nun folgende Einzelforschung blieb den deutschen Offizieren und Beamten, die mit der deutschen Besitzergreifung ins Land kamen, vorbehalten.

Das Jahr 1884 bedeutete für Ostafrika einen entscheidenden und bedeutenden Wendepunkt. Deutschland, das bis dahin überseeische Kolonien noch nicht besaß, legte seine starke Hand zur Überraschung und zum Ärger der Engländer und Franzosen auf weite und wertvolle Gebiete West- und Ostafrikas. Die treibende Kraft für die Besitzergreifung von großen Gebieten in Ostafrika war Dr. Carl Peters; ihm verdankte Deutschland den Erwerb seiner größten Kolonie Deutsch-Ostafrika. In ihm besaß Deutschland seinen gewaltigsten Kolonialpionier und ihn hat das Deutschland seiner Zeit so niederträchtig behandelt wie keinen anderen.

Dr. phil. Carl Peters wurde am 27. September 1856 zu Neuhaus an der Elbe geboren. Nach seiner Promovierung hatte er, der Einladung eines in England angesehenen Onkels folgend, die Jahre 1881 bis 1883 in London zugebracht und dort Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse erlangt. Es waren das die Jahre, in denen auch in Deutschland weitblickende Männer im Deutschen Kolonialverein die koloniale Stimmung angeregt und gefördert hatten. Peters fand denn auch im Jahre 1883 bei seiner Rückkehr nach Deutschland in einzelnen deutschen Kreisen schon eine gute koloniale Stimmung vor, auf der er weiter bauen konnte. Der Kolonialverein lehnte zwar zunächst noch ein eigenes praktisches Vorgehen in Afrika ab. Das Gegenteil aber wünschte Peters; und deshalb gründete er mit dem ausgesprochenen Zweck, eigenes deutsches Kolonialland zu erwerben, am 8. März 1884 die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, deren erster Vorsitzender Graf Behr-Vandelin, ein begeisterter Förderer der Petersschen Ideen, wurde. Peters übernahm selbst das Amt des Zweiten Vorsitzenden. Der Kolonialverein und die Peterssche Gesellschaft vereinigten sich 1887 zur Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

Schon in den ersten Monaten nach Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation gelang es Peters, die Geldmittel für eine zum Zwecke des kolonialen Gebietserwerbes abzusendende Expedition zusammenzubringen, und zwar im wesentlichen aus Kreisen des deutschen Mittelstandes. Verschiedene Projekte wurden erwogen, mußten aber wieder verworfen werden. Dann regte Graf Pfeil bei Peters an, auf Grund des Stanleyschen Reiseberichtes, das Gebiet westlich der Insel Sansibar für die

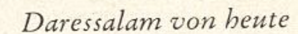


Daressalam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika

Hafen von Daressalam

Die reizvolle deutsche Stadt unter Palmen ist Ausgangspunkt der 1240 km langen Mittellandbahn und besitzt einen von Natur gegebenen Hafen.





Daressalam von heute



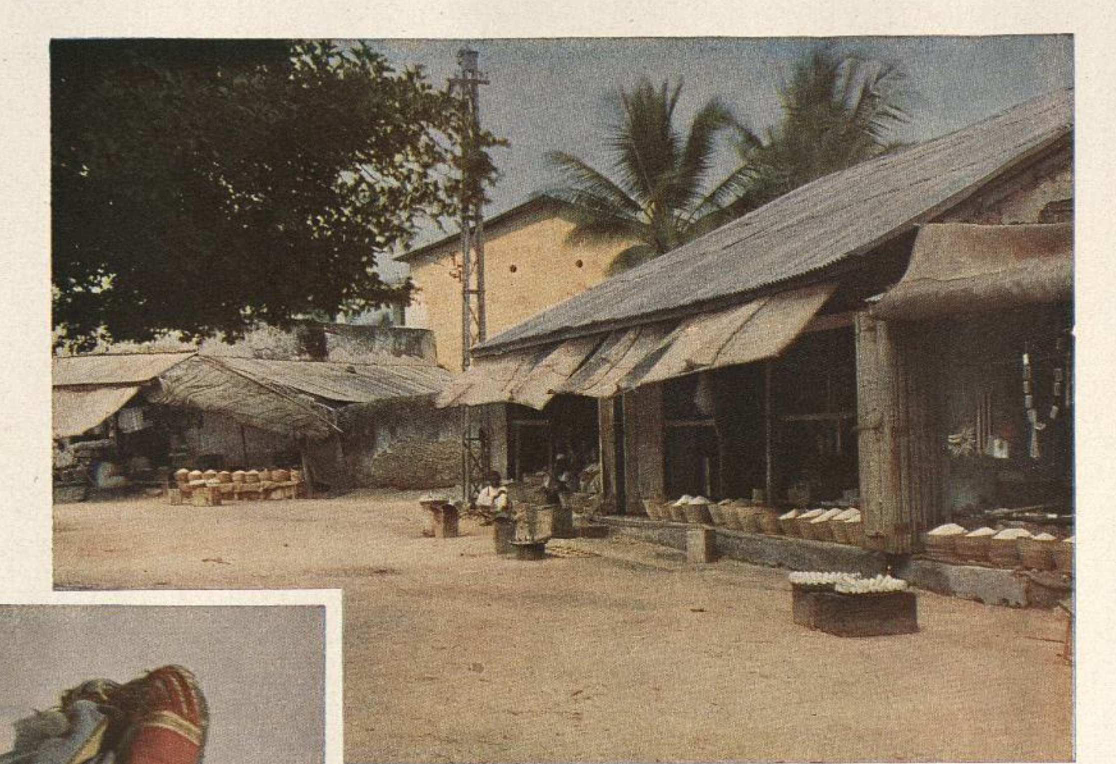
Europäer-Krankenhaus



Unter deutscher Verwaltung entstand in Daressalam das im Kolonialstil erbaute Gouvernementskrankenhaus mit vorbildlichen Einrichtungen.

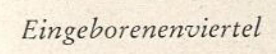
Inderviertel

Der gesamte Kleinhandel mit den Eingeborenen liegt in den Händen der Inder, die einen großen Teil der Bevölkerung ausmachen.

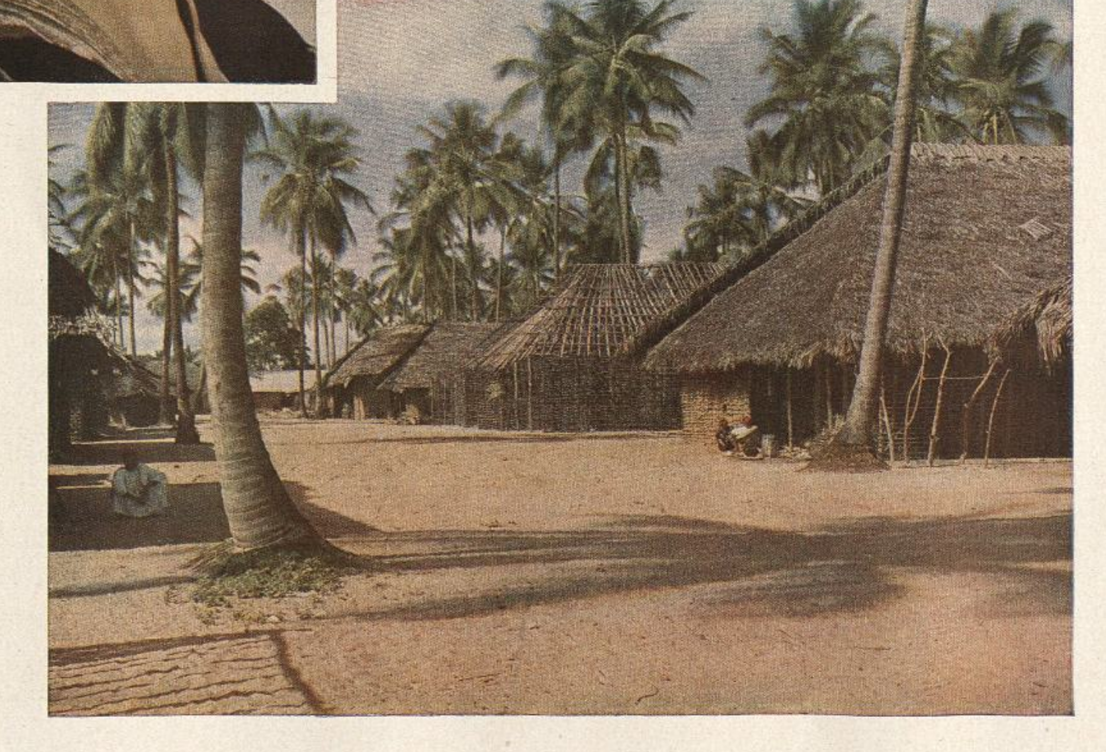


Araber-Scheich

Nach der Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika mußte zunächst die Macht der Araber gebrochen werden, die seit Jahrhunderten an der Ostküste Afrikas Sklavenhandel trieben und dadurch den Aufbau der Kolonie gefährdeten.



Eingeborenenviertel



In Daressalam entstand ein mustergültiges Eingeborenenviertel mit sauber angelegten Straßen und gesunden Wohnhütten für die schwarze Bevölkerung.

Hafen von Tanga



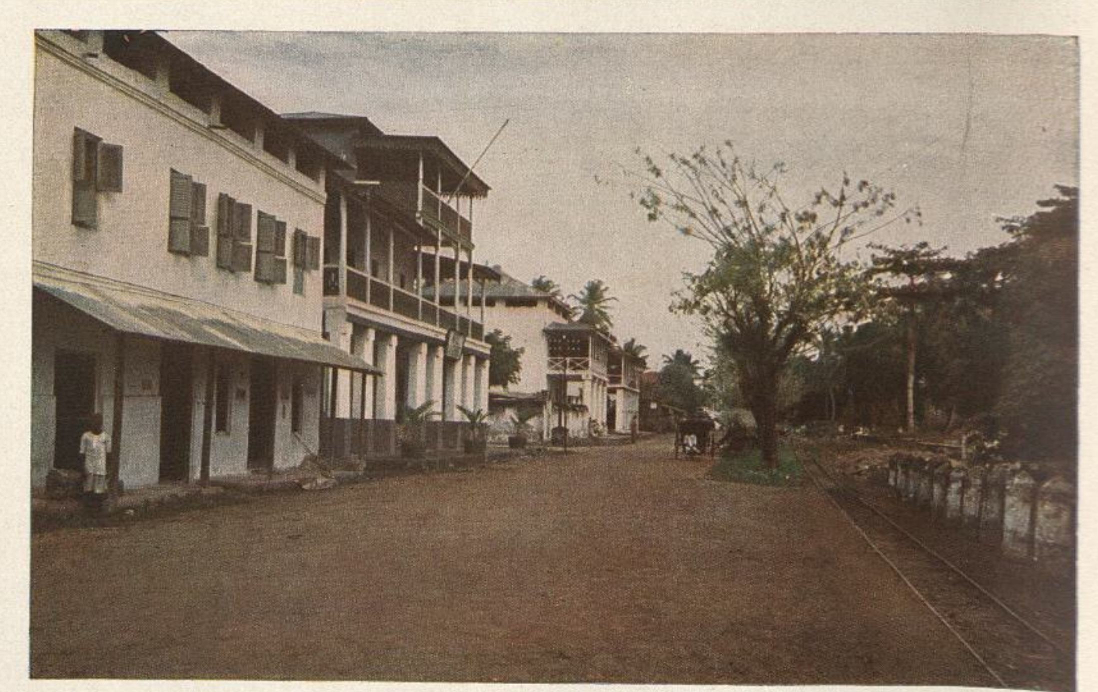
Hier versuchten im Anfang November 1914 die Engländer ein starkes Expeditionskorps zu landen, um mit einem Handstreich die Kolonie erobern zu können.

Bismarckplatz in Tanga



Tanga ist die nördlichste Hafenstadt von Deutsch-Ostafrika und Ausgangspunkt der 350 km langen Usambarabahn. Gegenüber dem deutschen Klubhaus steht das Bismarckdenkmal.

Straße in Tanga



Der heldenmütige Verteidiger von Deutsch-Ost, General von Lettow-Vorbeck, schlug am 3. bis 5. November 1914 bei Tanga entscheidend die Engländer.

Erwerbung ins Auge zu fassen. Peters stimmte zu und vertrat den Vorschlag beim Ausschuß der Gesellschaft, der ihn annahm und Peters mit der Führung des Unternehmens beauftragte. Ihm wurden seine beiden Schul- und Studienkameraden Dr. Jühlke und Graf Pfeil beigegeben. Der Kaufmann Otto schloß sich auf eigene Kosten dem Unternehmen an. Vom Ziel und Zweck derselben setzte Peters das Auswärtige Amt am 26. September 1884 in Kenntnis.

Den Geheimräten des Auswärtigen Amtes und selbst Bismarck war das selbständige, selbstbewußte und kompromißlose Auftreten dieses jungen berufs- und vermögenslosen Eroberers von eigenen Gnaden nicht sympathisch. Als die vier Männer, verkleidet und unter falschem Namen, in Sansibar eintrafen, werden sie vom deutschen Konsul mit der Mitteilung empfangen, daß das Deutsche Reich ihnen keinen Schutz gewähre. Peters erklärte nur kurz: „Ich bitte in Zukunft, mit dem Abschlagen einer Sache zu warten, bis ich um etwas bitte." Daß Bismarcks Anweisung an den Konsul nur eine Rückendeckung vor der Öffentlichkeit darstellte, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen.

Am 4. November 1884 erfolgte die Ankunft der Reisegefährten in Sansibar. Hier waren die Hamburger Firmen Oswald, Hansing & Co., Meyer & Co. vertreten, die nur Handel trieben und keine Absichten auf Landerwerb hatten. Sie unterstützten Peters deshalb ebensowenig wie das Auswärtige Amt. An dieses richtete Peters am 6. November 1884 ein durchaus sachliches Schreiben, in dem er ausführte, daß es ihm fernliege, in die Rechte eines anderen, auch des Sultans von Sansibar, gegen dessen Willen einzugreifen. Er betonte aber weiter, daß er auch nach der ihm gewordenen Erklärung auf dem Konsulat, sich noch der Hoffnung hingebe, für den Fall von Erwerbungen unabhängigen Gebietes den Schutz des Reiches zu erhalten.

Am 10. November 1884 erfolgte auf einer Dhau, dem in jenen Gewässern üblichen arabischen Segelfahrzeug, die Überfahrt der aus Gründen der Geheimhaltung schnellstens zusammengestellten Expedition nach dem Küstenplatz Sadani, dem Ausgangspunkt einer der sogenannten großen afrikanischen Karawanenstraßen ins Innere.

Von Sadani brach Peters mit seinen Gefährten ins Innere auf. Er zog durch die Landschaften Useguha und Nguru nach Usagara bis in das Tal des Mukondokwaflusses; dann ging der Rückmarsch von Peters und Jühlke auf der in Bagamoyo endenden Karawanenstraße vor sich. Von hier aus setzten sie wieder nach Sansibar über.

Die Safari auf den viel begangenen Karawanenwegen war eine ostafrikanische Alltäglichkeit, sie nahm nur fünf Wochen in Anspruch und erreichte am 17. Dezember in Bagamoyo ihr Ende. Aber so belanglos die Reise als solche war, das Ausmaß ihrer Wirkung auf das koloniale Geschehen war außerordentlich, denn am 4. Dezember 1884 bereits hatte Peters mit dem Sultan Muinin Sagara einen Freundschaftsvertrag über die uneingeschränkte Ausnutzung von Usagara abgeschlossen. Diesem Vertrage folgten weitere neun in Useguha, Nguru und Ukami. Die unabhängigen Häuptlinge dieser Landschaften traten der Gesellschaft für deutsche Kolonisation diejenigen Rechte ab, die nach europäischen Begriffen die Landeshoheit ausmachten. Die Gesellschaft aber nahm den Häuptlingen gegenüber die Verpflichtung auf sich, ihnen in ihrem Lande den erforderlichen Schutz gegen Feinde zu gewähren und insbesondere Sklavenräubern gegenüber zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig wurde die deutsche Flagge gehißt.

General a. D. Rochus Schmidt, Mitarbeiter Peters und einer der ältesten und bewährtesten Schutztruppenoffiziere aus Deutsch-Ostafrikas Frühzeit, sagt zu diesen Vertragsabschlüssen folgendes: „Über die Vertragsabschlüsse mit farbigen Häuptlingen ist damals und später im deutschen Volk mancher billige Scherz gemacht, andererseits aber auch bissig gespottet worden. Die Spötter berücksichtigen nicht, daß die Regierungen der europäischen Kolonialmächte seit jeher ebensolche Verträge als Rechtsgrundlage für ihre Gebietsannexionen angesehen hatten und daß auch in den Jahren 1884 und 1885 von den Kabinetten der Kulturstaaten solche Verträge gefordert wurden. Es ist ein Ausmaß von einfältiger Sentimentalität, statt der Prüfung vom Gesichtspunkt

des nationalen Nutzens die Frage aufzuwerfen: „Sind sich die Vertreter des farbigen Elements auch ganz klar über die Tragweite der von ihnen eingegangenen Verpflichtungen gewesen? Aber auch nach dieser Richtung hin können Zweifler beruhigt werden. Denn gerade die Häuptlinge und ihre Berater sowie die Volksmassen hatten gerade in ausgedehnten Gebieten Ostafrikas nach üblen von ihnen gemachten Erfahrungen die größte Furcht vor den Übergriffen der Araber sowie vor räuberischen Nachbarstämmen, die mordend, brennend und sklavenmachend in die Gebiete der friedlichen Stämme einfielen und das Land verwüsteten. Nun erwarteten die friedlichen Stämme von den Vertretern der deutschen Gesellschaft den ihnen vertraglich in Aussicht gestellten Schutz. Das reizte sehr, und daher waren diese Verträge auch von beiden Seiten durchaus ernst gemeint. Es herrschte eben vor dem tatkräftigen und wirksamen deutschen Eingreifen in kolonialer Frühzeit der Krieg aller gegen alle gerade auch in Ostafrika, die Greuel der Sklavenhändler hatten weite, vorher dicht bewohnte Gebiete entvölkert.“

Nach seiner Rückkehr in Sansibar ließ Peters seinen Kameraden Jühlke als Vertreter der Gesellschaft dort zurück, während er selbst über Indien nach Deutschland reiste. Von Bombay aus berichtete er am 8. Januar 1885 an das Auswärtige Amt und bat um den Schutz des Reiches für seine Erwerbungen. Am 30. Januar desselben Jahres legte Graf Behr die Verträge dem Amt vor. Fürst Bismarck trat nunmehr voll und ganz für das Peterssche Unternehmen ein und erwirkte die Erteilung des Kaiserlichen Schutzbriefes an die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation beziehungsweise deren Rechtsnachfolger. Der Schutzbrief wurde am 27. Februar 1885 ausgestellt. Dieser Tag ist mithin der Geburtstag Deutsch-Ostafrikas.

„Mit demütigem Dank“, so schrieb Peters mehrere Jahre später, „blicke ich noch heute auf den Morgen des 28. Februar zurück, als diese Urkunde in meinen Händen lag.“ Und in der Tat ist es ja so, daß Peters Bemühungen erfolglos geblieben wären, wenn nicht Bismarck für die von Peters abgeschlossenen Verträge eingetreten wäre.

Der Schutzbrief wurde bald auf die am 12. Februar 1885 gegründete Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ausgedehnt. Als Generalkonsul wurde der Afrikareisende Gerhard Rohlfs nach Sansibar entsandt. Der Sultan von Sansibar, Said Bargasch, hinter dem der britische Generalkonsul stand, erhob in ungehöriger Form Einspruch gegen die Begründung der deutschen Schutzherrschaft über die in Rede stehenden Gebiete. Er behauptete fälschlich, daß er selbst in diesen Hoheitsrechte ausübe. Peters empfahl, mit einigen deutschen Kriegsschiffen vor Sansibar zu demonstrieren. Dies erledigten im Sommer 1885 die Kriegsschiffe „Prinz Adalbert“, „Gneisenau“, „Stosch“, „Elisabeth“, „Bismarck“ und „Möwe“. Said Bargasch erkannte daraufhin die Schutzherrschaft Deutschlands an der ostafrikanischen Küste an. Auch England, das in den ostafrikanischen Festlandsgebieten eine für sein Weltreich sicher heranreifende Frucht gesehen hatte, machte fortan keine Schwierigkeiten. Zur Festsetzung der östlichen Grenze des deutschen Schutzgebietes am Indischen Ozean, wo tatsächlich der Sansibar-Sultan Macht ausübte, wurde eine deutsch-englisch-französische Kommission eingesetzt. Auf den übereinstimmenden Bericht dieser Kommission hin erhielt der Sultan den Besitz eines 10 Meilen breiten Küstenstreifens zugebilligt.

Bei Peters, der während der nächsten zwei Jahre die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft von Berlin aus führen mußte, stand fest, daß ein Schutzgebiet in den bisherigen Grenzen niemals ein abgeschlossenes für das Mutterland wichtiges Wirtschaftsgebiet darstellen könne, sondern daß es eines erheblichen Gebietszuwachses bedürfe. Natürlich lag auch in der Vorlagerung eines dem Sultanat von Sansibar zugestandenen Küstenstreifens eine arge Entwertung des Besitzes. Nach Überwindung größter Schwierigkeiten gelang es, das Kilimandscharogebiet und Usambara dem Besitz der Gesellschaft hinzuzufügen. Rochus Schmidt brachte die Landschaft Usaramo durch geschickten Vertragsabschluß mit 25 Häuptlingen zu. Das von ihm abgegebene Versprechen auf Schutz durch die Gesellschaft gegen feindliche Übergriffe war auch hier ausschlaggebend für den Erfolg. Diese Verpflichtung in Usaramo zu erfüllen, hat sich die DOAG. redlich bemüht, indem sie dortselbst drei Stationen errichten ließ, die von ausgezeichneten Führern befehligt wurden. Die Namen Zelewski, von Saint-Paul-Illaire und Krenzler sind in die Geschichte von Deutsch-Ostafrika eingegangen.

Am 20. Oktober 1886 wurde von Vertretern des Auswärtigen Amtes unter Hinzuziehung von Peters mit der britischen Regierung in London ein Übereinkommen über die Interessensphären Deutschlands und Englands in Ostafrika erzielt. In diesem Abkommen wurde die nördliche Grenze unseres Interessengebietes durch eine Linie bestimmt, die von der Umbamündung unter Umgehung des Kilimandscharo zum nordöstlichen Ufer des Viktoriasees führte. Zum deutsch-englischen Abkommen kam am 30. Dezember 1886 ein mit der portugiesischen Regierung abgeschlossener Vertrag hinzu, das den Rovuma als Südgrenze festsetzte. Ein erheblicher Mangel blieb zurück: die Vorlagerung des Sultansgebietes an der Küste. Zwar kam am 28. April 1888 der Abschluß eines Zoll- und Küstenvertrages mit dem Sultan von Sansibar zustande. Aber als am 15. August 1888 die vertraglich ausbedungene Übergabe stattfinden sollte, trat das ein, was kommen mußte: der Araberaufstand brach aus. Denn eine deutsche Verwaltung, die von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ausging, mußte gegen das länder- und volksschädigende Treiben der Araber von der Küste aus vorgehen. Das war den Arabern klar, ebenso klar war ihnen aber auch, daß die Mittel zu einem planmäßigen Vorgehen bei der Gesellschaft nicht vorhanden waren. Daher schlugen sie los und hetzten die Stämme des Binnenlandes gegen die Deutschen in den Aufstand hinein. Die Stationen im Innern gingen ausnahmslos verloren, und an der Küste konnten nur die Stationen Bagamovo und Daressalam, diese auch nur mit Hilfe der Marine, gehalten werden.

Deutsche Ehre und Interessen erforderten die Niederwerfung des Aufstandes und zur Wiederherstellung des deutschen Ansehens das Einschreiten des Reiches. Fürst Bismarck half. Er berief Anfang 1889 den besten und in fast zehnjährigem Afrikawirken bewährtesten Mann, den Deutschland zur Verfügung hatte, Hauptmann Wißmann, zumKommissar des Reiches für Deutsch-Ostafrika und beauftragte ihn mit der Niederwerfung des Araberaufstandes, indem er ihn mit außerordentlichen Vollmachten ausstattete. Wißmann war wie kein Zweiter zur Leitung dieses bis dahin für Deutschland fremden Unternehmens berufen, und sein beispielloser Erfolg hat bewiesen, daß die Hoffnungen, die das deutsche Volk auf den kühnen Afrikaforscher setzte, nicht getäuscht worden sind. Als Wißmann seinen schweren Weg antrat, entließ Bismarck ihn mit den Worten: „Ich bin nicht der kaiserliche Hofkriegsrat in Wien, und Sie sind tausend Meilen entfernt. Stehen Sie auf eigenen Füßen. Ich gebe Ihnen nur immer wieder den Auftrag: Siegen Sie!“

Wißmann ging mit 21 deutschen Offizieren, Ärzten, Beamten und vierzig Unteroffizieren über Kairo nach Ostafrika. Hier schuf er mit genialem Blick aus dem einzig richtigen Material die Wißmann-Truppe, aus der später die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika hervorgegangen ist. Mit einzigartigem Scharfblick warb er in Kairo die kriegsgewohnten Sudanesen an, die die Engländer nach beendetem Feldzug gegen Arabi Pascha entlassen hatten, und machte sie zum Kern seiner Truppe.

Am 31. März 1889 kam Wißmann in Sansibar an und in den folgenden Monaten erfolgte die völlige und glänzende Niederwerfung des Araberaufstandes unter Wißmanns genialer Leitung. Dem von ihm gebrachten Landfrieden ist zu verdanken, daß die früher mit Wall und Pallisaden umgebenen Dörfer der Eingeborenen sich freiwillig entfestigten; ja, er gewann sogar die Araber selbst, nachdem er sie gezüchtigt hatte. Nur die völlige Unterwerfung einiger räuberischer Stämme mußte noch aufgeschoben werden, aber die letzte Phase der Erwerbung Deutsch-Ostafrikas war beendet.

Am 1. Juli 1890 wurde der deutsch-englische Vertrag abgeschlossen. Mit ihm ging auch der Küstenbesitz des Sultans von Sansibar gegen eine von der DOAG. an den Sultan zu zahlende Entschädigung an das Deutsche Reich über. Das Reich übte fortan die Hoheitsrechte im Schutzgebiet aus, während die DOAG. sich nur wirtschaftlich betätigte.

Die großen zentralafrikanischen Seen im Westen, der Indische Ozean im Osten bildeten die Grenzen des fast eine Million Quadratkilometer umfassenden Schutzgebietes, dessen nördliche und südliche Grenzlinie vom Umba bzw. Rovuma ausgingen.

Ein reiches und schönes Land war deutsch geworden.

Noch während des Reichskommissariats und in den folgenden Jahren sind mehrere große deutsche Expeditionen in das Innere gegangen, die auf die Entwicklung, auf die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erschließung Deutsch-Ostafrikas einen großen Einfluß ausgeübt haben. Schließlich müssen die großen Expeditionen des deutschen Antisklaverei-Komitees genannt werden. Wißmannns Idee war es, geeignete Dampfer auf die großen zentralafrikanischen Seen, die einer Meeresküste gleich die Westgrenze unseres Schutzgebietes bildeten, zu setzen. Sie sollten, gestützt auf starke Stationen an den herrlichen Gestaden dieser Seen, die in bezug auf landschaftliche Schönheit und Großartigkeit der Umgebung die meisten wegen ihrer landschaftlichen Reize immer wieder aufgesuchten berühmten Seen Europas übertreffen, die deutsche Macht repräsentieren, den Handel heben und aus den Nachbargebieten heranziehen. Wißmanns Idee fand in Deutschland großen Anklang und erhebliche Summen wurden ihm zum Bau und zum Transport eines Dampfers zur Verfügung gestellt; die noch fehlende Summe gab das Antisklaverei-Komitee her, und unter unsäglichen Schwierigkeiten wurden die Teile des Schiffes über Chinde, den Sambesi aufwärts bis zum Shire, dann über diesen zum Nyassasee gebracht und hier zusammengesetzt. Vierzehn Monate nach dem Abtransport der ersten Lasten aus Chinde schwamm der „Hermann von Wißmann"auf den durchsichtigen Fluten des herrlichen, zirka 600 Kilometer langen Sees. Eine noch größere Leistung stellte später der Transport der einzelnen Teile des Dampfers „Hedwig von Wißmann" dar. Zunächst auf dem gleichen Wege, wie der „Hermann", von Chinde zum Nyassasee gebracht, wurden die Schiffsteile durch das am Nordende des Sees gelegene deutsche Kondeland über Paßhöhen von 2000 Metern durch Tausende von Eingeborenen zum Tanganjikasee getragen und geschleppt. Der Leiter dieser Expedition war Hauptmann Schloifer, der uns in seinen unlängst herausgegebenen Lebenserinnerungen von dieser gewaltigen Leistung anschaulich berichtet hat.

Wir können unseren Bericht von der Besitzergreifung Deutsch-Ostafrikas nicht abschließen, ohne der Schutztruppe zu gedenken, die an der Befriedung und Entwicklung unseres schönen Schutzgebietes hervorragenden Anteil hat.

Die Reihen der von Wißmann als Kern der Schutztruppe eingereihten Sudanesen wurden mit der Zeit durch Tod, Krankheit oder sontigen Abgang stark gelichtet. Während ein Teil der Sudanesen nach verschieden langer Zeit – oft zehn oder mehr Dienstjahren – über Kairo in die Heimat zurückkehrte, haben andere sich nach ihrem Ausscheiden aus der Truppe in der Kolonie angesiedelt oder gingen als Händler friedlichem Erwerbe nach. Als kulturelles Element waren die altgedienten Sudanesen von guter Führung nicht ohne bemerkenswerten Nutzen.

Außer den zuerst zum Dienst verpflichteten Sudanesen wurden in der portugiesischen Kolonie Moçambique Sulu angeworben, von denen die meisten nach Ablauf ihres Kontraktes in ihre Heimat zurückkehrten. Nach dem Abgang der Mehrzahl derselben wurden Abessinier aus dem Hinterland von Massaua eingestellt. Als Soldaten waren diese sehr gut, im übrigen vertrugen sie das Klima nicht. Schließlich befanden sich eine Anzahl von Angehörigen des Küstenstammes der Wasuaheli in der Truppe. Zur Führung der schwarzen Mannschaft hatte Wißmann einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren des Heeres angeworben. Einige der Offiziere waren vorher in Diensten der DOAG. gewesen. So war die Wißmann-Truppe entstanden. Am 1. April 1891 wurde diese Deutsche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika neu organisiert und trat als „Kaiserliche Truppe" neben Reichsheer und Marine. Das Gesetz, daß diese Dinge regelte, besagte: „Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Deutsch-Ostafrika, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels wird eine Schutztruppe verwendet..." Diese Truppe hat in den 28 Jahren ihres Bestehens in zahlreichen Gefechten und Schlachten des Weltkrieges die Feuerprobe bestanden, und darf mit stolzer Genugtuung auf ihre kurze Geschichte zurückblicken.

Nach und nach wurden Eingeborene der verschiedenen Landesstämme eingestellt. Bald kamen auch Eingeborene der Nachbarländer und meldeten sich zum Dienst. Nicht wenige davon waren



Kleinsiedlung in der Morogoro-Ebene



Rufiji

Der malerische Rufiji ist der zentrale Fluß von Deutsch-Ostafrika. Er entspringt im Livingstone - Gebirge in 2200 m Höhe und ergießt sich mit einem großen Delta in den Indischen Ozean.



Große Panganifälle

Fast senkrecht stürzen die gewaltigen Wassermengen der großen Panganifälle in die Tiefe, ein Schauspiel von überwältigender Schönheit.



Der Panganifluß

Der Pangani fließt, meist von Galeriewald begleitet, durch Gras- und Buschsteppe, die er zur Regenzeit weit überflutet. Er ist nur teilweise schiffbar.

Manyema, die aus dem Kongostaate stammten. Es gab Wasukuma und Waganda aus den Nyansaländern, Wanyamwesi aus Unyanyembe, Wayao aus dem Hinterlande von Lindi und andere mehr. Auch Massai wurden versuchsweise eingestellt, doch gelang es nicht, Männer dieses in mannigfacher Hinsicht zum Soldaten besonders geeigneten Stammes dauernd heranzuziehen. Die Sehnsucht nach den herrlichen weiten Steppen, den Viehherden, der Drang nach ungebundener Freiheit erwachte bald mit solcher Macht in ihnen, daß man sie auf ihre Bitte ziehen lassen mußte.

Zuerst hatte man sich, den vorhandenen Machtmitteln entsprechend, auf die Besetzung der Küste beschränkt. Dann begann mit fortschreitender Landeserforschung die Gründung der Stationen im Innern. So an der Straße von Bagamoyo zum Nyansa und Tanganjika als erste Station Kilossa, dann Mpapua, Kilimatinde und Tabora. Ferner Muansa am Viktoria-Nyansa und Udjidji am Tanganjika. Am Nordende dieses 600 Kilometer langen Binnensees wurde später Usumbura angelegt. An der Ostseite des Viktoria-Nyansa liegt nahe der englischen Grenze der Posten Schirati.

Am Kilimandscharo wurde Moschi mit dem Posten Marangu errichtet, und am Meruberge – einem erloschenen Vulkan – liegt Arusha, wohl eine der schönsten Stationen des Schutzgebietes. Am Nyassasee entstand Langenburg, das aus gesundheitlichen Gründen als Neu-Langenburg ins obere Kondeland verlegt wurde. In Uhehe entstand „Iringa", in Upogoro „Mahenge", in Ungoni „Songea" und im Süden des Tanganjikasees Bismarckburg. Bei dem Ausbau, der Befestigung und Einrichtung aller dieser Stationen, die mit wenigen Ausnahmen ganz nach der Anleitung von Laien durch Schwarze gebaut wurden, hat die Truppe die Hauptarbeit geleistet.

Hand in Hand mit dem Ausbau zunächst fester Lager und dem Bau der Stationen im Innern ging die Herstellung geordneter Verhältnisse und die Befriedung des Landes. Es ist natürlich, daß die um ihr Ansehen und um ihre Macht besorgten großen und kleinen Häuptlinge diesen Bestrebungen viefach erbitterten Widerstand entgegensetzten. Die Schutztruppe hatte daher auf ihren zahlreichen unausgesetzten Kreuz- und Querzügen wahrlich keine leichte Aufgabe, und mit berechtigter Genugtuung konnte sie auf ihre Leistungen in militärischer und kultureller Hinsicht zurückblicken.

Dann hatte das Gouvernement die Zivilverwaltung im Innern des Schutzgebietes ausgedehnt und, wo es wünschenswert und möglich war, die Militärbezirke in Bezirksämter verwandelt. Für die großen Sultanate des Bukoba- und Usumburabezirkes wurden Residenturen eingerichtet. So wurde die Truppe, von der zunächst allerorts und unausgesetzt Dienst nicht beruflicher Art verlangt werden mußte, allmählich für ihre eigentlichen Aufgaben frei. Das Hauptgewicht wurde auf eine eingehende militärische Ausbildung gelegt, und es war erstaunlich, in wie hohem Grade die rein militärischen Leistungen im Exerzieren, Felddienst und besonders im Schießen gesteigert werden konnten. Das Ziel, eine möglichst vollkommene Feldtruppe heranzubilden, ist vor Ausbruch des Weltkrieges erreicht worden. Auf den Paradestil konnte nicht ganz verzichtet werden, damit die Truppe bei jedem Auftreten auch äußerlich durch einen strammen und wuchtigen Eindruck eine Achtung gebietende Wirkung erzielte.

Von der Schutztruppe abgetrennt, aber zu derselben gehörig, war die Polizeitruppe, welche in allen Bezirken mit Zivilverwaltung die Aufgabe hatte, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und allen polizeilichen Zwecken allgemeiner und besonderer Art diente.

Die nach der Züchtigung meuternder Häuptlinge friedliche und ruhige Entwicklung Deutsch-Ostafrikas ist dann nur noch einmal gestört worden. Die Eingeborenen, die vom Europäer selbst erwarteten, daß die überlegene weiße Rasse in allen ihren Vertretern fähig und würdig ist, die führende Rolle über sie zu übernehmen, begannen zu erkennen, daß die Europäer Menschen gleich ihnen seien. Sie bemerkten, daß diese untereinander oft uneinig und verfeindet waren, daß Einrichtungen des Vorgängers gern ignoriert oder sofort geändert wurden. Sie sahen an den in das Land kommenden Glücksrittern, daß nicht jeder Europäer ein „großer Herr" ist, daß es Hohe und Niedrige, Reiche und Arme gibt, und daß Laster und Schwächen vielen Weißen nicht fremd sind, ja daß sie darin von Ein-

zelnen noch lernen konnten. Das Ansehen der weißen Rasse nahm ab. Das Bewußtsein der eigenen Kraft kehrte zurück, und damit die Sehnsucht nach der alten Ungebundenheit. Bei allen kolonialen Erwerbungen der Kulturvölker ist es nicht anders abgegangen. Es handelte sich lediglich um die Beseitigung der Herrschaft der eingedrungenen Weißen.

Infolge der äußerst geschickten Vorbereitung und völligen Geheimhaltung der Kriegspläne konnte im Jahre 1905 der Aufstand, der sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit über den ganzen südlich der Linie Daressalam–Mpapua gelegenen Teil der Kolonie bis zum Nyassasee verbreitete, nicht nur das Kaiserliche Gouvernement, sondern auch die zwischen den Verschwörern wohnenden Europäer völlig überraschen. Die deutsche Herrschaft in Ostafrika befand sich in einer ernsten Gefahr, und es muß als ein Glück bezeichnet werden, daß die großen innerafrikanischen Stämme, die Wanjamwesi, die Wasekuma, die Warundi, die Waha oder gar die Wanyarunda der Versuchung widerstanden haben, sich an dem Aufstand zu beteiligen. Einem solchen allgemeinen Aufstand, dem sich dann auch vermutlich die großen Stämme des Nordens, die Wadschagga und die Massai angeschlossen haben würden, wäre die verhältnismäßig schwache Schutztruppe für Ostafrika vermutlich nicht gewachsen gewesen. Unabsehbare Verluste und Gut und Blut wären daraus entstanden.

Der Aufstandsgedanke ging fraglos in erster Linie von Häuptlingen, früheren Machthabern und einflußreichen Leuten aus, die ihre Macht und ihre Einnahmequellen verloren hatten. Des Einverständnisses der Masse der Bevölkerung konnten sie aus den angeführten Gründen sicher sein. Ohne dieses Einverständnis hätten die Anstifter nichts unternehmen können. Andererseits erkannten sie wohl, daß die Menge sich an einer aussichtslosen Unternehmung kaum beteiligen und ihre Haut ohne weiteres nicht zu Markte tragen würde. Daher stellten die Häuptlinge und Medizinmänner in geschicktester und erfolgreicher Weise den krassen Aberglauben des Volkes in ihren Dienst und erfanden das Märchen vom geweihten Wasser, das jeden Kämpfer unverwundbar mache. Der unerschütterliche Glaube an die versprochene Wirkung setzte sich fest, fegte die Bedenken gegen das Wagnis hinweg und erzielte einen für Neger ebenso ungewohnten Mut wie Todesverachtung im Kampfe. Die Annahme kann als richtig gelten, daß die Mehrzahl der Kämpfer von vornherein für die Bewegung zu haben und völlig einverstanden war, denn sonst wäre der Aufstand in sich zuammengebrochen, als des geweihten Wassers Wunderwirkung ausblieb.

Wenn es unserer braven Truppe und ihren ausgezeichneten Führern auch gelungen ist, den auf einen Teil des Schutzgebietes beschränkten Aufstand, freilich unter großen Schwierigkeiten, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu unterdrücken, so sollte man doch aus diesem wie aus jedem anderen Aufstand in unseren Kolonien die Lehre ziehen, daß nur eine starke, immer marschbereite Truppenmacht, die den Eingeborenen den nötigen Respekt einflößt, in der Lage ist, alle Aufstandsgelüste der Eingeborenen zu unterdrücken oder etwa zum Ausbruch gekommene Herrschergelüste einzelner Häuptlinge im Keime zu ersticken. Die Kriegsbereitschaft der Schutztruppe, die immer im Verhältnis zur ungeheuren Ausdehnung des Landes, das sie schützen soll, und im Verhältnis zu der eingeborenen Bevölkerung, so gering diese absolut und relativ jetzt auch noch ist, eine kleine sein wird, muß aber unbedingt durch ein ausgedehntes Eisenbahn- und Straßennetz erhöht werden. Dies und vor allem die Erkenntnis, daß nur durch einen großzügigen Ausbau eines über die ganzen Kolonien verzweigten Verkehrsnetzes das Schutzgebiet sich zu seiner vollen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit entwickeln kann, muß zur Geltung kommen. Diese Forderungen müssen fortgesetzt und um so energischer erhoben werden, als sich die für Bahn- und Straßenbauten erforderlichen Kapitalien gut verzinsen und durch die Verkehrswege die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie von Grund auf verbessern und umgestalten lassen.

Wer den Frieden will, muß die Macht haben, ihn erzwingen zu können, das gilt auch für afrikanische Kolonien.

Der Aufstand in Südwestafrika, der dem deutschen Vaterlande große Opfer auferlegte, hat jedenfalls den Vorteil gehabt, auch die damaligen Kolonialgegner zu der Einsicht zu bringen, daß

beizeiten geforderte und gebaute Bahnen dem Reiche die Ausgabe von vielen Millionen Mark erspart hätten. Dieser Vorteil kam dann auch Deutsch-Ostafrika zugute in der Durchführung eines großzügigen Bahnbaues.

„Ich baue 2000 Kilometer Eisenbahnen“, durfte der verdiente ehemalige Reichskommissar der deutsch-ostafrikanischen Eisenbahn, Franz Allmaras, unlängst von sich sagen. Und wer, wie der Verfasser dieses Buches, diesen ausgezeichneten Mann während langer Jahre seiner Arbeit in der Kolonie kannte und später in der Heimat an der Herausgabe eines kolonialen Jugendbuches mit ihm zusammen arbeiten durfte, der ist dann auch berufen, an dieser Stelle aus den Erinnerungen Franz Allmaras' zu berichten.

Im Jahre 1906, dem ersten Jahre seiner ostafrikanischen Tätigkeit, legte Allmaras die Linienführung der Usambarabahn, die ihren Ausgangspunkt in Tanga hat und 108 Kilometer lang fertig war, nach dem Kilimandscharo und weiterhin nach Aruscha fest. Über den 6010 Meter hohen Kilimandscharo und seinen etwa 90 Kilometer entfernten kleinen Bruder Meru (5000 Meter) wird an anderer Stelle berichtet werden. Die generelle Festlegung der Eisenbahnlinie im Kilimandscharogebiet vollzog sich verhältnismäßig einfach. Die Usambarabahn war ursprünglich von einer Privatgesellschaft mit unzulänglichen Mitteln gebaut worden, die Bauleitung hatte versagt. Das war auch dem englischen Generalkonsul in Sansibar nicht verborgen geblieben. Er machte entsprechende Berichte nach London mit dem Erfolg, daß rasch und ohne großes Aufsehen die englische Ugandabahn zum Viktoriasee gebaut wurde, die der deutschen Bahn den Rang ablief. Die Usambarabahn blieb bei Kilometer 40 stecken und ist dann mit unzulänglichen Reichsmitteln bis Mombo, am Fuße des schönen Westusambara-Gebirges weitergebaut worden. Nun sollte sie also weitergeführt werden.

Im Jahre 1908 setzte für Ostafrika eine besondere Entwicklung ein. Die großen Bahnbauten begannen, nachdem vorher die technischen und finanziellen Voraussetzungen dafür geschaffen waren. Für die Finanzierung der Anlagekosten wählte man den Weg der Anleihe, und der Kolonialstaatssekretär wurde von den gesetzgebenden Körperschaften ermächtigt, mittels der Schutzgebietsanleihe die Mittel auf dem Anleihemarkt zu beschaffen. Die Anleihebeträge wurden vom deutschen Volk gern aufgenommen. Aber als Voraussetzung für die Geldbeschaffung auf dem Anleihemarkt schuf man die Grundlagen einer sparsamen und geordneten Finanzwirtschaft der Kolonien mit dem dauernden Erfolge, daß fernerhin alle Ausgaben, einschließlich der Verzinsung und Tilgung der Anleihen, aus den laufenden Einnahmen gedeckt wurden. Das ging in Deutsch-Ostafrika nicht ohne gewisse Härten, aber es wurde möglich. Ohne daß die Sätze der Haupteinnahmequellen, die Eingeborenensteuer und die Zölle, erhöht worden sind, konnte Ostafrika seinen finanziellen Verpflichtungen stets nachkommen. 1914 stellte sich der Zins- und Tilgungsdienst bereits auf 7 Millionen Mark. Dabei war man in der angenehmen Lage, gewisse noch ruhende Reserven zu haben.

Hand in Hand mit der Schaffung der finanziellen Grundlagen wurden auch die technischen Arbeiten kräftig gefördert. Der Generalplan war vorerst, die Durchgangsbahn von Daressalam zum Tanganjikasee mit allen Mitteln vorzutreiben und die Usambarabahn streckenweise der vorschreitenden Wirtschaft folgen zu lassen. Wenn man in Deutschland Eisenbahnen und Straßen zu bauen hat, stehen die genauen Pläne der Landesvermessung und des Generalstabs zur Verfügung. In Ostafrika, wie in vielen Neuländern, mußte man erst ein Gesamtbild über das Gelände, die Bodengestaltung, Bergzüge, Flußläufe schaffen. Diese Forschungen und Erkundungen waren ohne Zweifel die wichtigsten und verantwortungsvollsten technischen Arbeiten, denn auf ihnen ruhten und gründeten sich die mögliche und zweckmäßige Linienführung, die Kostenanschläge und die Finanzierung. Um darin sicher zu gehen, hat Allmaras sämtliche Erkundungen persönlich durchgeführt.

Eine Zeitlang schien die Schlafkrankheit ihm unüberwindliche Schwierigkeiten machen zu wollen. Welche Linienführung er auch wählte, er mußte immer wieder auf weite Strecken durch den

Miombowald, einen hochstämmigen, lichten Hochwald mit Hunderten verschiedenen Baumarten. Und diese Waldart war der Tummelplatz der Tsetsefliegen, die als Überträgerinnen der Schlafkrankheit bekannt sind. Zum Glück für das Land hält sich die Tsetsefliege nur in diesen Waldarten auf und meidet vor allem unbebaute Flächen. Im Jahre 1910, als Allmaras gerade mit der Erkundung und Fortsetzung der Tanganjikabahn über Tabora beginnen wollte, war die Panik vor der Schlafkrankheit aufs höchste gestiegen. Allmaras ließ sich trotzdem in seinem Vorhaben, die Eisenbahn zu erkunden, nicht beirren. Von den vielen Ingenieuren erklärten sich nur zwei bereit, die Expedition mitzumachen. Der Oberstabsarzt, der für die hygienische Beurteilung der Linie an der Expedition teilnehmen sollte, sagte krankheitshalber ab. Zwei andere erreichbare Ärzte waren unabkömmlich. Da suchte Allmaras am Rutschugiflusse, 120 Kilometer vom Tanganjikasee entfernt, den Leiter der Schlafkrankheitsbekämpfung, Professor Dr. Kleine, in seinem Lager auf, das er dort für seine Studien und Versuche eingerichtet hatte. Es wurde eine lange Unterredung. Zum Schluß erklärte Kleine: „Bauen Sie Ihre Bahn, sie wird die beste Bekämpfung der Schlafkrankheit sein. Infektionen beim Bau werden wir schon zu verhüten wissen." Damit war der Bahnbau beschlossen. Und die Bahn Tabora–Tanganjika wurde gebaut. Allmaras' Vorgehen und die Erklärungen Professor Kleines hatten richtig gewirkt. Kein Europäer verweigerte mehr die Mitarbeit beim Bau. Bis 46000 Arbeiter waren dabei beschäftigt. Es ist während der zweijährigen Bauzeit kein einziger Fall von Infektion durch Schlafkrankheit vorgekommen. Später sah sich das alles einfach und leicht an, aber es waren für Allmaras und Professor Kleine schwere, verantwortungsvolle Stunden.

Segensreich war das Institut der Arbeiterkommissare, wie es in der Arbeiterverordnung vorgesehen war. Nur verdiente und erfahrene Männer aus dem mittleren Beamtenstande wurden dazu ernannt. In gehobener Stellung und unmittelbar dem Gouverneur unterstellt, regelten sie an Ort und Stelle alle Angelegenheiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, hatten an allen Arbeitsstellen Zutritt, das Recht zur Einsichtnahme in die Lohnbücher. Auch waren sie für die Bestrafung der Eisenbahnarbeiter zuständig. Ihrer aufopfernden Tätigkeit ist es zu verdanken, wenn die Eisenbahnbauten geordnet und ohne Zwischenfälle vorwärtsgingen. In gleicher Weise wurden auch die sanitären Einrichtungen der Baufirmen von Regierungsärzten überwacht.

Militärische und polizeiliche Kräfte waren bei den Bahnbauten nicht stationiert. Und nicht ein einziges Mal mußten solche zur Aufrechterhaltung der Ordnung herangezogen werden.

Und was war nun 1914 schon alles geleistet? Die 1250 Kilometer lange Tanganjikabahn erreichte am 31. Januar 1914 den Tanganjikasee beim Endpunkt Kigoma; sie sollte im August 1914 feierlich eingeweiht werden. Für den Seeverkehr auf dem Tanganjikasee war bei Kriegsausbruch ein Dampfer schon fertig, der zweite war in Deutschland im Bau. Die Usambarabahn hatte schon 1911 Moschi am Fuße des Kilimandscharo, Kilometer 352, erreicht. 1914 wurde mit dem Weiterbau nach Aruscha begonnen. Die Ruandabahn (481 Kilometer lang) ist im Jahre 1913 erkundet und vermessen worden. Im Jahre 1914 wurde mit dem Bau begonnen. Bei Kriegsausbruch waren bereits 80 Kilometer Oberbau verlegt. Auch das Projekt der großen Hafenerweiterung Daressalams durch Anlage eines Tiefwasserpiers auf Kurasini lag bereits fertig vor. Vermessen war auch die Anschlußbahn zum Viktoriasee von Tabora aus und im Süden die Lindibahn im Bau.

Unter den friedlichen Eroberern unserer schönen Kolonie verdienen die Eisenbahnbauer, an der Spitze Franz Allmaras, höchste Anerkennung. Und hier müssen wir mit Stolz weiterer Sieger im Kampfe um die friedliche Eroberung und Durchdringung des Landes, der „Sieger über den Tod", unserer deutschen Tropenhygieniker, gedenken.

Schon lange bevor Deutschland eigene Kolonien besaß, hatten die deutschen Ärzte den Kampf mit den Geißeln der Tropen aufgenommen. Dieser Kampf wurde ein besonders erbitterter, als es sich darum handelte, in den nunmehr unter deutscher Herrschaft stehenden Gebieten alle die Seuchen zu bekämpfen, die nicht nur die Gesundheit und das Leben des Weißen gefährdeten, sondern die insbesondere auch unter den Eingeborenen wüteten.



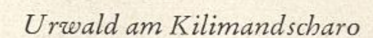
Der Kilimandscharo, 6010 m hoch, Wahrzeichen von Deutsch-Ostafrika



West-Usambara

Gegenüber Deutsch-Südwestafrika ist Deutsch-Ostafrika ein rein tropisches Land. Gewaltige Seen und Flüsse wechseln mit dichtem Urwald, Gebirgszügen, Hochländern und Steppengebieten.





Urwald am Kilimandscharo

Am Fuß des Kilimandscharo in 1200 bis 2000 m Höhe zieht sich ein dichter Urwaldgürtel hin, der in ebenfalls immergrünen Höhenwald übergeht.

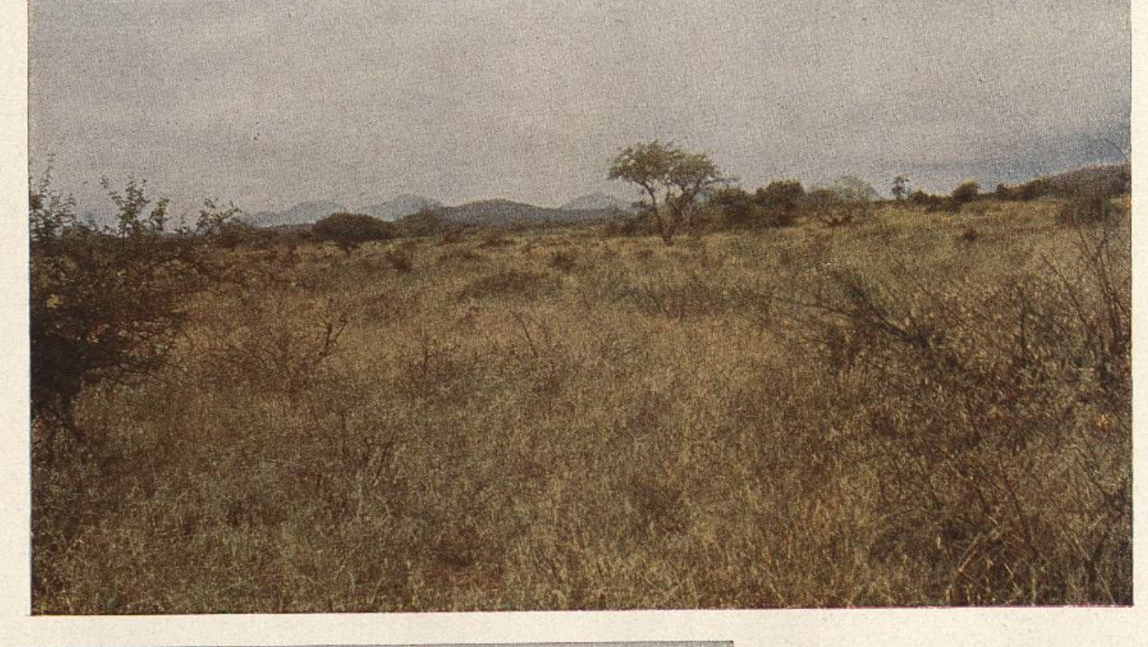
Uluguru-Gebirge

Wie unsere deutschen Mittelgebirge muten die Hänge des Ulugurugebirges an, an denen deutsche Pflanzer sich niedergelassen haben.



Massaikrieger

Im Nordosten der Kolonie lebt ein einst kriegerisches Herrenvolk, die Massai; sie sind hamitischen Ursprungs, von großer, schlanker Gestalt und von kaffee- bis hellschokoladenbrauner Hautfarbe.



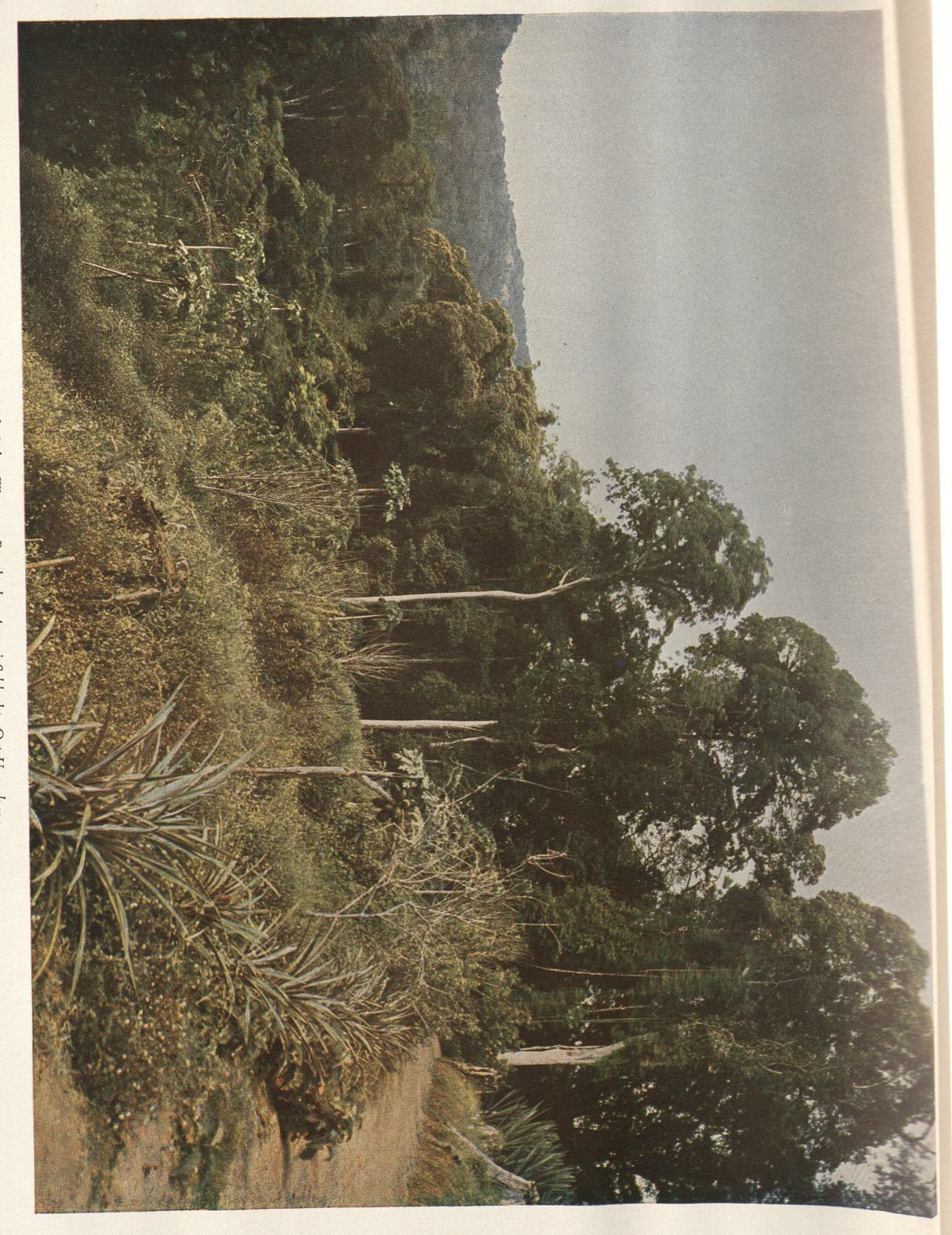
Massaisteppe

In der gewaltigen Massaisteppe, am Fuß des Meru und Kilimandscharo, ziehen die Massai mit ihren riesigen Rinderherden.



Massaiweiber

Die Massaifrauen tragen Kleider aus selbstgegerbtem Leder, das heute leider von Kattun verdrängt wird. Schwere Eisen-, Kupfer- und Messingringe werden auch jetzt noch von den Massaifrauen stolz um Hals, Arme und Beine getragen.



Malerischer Weg am Rande der Amani-Schlucht, Ost-Usambara

Auftreten und Wirkung der zahlreichen Tropenkrankheiten sind grundverschieden. Die Verheerungen, die sie anrichten, sind oftmals so gewaltig, daß sie gar nicht abgeschätzt werden können. Die bekanntesten Tropenkrankheiten sind: die Malaria, die Schlafkrankheit, das Gelbe Fieber, der Typhus, die Cholera, die Wurmkrankheit, die Beriberi, die Bilharziose und andere mehr. Hier ist es die Zusammensetzung des Blutes, die gestört wird, dort das Zentralnervensystem, oder es dringen Würmer in die Verdauungsorgane des Menschen ein und richten dort ihre Verheerungen an. Wir finden bei Barth von Wehrenalp Schätzungen über die Zahlen der von diesen verschiedenen Seuchen befallenen Kranken. Man nimmt z. B. an, daß in Indien rund 5 Millionen Menschen jährlich an der Malaria sterben. Man weiß, daß in Ägypten von 12 Millionen Eingeborenen jährlich etwa eine halbe Million von der Bilharziose dahingerafft werden, und daß in manchen Gebieten Afrikas mehr als 50 v. H. der Eingeborenen als schlafkrank zu gelten haben. Und wer will den Schaden beziffern, der z. B. allein durch die Schwächung der Arbeitskraft bei chronischer Malaria entsteht?

Der Kampf gegen die Tropenseuchen zerfällt in zwei Abschnitte. 1. Muß der Erreger einer Krankheit gefunden werden, seine Entwicklung verfolgt und seine Wirksamkeit erfaßt werden. 2. Müssen dann die Mittel gesucht und gefunden werden, diesen Erreger zu bekämpfen und zu vernichten. Professor Dr. Mühlens, der verdienstvolle Leiter des Hamburger Instituts für Tropenkrankheiten, hat unlängst festgestellt: „Wenn in dem Weltschrifttum von tropenmedizinischen und tropenhygienischen kolonialen Leistungen und Forschungen die Rede ist, dann stößt man immer und immer wieder auf Namen deutscher Wissenschaftler und deutscher Kolonialärzte. Sie haben in unermüdlicher Forscher- und praktischer kolonialer Tätigkeit Unvergängliches geleistet... An dieser geschichtlichen Tatsache konnte auch das Diktat von Versailles, dessen deutsche Unterschrift der Führer inzwischen feierlich zurückgezogen hat, nicht rütteln..."

In Robert Koch und Bernhard Nocht – die an der Spitze einer großen Zahl von Tropenhygienikern standen – verfügte Deutschland über Persönlichkeiten, die überhaupt erst die Grundlagen für die praktische Durchführung der Seuchenbekämpfung schufen. Sie wiesen auf die Notwendigkeit hin, ohne Rücksichtnahme auf irgendwelche alteingewurzelten Vorstellungen mit deutscher Gründlichkeit darauf zu achten, daß eine systematisch durchgeführte Eingeborenenhygiene unter Leitung der Kolonialverwaltung Wirklichkeit wurde. Und dann haben sich die deutschen Chemiker mit den Tropenärzten verbündet und haben Heilmittel geschaffen, die heute internationale Bedeutung haben. Das Zusammenwirken deutscher Wissenschaftler hat so bewirkt, daß heute die großen Tropenkrankheiten keine Geißeln mehr sind, weder für den Weißen noch für den Schwarzen. Robert Koch und seine bedeutenden Mitarbeiter haben Jahre ihres Lebens eingesetzt, um die Bekämpfung der Malaria und der Schlafkrankheit in Deutsch-Ostafrika systematisch zu organisieren. Ihr Wirken ist ein Ruhmesblatt deutscher Geschichte und gereicht dem ganzen deutschen Volk zur Ehre.

Und um es gleich an dieser Stelle zu sagen: Auch die deutsche Veterinärmedizin hatte große Erfolge aufzuweisen. Bedeckten einst anläßlich der großen tropischen Viehseuchen Haufen von Kadavern die afrikanischen Weidegründe und verhungerten die so betroffenen Eingeborenen, die deutsche Veterinärwissenschaft hatte hier Wandel geschaffen.

Waren im übrigen an der Erforschung Deutsch-Ostafrikas bis zum Jahre 1884 Reisende aller Nationen beteiligt, so ist diese nach der Besitzergreifung nur noch und ausschließlich von Deutschen gefördert worden. Neben den Reisen von Stuhlmann, Langheld und Dr. Oscar Baumann sind zu nennen die Reisen des Grafen von Götzen und seiner Begleiter, des Dr. Kersten, die Expeditionen von Dr. Hans Meyer ins Kilimandscharogebiet, die geologischen Erkundungen von W. Bornhardt, Kohlschütter, Dantz und Vageler. Weltruf hatte das landwirtschaftlich-biologische Institut in Amani in Ost-Usambara, das lange Zeit unter der bewährten Leitung Professor Zimmermanns stand.

Wollte man die Namen aller an der Forschungsarbeit beteiligten Offiziere nennen, müßte man eine Liste der Schutztruppen-Offiziere aufstellen. Es mögen daher hier nur die Namen derer genannt sein, die größere Reisen ausgeführt und größere Gebiete selbständig erschlossen haben; wie Frhr. von

Schele, von Ramsay, Engelhardt, Herrmann, Glauning, von Trotha, Schlobach, von Prince, von Prittwitz, Merker, Heinrich Fonck, Dr. Nigmann.

Dieses mit vieler Mühe und Arbeit erworbene und erschlossene Land wirtschaftlich zu entwickeln, war dann Aufgabe der Wirtschaftspolitik des Mutterlandes. Was an natürlichen Gegebenheiten vorhanden war und was in der kurzen Zeit von 30 Jahren geleistet worden ist, wollen wir im Folgenden betrachten.

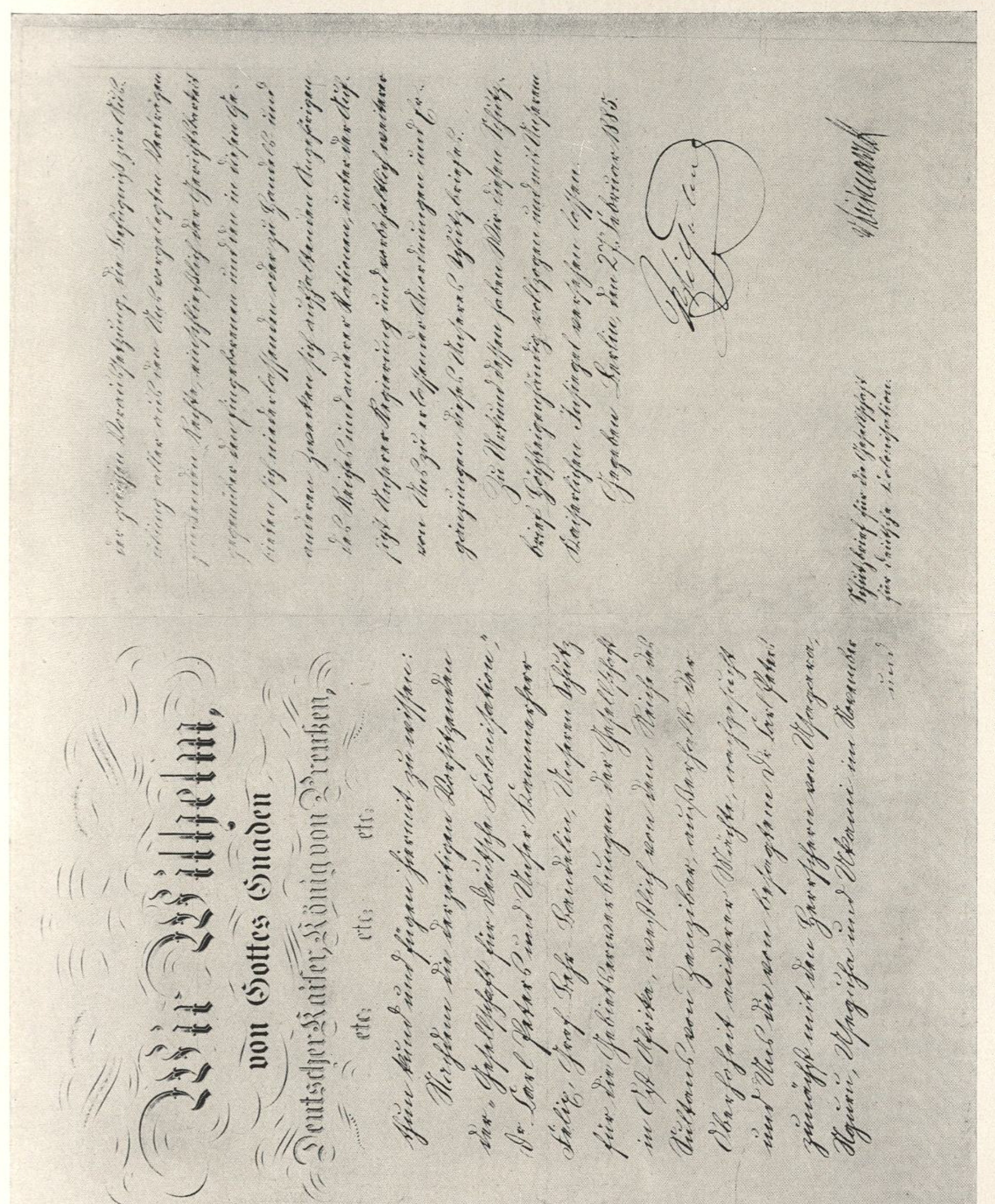
Doppelt so groß wie das Deutsche Reich, dehnte sich unser ostafrikanisches Schutzgebiet über eine Fläche von 995000 Quadratkilometern aus, unter Einrechnung der gewaltigen uns gehörigen Wasserflächen. Es ist die größte deutsche Kolonie, sie liegt in ihrer gesamten Ausdehnung in der heißen Zone und hat ein rein tropisches Klima.

Die Bodengestaltung von Deutsch-Ostafrika hat den Charakter des ganzen östlichen Afrika. Unser Schutzgebiet ist eben ein Teil der sich von Abessinien bis zum Kap dehnenden Hochebene. Das ganze Gebiet zeigt uns überall Urgestein, Gneis, Granit und roten Sandstein, hat mäßiges Kulturland und eine Reihe guter Häfen. Im Osten brandet der Indische Ozean gegen den im ewigen Sonnenglanze leuchtenden Strand. Von den drei vorgelagerten Inseln ist Mafia östlich des Rufijideltas deutsch, die beiden anderen, Sansibar und Pemba, liegen wie ein englischer Doppelposten vor unserer Küste.

Die Ostküste der Kolonie, gemessen in Luftlinie vom Nord- zum Südpunkt, dehnt sich über 640 Kilometer Entfernung aus und entspricht damit etwa der Strecke Berlin–Tilsit. Nur 50 Kilometer kürzer ist der von den Wogen des Tanganjikasees bespülte Teil der Westgrenze, welche sich nach Norden bis zu den Vulkanen des Kiwuseegebietes fortsetzt. Vom Nordkivu führt die Grenze durch das Land Mpororo nach Osten über den Viktoria-Nyansa bis Schirati, von hier in südöstlicher Richtung den Kilimandscharo nördlich umgehend, bis zur Mündung des Umbaflusses in den Indischen Ozean. Die Südgrenze der Kolonie läuft etwas südlich von der Station Bismarckburg am Tanganjikasee in südöstlicher Richtung zum Nyassasee, folgt dessen Nord- und Ostufer bis zur Mambabucht, wendet sich dann östlich dem Laufe des Rovumaflusses folgend und erreicht südlich Kionga unweit des Kap Delgado das Meer.

Heinrich Fonck, der ausgezeichnete Schilderer Deutsch-Ostafrikas, hat einmal gesagt: „Um bei einer allgemeinen Schilderung des Landes dem Leser ein getreues Bild vor Augen zu führen, daß er sich danach eine halbwegs zutreffende Vorstellung davon machen kann, wie es in Deutsch-Ostafrika aussieht, wie er sich das schöne Land, die Flüsse und Seen, die Berge, die Steppen und Wälder vorzustellen hat, dazu gehört mehr als Worte allein. Eine jede derartige Beschreibung wird immer nur ein dürftiges, unvollkommenes Mittel bleiben können, selbstempfundene Eindrücke wiederzugeben. Ein naturwahres Bild zu entwerfen, wäre nur denkbar, wenn der Traum des Reisenden von vollendet möglicher F a r b e n p h o t o g r a p h i e Aussicht hätte, einmal in Erfüllung zu gehen. Wenn dann Bild auf Bild vor den Augen des staunenden Beschauers vorüberziehen und Wort und Schrift zur greifbaren Wirklichkeit ergänzen könnte, dann erst wäre es möglich, sich von fremden Ländern einen richtigen Begriff zu bilden." In diesem Sinne ist das Werk mit Farbenaufnahmen, alten und neuen, ausgestattet worden. Sie sollen dem Leser zeigen, wie vielgestaltig, wie bunt, wie farbig, wie reich an landschaftlicher Schönheit unsere Schutzgebiete sind. Nicht jedem steht die Schönheit der Welt offen, aber nur der genießt sie, der sie in sich trägt. Möge Bild und Wort dieses Buches dazu beitragen, dem Leser das Antlitz unserer schönen alten Kolonien nahezubringen.

Vielgestaltig dehnt sich Deutsch-Ostafrika innerhalb der beschriebenen Grenzen aus. Völlig ebenes Land, sanfte Geländewellen, niedrige Höhenzüge, aufgesetzte Plateaus, wunderbare Fels- und Klippenformationen, vulkanische Gebiete, wildzerklüftete, massige Bergländer, steile Hochgebirge, urwaldbestandene Hochebenen und kahle felsige Kuppen und Kegel wechseln in bunter Reihenfolge miteinander ab. Gegenden, die an Thüringen, den Harz, die Rheinlande oder die Vogesen erinnern, kann der Reisende fortgesetzt durchstreifen, während er sich an anderer Stelle inmitten ge-


Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, etc. etc.

Erste und letzte Seite des Kaiserlichen Schutzbriefes für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation zum Landerwerb in Ostafrika

waltiger Bergformationen angesichts landschaftlich wunderbarer Panoramen von großartiger Wirkung fast in die Schweiz versetzt denken kann.

Deutschland ist schön! Und wir, seine Söhne und Töchter mußten uns erst wieder auf uns selbst besinnen, ehe wir Deutschlands Schönheit in allen seinen Teilen erkannten, sei es nun seine nordische Herbheit, die südliche Lieblichkeit und Weiche oder das Kantige der deutschen Gebirge. Schön ist aber auch Deutschlands Tochterland Deutsch-Ostafrika. Und wie in der Heimat, gibt es auch dort die größten Gegensätze der Natur. Hier Palmen und üppigste Tropenpacht, dort eisige Firnen auf himmelstürmenden Berggiganten, hier sonnegedörrte Steppen, dort Urwaldschatten und köstliche Frische. Vor allen Dingen aber R a u m! Raum, sich zu tummeln, der Freiheit bewußt!

Der interessanteste Gebirgsstock ist der Kilimandscharo, der eine Fläche von rund 4000 Quadratmetern, also mehr als das Land Braunschweig, bedeckt. Kilimandscharo bedeutet „Berg des Geistes Njaro", eines sagenhaften guten oder bösen Geistes. Die Eingeborenen, die Wadjagga, die die unteren Hänge des zweigipfligen Bergriesen bis etwa 2000 Meter Höhe bewohnen und bebauen, bezeichnen den eisbedeckten Westgipfel als „Kibo", das heißt der Helle, und den schneelosen, richtiger gesagt den zu gewissen Jahreszeiten schneelosen Ostgipfel als „Mawensi", das heißt der Dunkle. Dieser ist 5355 Meter, jener 6010 Meter hoch. Alle Klimate dieser Erde sind auf diesem gewaltigen Gebirgskomplex vereinigt.

Nähert sich der Reisende von Nordpare her, wo das Auge noch über weite graubraune Steppen und Savannen geschweift hat, dem Bergriesen, so eröffnet sich ihm plötzlich vom Kamme eines Höhenzuges ein Anblick von überwältigender, erhabener Großartigkeit. Einige Meilen vor ihm liegt der schmale, hell schimmernde Djipesee, dahinter ragen die dunklen schroffen Mauern der Ungomoberge bis in graue Schichtwolken empor. Weit ziehen sich dunkle Waldstreifen hin, die Taveta einschließen. Hinter diesen Wäldern steigt die glühende Steppe leicht an, und aus ihr erhebt sich unvermittelt der Berg zu seiner Riesenhöhe.

Es war im Jahre 1909. Der Verfasser ritt in einer unbeschreiblich schönen Nacht mit einem Kameraden von Lembeni am Paregebirge auf den Kilimandscharo zu. Gegen 22 Uhr wurde der Aufgang des Vollmondes erwartet. In welcher Richtung der Berg lag, vermochten die Reiter vorläufig nicht einmal zu ahnen, die Nacht hütete das Geheimnis. Flimmernder Sternenhimmel spannte sich in wolkenloser Klarheit ringsum aus.

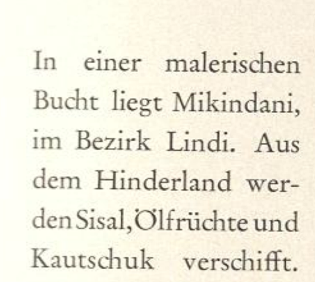
Der Mond ging auf. Sein mildes Licht begann das weite Land zu überfluten; die Sterne verblaßten. Aus dem Schatten der Nacht war ein ungeheures Gebilde hervorgetreten, als sei eben der Vorhang von einer Riesenkulisse weggezogen worden. Dieses Gebilde erfüllte den ganzen Horizont. Es ist das gewaltigste Bergmassiv Afrikas, das in sanftem Aufstieg über üppiges Urwaldgrün zu einem Bronzesockel sich erhebt, auf dem die schneeige Kibopyramide in blendender Majestät thront. Die Reiter heben den Blick: geblendet wie von einer überirdischen Vision schließen sie, ohne es zu wollen, einen Augenblick die Augen. Der König der Berge hat sein strahlendes Diadem sich auf das Haupt gesetzt, und der Glanz seiner Herrlichkeit verklärt die Lüfte. Eine Stunde, die man mit der Seele festhalten mußte.

Weiches Silberlicht umflutet dann den Berg, als rage er aus einem Märchenlande in die Luft der Wirklichkeit. Alle seine Hänge schwimmen in diesem zerfließendem Licht. Die ungeheure Pyramide, die eben den Schleier der Nacht zerrissen hat, erstrahlt in jungfräulicher Schönheit. Was die Reiter sahen, hob ihr Herz über den Rahmen der Stunde empor zu einer Versunkenheit in die Schönheit der Schöpfung, zu einer Innigkeit des Empfindens, zu einer Hochflut der Lebensimpulse, die sie noch nie gekannt. Sie hatten eine der herrlichsten Offenbarungen dieser Erde erlebt.

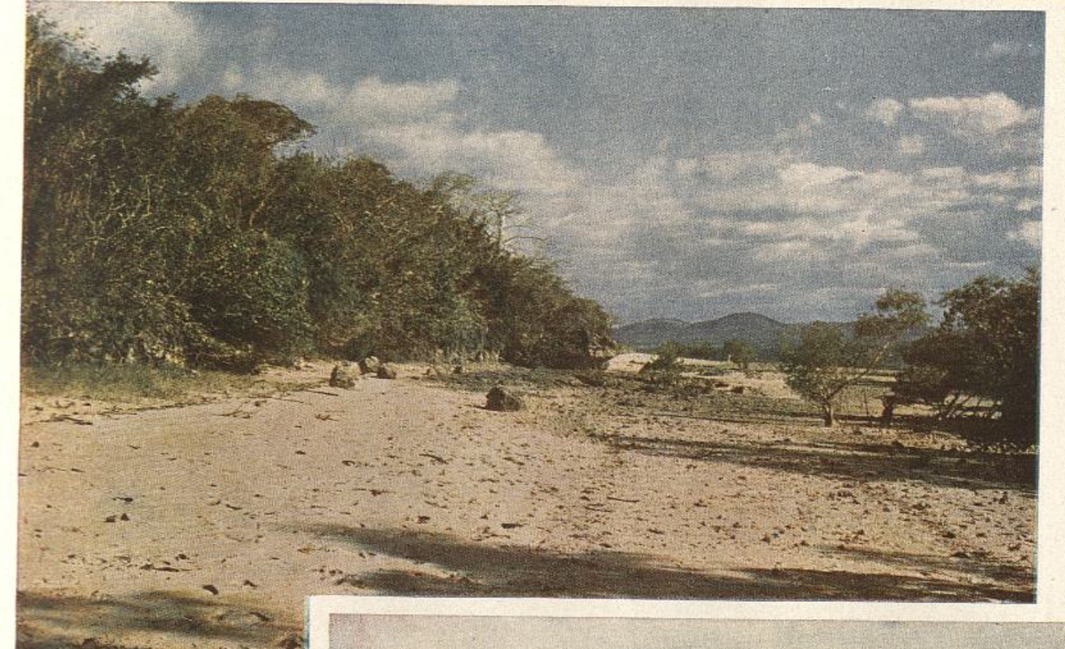
Dr. Hans Meyer hat als erster den Gipfel des Kilimandscharo erstiegen. Das Besteigen afrikanischer Bergriesen in der Nähe des Äquators ist bedeutend beschwerlicher, als Hochtouren in den gemäßigten Zonen. Die Temperaturunterschiede machen dem Touristen zu schaffen. Der Anstieg führt

Mikindani





In einer malerischen Bucht liegt Mikindani, im Bezirk Lindi. Aus dem Hinderland werden Sisal, Ölfrüchte und Kautschuk verschifft.



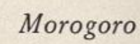
Lindifluß

Der Lindifluß, der 20 km oberhalb der Küstenstadt Lindi in den Indischen Ozean mündet, ist in der Trockenzeit wasserarm; dagegen führt er in den letzten 40 km ständig Wasser.



Bagamojo

Bagamojo gegenüber von Sansibar, am Indischen Ozean gelegen, verdankt seine Blütezeit der Araberherrschaft. Mit dem Bau der Mittellandbahn verlor die Stadt ihre einstige Bedeutung als Handelsplatz zugunsten von Daressalam.



Morogoro

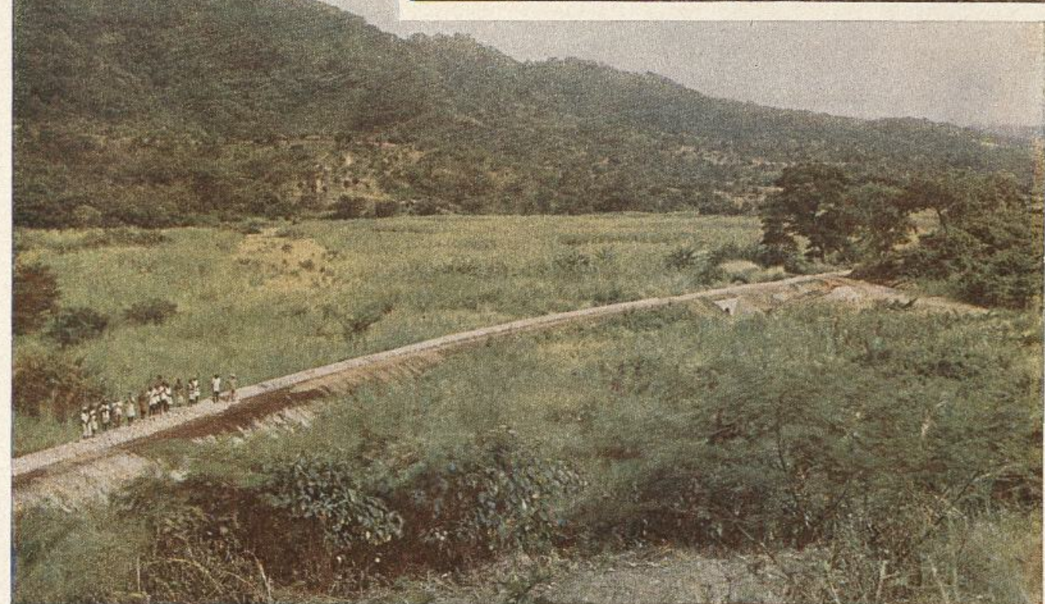


In malerischer Landschaft des Ulugurugebirges liegt Morogoro und ist der Sitz des Bezirksamtmannes. Morogoro ist eine wichtige Station der Mittellandbahn.



Sägewerk im Sigital

Im Sigital des waldreichen Usambaragebirges hat die deutsche Holzgesellschaft für Ostafrika ein Sägewerk errichtet, dessen Erzeugnisse mittels der Sigibahn zur Usambarabahn gelangen.



Mukondokwatal

Im Tal des Mukondokwaflusses, der das Ussagaragebirge bei Kilossa verläßt, hat am 4. Dezember 1884 Karl Peters seinen ersten Schutzvertrag geschlossen.

durch die bewohnte Region in eine ewig feuchte Urwaldzone, die bis etwa 3000 Meter Höhe reicht und noch einen ansehnlichen Bestand an Elefanten hat. Weiter hinauf wechselt niedriges Strauchwerk und Gestrüpp mit Grasflächen ab, bis zuletzt jeder Pflanzenwuchs aufhört und die weiten toten Lavafelder beginnen. Unterhalb der Eisgrenze, in der Hans-Meyer-Höhle, wird in der Regel übernachtet, dann beginnt vor Tagesanbruch der Anstieg über das ewige Eis zum Gipfel.

Was wir hier als landschaftliche Schönheit begreifen, ist unverfälschte Schöpfung der Natur und deswegen so besonders eindrucksvoll, weil sie noch nicht durch das Werk der Menschen erschlossen und zugänglich gemacht ist, wie an so manchen anderen Punkten der Erde.

Wir wollen uns nun in zwangloser Folge bald hierhin, bald dorthin wenden, und von einer systematischen Landesbeschreibung schon aus dem Grunde absehen, weil der zur Verfügung stehende Raum dazu nicht ausreichen würde.

Die Hauptstadt des schönen und reichen Landes, Daressalam, galt als die Perle der afrikanischen Ostküste. An einem geräumigen und geschützten Naturhafen gelegen erregte die Stadt immer wieder die Bewunderung und den Neid der Angehörigen anderer Kolonialvölker der Ostküste. Es war nicht nur die schöne Lage inmitten von Palmenpflanzungen, sondern auch die musterhafte Anlage der Stadt, ihre schönen Gebäude, ihre gepflegten Parks und Gärten, kurz, der Gesamteindruck war es, der zu Vergleichen herausforderte. Als Ausgangspunkt der Zentralbahn, die Daressalam mit dem Tanganjikasee verband, wurde die Stadt in zunehmenden Maße das Ziel zahlreicher Touristen. Wer sich von der See her der Stadt näherte, der hatte, wenn er die Quarantäneinsel Makatumbe passiert hatte, den schönen Anblick des aus Palmenwipfeln hervorlugenden Europäerkrankenhauses und des Gouverneurpalais, die beide von Professor Gurlitt unter Anlehnung an den arabischen Baustil errichtet worden waren. Die Europäerstadt war in einen von Stuhlmann angelegten botanischen Garten hineingebaut worden, ihr schloß sich das Geschäftsviertel, die Inderstadt an. Abseits lagen die Quartiere der Eingeborenen.

Arbeit, solide überlegte Arbeit – das war der Stempel, der hier Menschen und Dingen aufgeprägt war. Der Besucher konnte in kurzer Zeit erkennen, daß trotz des häufigen Personenwechsels (Erholungsurlaub) das System ehrlichen, nichts überhastenden, aber auch nichts vernachlässigenden Strebens hier feste Wurzeln geschlagen hatte.

Die Häfen der Ostküste südlich Daressalam sind Kilwa-Kisiwani (d. i. Kilwa auf der Insel), Kiswere, Lindi und Mikindani. Kilwa hat vor Jahrhunderten, wie schon eingangs erwähnt, große Bedeutung gehabt, die wir uns heute kaum vorstellen können, wenn nicht die imposanten Ruinen gewaltiger Bauwerke aus jener Zeit überzeugend zu sprechen vermöchten. In acht- bis neunstündiger Fahrt brachte uns einer der Gouvernementsdampfer nach Salale am Rufidjidelta, das uns aus dem Weltkriege in trauriger Erinnerung ist. In der Simba-Uranga-Mündung hat die „Königsberg" ihren Todeskampf gegen eine gewaltige englische Übermacht gekämpft. Eine gleich lange Fahrt ließ uns am nächsten Tage die Stadt Kilwa erreichen, in deren Hintergrund der Singinoberg das schöne Landschaftsbild abschließt. Vom Klubhaus des Singino seewärts schauend genoß man einen bezaubernden Blick auf den Indischen Ozean.

Das alte Kiloa oder Quiloa auf der Insel, muß eine für die damalige Zeit ertaunliche Entwicklung durchgemacht haben. Den Besuch der Ruinen persischer, arabischer und portugiesischer Befestigungswerke, deren Holztore sogar dem in den Tropen doppelt schnell nagenden Zahn der Zeit standgehalten haben, darf sich kein die Küste Bereisender entgehen lassen, so er nur irgendwie Gelegenheit hat, die Insel zu erreichen. Auf der südlich Kilwa-Kisiwani gelegenen Insel Songa Manara befinden sich ebenfalls höchst interessante Ruinen persischen Urprungs.

Einen ganz anderen Anblick als die bisher besuchten Plätze bietet Lindi, der nächste Hafenort, in dessen weite, von grünbewaldeten Bergen umgebene Bucht der Blick des Reisenden entzückt schweift. Eine Landschaft von überaus reizvoller Lieblichkeit liegt vor ihm ausgebreitet. Die mächtigen Turmreste eines alten portugiesischen Forts liegen unweit des Strandes. Fürwahr, Lindi ist der idyllische

Küstenplatz. An diesem schönen Fleckchen Erde fühlt sich der Mensch losgelöst von allen Alltagssorgen und Verdrießlichkeiten.

An fast kreisrunder Bucht liegt mit ganz schmaler Einfahrt Mikindani, ein von Löwen mit Vorliebe aufgesuchter Küstenort. Auch hier ist es schwer, von dem wieder in ganz eigenem, neuem Reize strahlenden Bilde tropischer Landschaft Abschied zu nehmen.

Westlich der Linie Pangani–Bagamoyo dehnt sich die große Landschaft Useguha zu beiden Seiten des Wamiflusses aus. Am oberen Wami gibt es große Borassuspalmenwälder, in denen sich fast alle Bäume infolge günstiger Wachstumsbedingungen zu riesenhaften Exemplaren entwickeln konnten. Einige, durch ihre abnorme Höhe besonders auffallende Palmen hatten von den Eingeborenen Namen erhalten, die ihnen der Aberglaube beilegte. Diese wurden heilig gehalten, und niemand würde wagen, sie zu beschädigen oder gar zu fällen. Wir treffen hier übrigens, wie auch sonst fast überall in der afrikanischen Landschaft, auf die denkbar größten Unterschiede im Aussehen des Landes, je nachdem wir während bzw. nach der Regenzeit oder dann hindurchkommen, wenn die Trockenzeit dem Ende zuneigt. Zu grellem Gelb sind die Gräser verdorrt. Die Blätter der Bäume haben sich zu mißfarbenen Gebilden zusammengerollt, die allenthalben zu Boden fallen. Eine glühende, brütende Hitze legt sich mit dem Höherkommen der Sonne auf die Erde. Die Tierwelt verstummt, kein Lebewesen ist zu sehen. Kein klingender Laut durchdringt die großartige Stille des endlosen Busches, in dem es erst zur Nachtzeit wieder lebendig werden wird. Hoch oben in majestätischer Einsamkeit zieht vielleicht ein Adler oder ein Geier seine Kreise.

Und dann setzt eines Tages, mit genauester Pünktlichkeit, die Regenzeit ein. Das Naß der ersten Regentage ist von der durchglühten Erde gierig aufgesogen worden. Die unzähligen tiefen Spalten und Risse, die der berstende Boden aufwies, lassen die immer stärker niedergehenden Regenmassen bis zu dem Wurzelwerk der abgestorben scheinenden Vegetation dringen. Und wie von einem Zauberstab berührt, beginnt das neue Leben zu erwachen. Wo vor wenigen Tagen noch schwarzgebrannte weite Fläche mit grauen Aschenresten lag, sprießen zarte Gräser empor und bedecken die eben noch schwarzverkohlten Flächen mit frischem Grün. Überraschend schnell entwickelt sich das Laub der Bäume, und nach wenigen Wochen ist die Landschaft in einen blühenden Garten verwandelt, in dem die schaffenden Kräfte der Natur inzwischen so dichte Grasmassen wachsen ließen, durch die wir uns bereits mühsam hindurcharbeiten müssen. Zur Trockenzeit ein Bild des Todes, prangt und glänzt das Land, nachdem der Boden mit Wasser gesättigt ist, in üppigster Pracht.

Und nun wollen wir den Margaretenfällen des Panganiflusses, im Hinterland von Tanga, unseres nördlichsten Hafens in Deutsch-Ostafrika, einen Besuch abstatten. Der Pangani ist ein vom Kilimandscharo kommender, weite Gebiete der Kolonie durchströmender Fluß. Noch sind wir eine Wegstunde von den Fällen entfernt, da melden sie sich schon: dumpfes Brausen erfüllt die Atmosphäre. Die Landschaft ist wundervoll. An mit lichtem Wald bestandenen Hügeln, an mit Blumen übersäten Wiesen geht es vorbei, dem Flusse zu. Bald verengt sich das Tal, Felsmauern wachsen aus dem Fluß, den die wildbrausenden Strudel und Schnellen mit Schaum bedecken. Dicht an jäh stürzenden Abgründen geht der Pfad die Felswand hinab, ungeheuer ist das Getöse, kein anderer Laut zu vernehmen.

Wie ein wilder, schweißbedeckter Stier kommt der Fluß angeschossen, wirft sich gegen die Felsen und taumelt brüllend zurück. Mit furchtbarer Gewalt brausen die Wasser in fast senkrechtem Gefälle hinab, alles ist weißer Gischt. Und unten dreht sich Strudel um Strudel, ein lärmendes, aber herrliches Schauspiel. Welche ungebändigte Kraft ging hier verloren, die inzwischen durch Menschenhand für die Wirtschaft in Energien umgewandelt ist. Nur der Unterlauf des Pangani ist schiffbar.

Neben den Panganifällen sind die Gomaitalefälle des Malagarassi erwähnenswert. Der in seinem Laufe fast einen Kreisbogen beschreibende Malagarassi führt dem Tanganjikasee ständig große Wassermassen zu, ist aber in seinem Unterlauf infolge großer Katarakte nicht schiffbar. Der Fluß ist bereits dem Kongosystem zuzuzählen, denn der Tanganjika hat im Lukuga einen periodisch offenen Abfluß zum Kongo hin.

Von den zahlreichen kleineren Wasserfällen ist der entlegene Kalambofall der imposanteste. Der Verfasser hat den im äußersten Südwesten der Kolonie gelegenen Fall im Jahre 1927 vom rhodesischen Abercorn aus besucht. Über 200 Meter tief stürzen seine Wasser über eine Bruchstufe in die Tiefe, ein Bild von überwältigender Schönheit.

Zwischen Rufu und Rufiji liegt das Land Usaramo, von mäßigen Anhöhen durchsetzt und nach Süden in eine flache Ebene übergehend. Nach Westen schließt sich Ukanni mit dem bis zu 2400 Metern aufsteigenden Ulugurugebirge an.

Das ganze Land zwischen Rufiyi und Rovuma ist, von vereinzelten Höhenzügen abgesehen – mit Ausnahme der Kitschi- und Matumbiberge im Süden von Kilwa und des Muera- und Makondeplateaus, tiefgelegen und größtenteils ebenso spärlich bewässert wie bevölkert. Ausgedehnte Jagdreviere mit Elefanten befanden sich am Mdandu- und Mbemkurubach. Diese ganzen, vor zwei Menschenaltern noch gut bevölkerten und bebauten Gebiete wurden vor Inbesitznahme des Landes durch Deutschland immer wieder von den Einfällen der östlich des Nyassasees sitzenden Mafiti heimgesucht, bei welchen alles Eigentum geraubt oder zerstört und die Bewohner zu Sklaven gemacht wurden. Von Kilwa und Lindi führten alte Straßen bis zu den Nyassaländern; Wege, auf denen die geraubten Sklaven zu vielen Tausenden zur Küste geschleppt wurden. Im Jahre 1895 wurden im Hinterlande von Kilwa noch mehrfach neue, schwere Sklavengabeln am Wege gefunden, deren Träger wohl erschöpft in ihnen zusammenbrachen, den Hyänen eine willkommene Beute. Blendend weiße verstreute Knochenreste ließen noch jahrelang die Stellen erkennen, wo der Tod sein erlösendes Werk vollbrachte.

Haben wir, vom Ulugurugebirge kommend, die wildreiche Mkattaebene durchschritten, kommen wir nach dem in malerischer Umgebung am Austritt des Mukondokwaflusses aus den Bergen gelegenen Kilossa. Von hier führte und führt noch – heute als Autostraße – eine alte Karawanenstraße nach Iringa, der im Hochland von Uhehe gelegenen Militärstation. Vermöge seiner 1400–1800 Meter hohen vollkommen gesunden Plateaus, der vielfach flach verlaufenden Höhenzüge und seiner ausgezeichneten Bewässerung hat Uhehe in der Nachkriegszeit eine besondere Rolle in der wirtschaftlichen Durchdringung des Landes gespielt.

Steil fällt das wildzerklüftete Utschungwegebirge nach der durch die jährlichen, regelmäßigen Überschwemmungen beispiellos fruchtbaren Ulangaebene ab, die allein imstande ist, nicht nur die ganze Kolonie mit Reis zu versorgen, sondern darüber hinaus ungeschätzte Mengen für den Export nach Deutschland zu erzeugen. Allerdings hängt auch dies von der Lösung der Transportfrage ab.

In der Regenzeit bildet die Ulangaebene auf Tagereisen einen unergründlichen, morastigen Sumpf, der – für Menschen unpassierbar – dann den von den Utschungwebergen herabsteigenden Elefanten und den Büffelherden willkommene Tummelplätze mit „natürlicher“ Schonzeit bietet.

Im Süden des Ulanga liegt mit wundervoller Fernsicht über die unendliche Ebene die Station Mahenge, hoch oben in den steilen Bergen von Upogoro, deren feuchte Urwälder große Bambusbestände und wertvolle Nutzhölzer aufweisen.

Den Oberlauf des Ulanga bildet der mit seinen Quellflüssen bis in die gewaltigen Nyassagebirgsketten reichende Ruhudje. Dieses überaus malerische Hochgebirge, das in wilden Formationen bis zu einer Höhe von 2000 Metern über dem Wasser die deutsche Küste des Nyassasees begleitet, fällt steil und jäh zum Seespiegel ab, der seinerseits etwa 500 Meter über Meereshöhe liegt. Trotzdem der Nyassa schon im 17. Jahrhundert von Portugiesen befahren sein soll, drang keine nähere Kenntnis davon in die Welt, bis Livingstone ihn im Jahre 1859 neu entdeckte. Nur der kleinere Teil der Ostküste des Sees ist deutsch, im Norden des Sees liegt das fruchtbare, gesunde und schöne Kondeland mit dem Verwaltungssitz Neu-Langenburg auf dem Tukuyuberg, überragt vom Rungwevulkan.

Als der Verfasser im Juli 1926 vor der Feste Neu-Langenburg stand, da hätte er dem leider viel

zu früh dahingegangenen Gründer Neu-Langenburgs, Hans Zache, gewünscht, einmal noch die Stätte seines Wirkens wiederzusehen. Zeit und Klima hatten aus der von Zache großzügig und kühn durchgeführten Anlage ein Gartenparadies geschaffen. Himmelanstrebende Eukalypten verleihen heute dem Tukuyuhügel sein charakteristisches Gepräge, herrliche Zedernalleen umgeben Schmuckplätze von wunderbarer Schönheit, und jene Zypressenallee, die schnurgerade auf den Gipfel des Rungwe zuführt, kündet davon, daß der naturverbundene Schöpfer dieser Anlage auch auf diesem Gebiet ein Könner war.

Vom Nordnyassa führt eine Verbindungsstraße bis zu dem großartigen Rieseneinbruch des Tanganjikasees, dessen Spiegel rund 370 Meter über dem des Nyassa liegt. Zwischen beiden Seen, jedoch nach Norden verschoben, erstreckt sich die gewaltige Rukwasenke, die geologisch als Fortsetzung des Nyassagrabens anzusehen ist, bis nach Karema am Tanganjika.

Wenden wir uns wieder zur Karawanenstraße zurück, die uns nach Kolossa geführt hat und folgen wir ihr, auf Carl Peters Spuren wandelnd, im Tal des Mukondokwa, am Gomboseebecken vorbei nach Westen, dann gelangen wir nach der Station Mpapua, deren weißleuchtende Mauern sich schon von weitem klar von dem dunklen Grün der Berge im Hintergrunde abheben. Übersteigt man die hohen Berge nördlich Mpapua, so ist der Südrand der Massaisteppe erreicht.

In diesem bis weit in das englische Kenyagebiet nach Norden und nach Westen bis zu der Landschaft Ikoma, nahe dem Viktoria-Nyansa, sich erstreckenden Riesenareal leben die Massai, ein kriegerischer Hirtenstamm, der lange Zeiträume hindurch der Schrecken der Nachbarvölker war. Das Sinnen und Trachten der Massai war auf Viehraub und blutige Fehde mit den ackerbautreibenden Nachbarstämmen an den Grenzen der Steppe gerichtet. Nach Einsetzen der deutschen Verwaltung mußten die Massai ihre großen Räubereien aufgeben und sich mit gelegentlichen Viehdiebstählen zufrieden geben. Lange Zeit hielt man die Massaisteppe für eine wasserlose sterile und öde Wüste, über deren Wert und Unwert Meinungsverschiedenheiten nicht bestehen konnten. Denn die Massai hatten geschickt alle neugierigen Weißen ihrem Reiche fernzuhalten gewußt, unter dem Vorgeben, es sei kein Wasser vorhanden und die Karawane müßte verdursten. Heute wissen wir, daß große Teile der sogenannten Steppe aus prächtigem Wald und bestem Weideland bestehen. Wasser ist durch die Anlage von Brunnen und Errichtung von Staudämmen genug zu erhalten.

Im benachbarten Land der Wagogo, die in Tracht und Sitte manche Ähnlichkeit mit den Massai aufweisen, liegt die gefürchtete Marenga makali, die Bitterwasserwildnis der Wagogo, ein neun bis zehn Stunden breites, trostloses Wald- und Stachelbuschgelände. Aber selbst hier löst die Landschaft am frühen Morgen und gegen Sonnenuntergang infolge der überraschenden Beleuchtungseffekte das Gefühl eines schwer zu mildernden eigenartigen Genusses aus.

Ugogo ist das Land der Affenbrotbäume, die nicht selten gigantische Formen annehmen. Es ist infolge seiner einförmigen Gestaltung, den größten Teil des Jahres unwirtlichen Charakters und seiner relativen Wasserarmut kein Gebiet, das zu einer begeisterten Schilderung verlocken könnte.

Zwischen Irangi und dem Viktoria-Nyansa wechseln eine Reihe viehreicher Hochplateaulandschaften mit Gebirgsformationen von großer Schönheit ab, deren jungfräulichen Urwaldbeständen zahlreiche Wasseradern entquillen. Wie anders ist dagegen die „Mgunda mkali", jenes wasserarme Waldgebiet, das sich bis zum Tanganjika, Nyansa- und Rukwasee erstreckt und überall denselben gleichförmigen, langweiligen, lichten Baum- und Buschbestand mit eingestreuten Steppenlücken aufweist.

„Großstadt" Tabora ist die Hauptstadt des stets gleichbleibend fruchtbaren und Unmengen von Negergetreide liefernden Landes Unyanyembe. Vom aus schweren Quadern festgefügten Sitz der Regierung sieht man die Stadt zu seinen Füßen liegen. Von einer Stadt in unserem Sinne kann man natürlich über Tabora nicht sprechen, aber, insbesondere seitdem die Zentralbahn Tabora erreicht hatte, ist Tabora für das Innere Afrikas ein großer Platz und Handelsmittelpunkt. Die Araber, die früher hier das Heft in der Hand hielten, haben an Bedeutung verloren, seitdem der Elfenbeinhandel



Die deutsche Bezirks- und Hafenstadt Muansa an der Südspitze des Viktoriasees

Landschaft bei Schirati



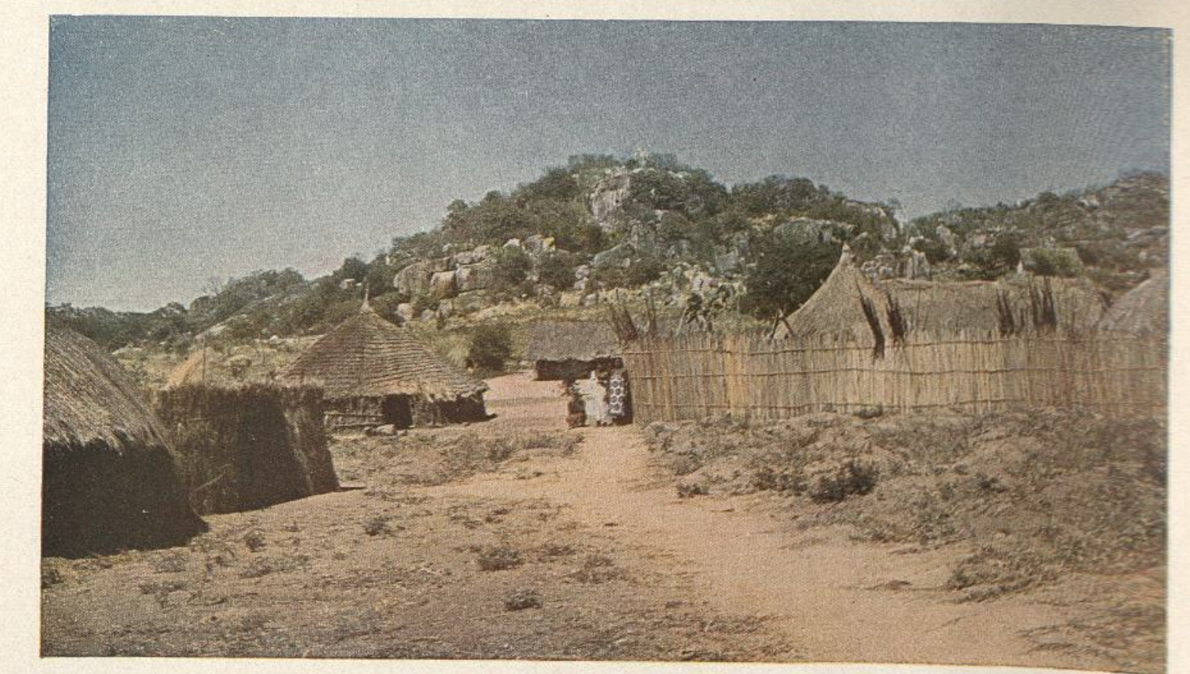
Am Ostufer des Viktoriasees, dicht an der britischen Grenze, liegt die deutsche Station und Zollstelle Schirati.

Bukoba



Bukoba, am Westrand des Viktoriasees, war der Sitz des deutschen Residenten und ist noch heute die Pforte zum Zwischen-Seengebiet.

Waheiadorf am Viktoriasee



Die Dörfer der Waheia mit ihren bienenkorbförmigen Hütten liegen in dichten Bananenhainen, die das ganze Land bedekken und die Hauptnahrung für die Eingeborenen liefern.

Wageia im Kriegsschmuck



Die Wageia am Ostufer des Viktoriasees treiben Viehzucht und Feldbau. Ihre 3 m langen Speere und 1,30 m hohen Schilde sind die stattlichsten und schwersten Kriegswaffen in ganz Afrika.



Boma von Kilossa

Eine farbige Schutztruppe unter weißen Offizieren und Unteroffizieren sorgte für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe in den Kolonien.

Askaris



An den Hauptorten des Landes waren befestigte Plätze, die sog. Boma, errichtet. Unsere farbigen Soldaten, die Askari, haben sich im Weltkrieg durch besondere Treue gegenüber ihren Herren ausgezeichnet.



Eingeborenen-Dorf im Usambara-Gebirge

zu Ende geht und ein großer Teil des Handels, wenn nicht der größte, in die Hand der indischen Kaufleute übergegangen ist, die sich mit nie fehlender Sicherheit, ihrem hochgradig entwickelten Erwerbssinn folgend, sofort da einstellen, wo Verdienst lockt. Schön ist Tabora nicht, weder die Stadt noch ihre Umgebung, aber interessant als Sammelplatz der verschiedensten Stämme Afrikas.

Der Nyansasee füllt mit seinen Fluten eine Einsenkung des afrikanischen Kontinents aus, die in ihrer Ausdehnung etwa Bayern gleichkommt. Er ist das Wasserreservoir des Nils, ihm verdankt Ägypten neben dem Tanasee die Ernten von Jahrtausenden. Der Wasserspiegel des Nyansa liegt 1200 Meter über dem Meer. Seine Ufer sind teils flach und von dichten Papyruswucherungen bestanden oder von Hügelreihen eingefaßt, die sich mehr oder weniger mit ihren malerischen Felspartien aus dem Wasser erheben. Die sich zu sanften Anhöhen erhebenden Ufer, an vielen Stellen von mächtigen Granitblöcken besät, bieten Landschaftsbilder von großer Schönheit, wenn sich der Gesamteindruck des Nyansa mit demjenigen des von himmelhohen Bergen eingefaßten Nyassa oder gar Tanganjika auch nicht messen kann.

Am südöstlichen Ufer des Sees liegt Muansa, seit 1907 Sitz des Bezirksamtes. Nach Fertigstellung der Ugandabahn stellten die Engländer einige größere Dampfer auf dem Nyansa in Dienst, so daß eine Reise zum Nyansa und eine Dampferrundfahrt auf demselben ein bequemes Vergnügen war. Daneben finden zur Schiffahrt noch arabische Dhaus und Rindenboote der Waganda Verwendung.

Am Westufer des Nyansa liegt südlich der Kageramündung die deutsche Station Bukoba, deren Hinterland in erster Linie durch seine dichte Bevölkerung wertvoll ist.

Und nun wenden wir uns dem schönsten der afrikanischen Seen, dem Tanganjika, zu.

Eingebettet in eine – ungefähr von Nord nach Süd verlaufende – ungeheure Falte der Erdoberfläche begrenzt der See in einer Länge von 670 Kilometern das Schutzgebiet im Westen. Seine größte Breite beträgt 70 Kilometer, so daß nur bei sichtigem Wetter die Berge des kongostaatlichen Ufers zu erkennen sind. Die Tiefe des Sees beträgt bis zu 1400 Meter, so daß die größten Dampfer ihn befahren können. Fast überall von hohen Gebirgen eingeschlossen, die teils unmittelbar aus dem Wasser aufsteigen, teils weiter von der Küste zurücktreten, ist die Tanganjikasenke landschaftlich von packender Schönheit. Im Norden des Westufers liegen in finstere Wolkenschleier gehüllte Bergmassen in erdrückender Großartigkeit, wenn man in schwankem Einbaum nur wenige Meter von ihren im Wasser verschwindenden Felswänden entfernt entlanggleitet. Auf der Ostseite des Sees, dem deutschen Ufer gegenüber, treten die Berge weiter zurück. Ein reicheres und schöneres Land ist kaum denkbar wie etwa die Gegend von Rumonge der Halbinsel Ubwari gegenüber. Von Usumbura, der deutschen Station am Nordende des Tanganjika nach Süden bis fast nach Udjidji dehnen sich gut bewässerte, ertragreiche Landschaften vom Seestrand bis hoch in die Berge hinauf aus. Zahlreiche Ölpalmenwälder von hohem Wert füllen die Niederungen. Die Fruchtbarkeit dieser gesegneten Länder kann nicht übertroffen werden.

Seit 1900 fuhr der deutsche Dampfer „Hedwig von Wißmann", seit 1914 das stolze Schiff der Deutsch-Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft „Graf Götzen" auf diesem See. Im Gegensatz zum Nyansa hat der Tanganjika nur wenig gute geschützte Häfen. Während der Regenzeit – Dezember bis Mai – hat der Tanganjika meist ein düsteres, schwermütiges Aussehen. Tief hängen die Regenwolken herab. Der Himmel ist fast stets bedeckt und läßt nur selten die Sonne durch. Wie geschmolzenes Blei liegt der von keinem Lufthauch bewegte Spiegel des Sees da. Aber das ist nur die Ruhe vor dem Sturm! Mit unheimlicher Schnelligkeit brechen die Gewitter los, jagt unter tiefer Finsternis der entfesselte Sturm heran, den See zu wilderregten, hochgehenden Wogen aufwühlend. Während der Trockenzeit, das ist von Mai bis September, weht am Tage von etwa 9 Uhr morgens an starker, ständiger Wind von Südosten her, der gegen 5 Uhr nachmittags abflaut und während der Nacht ganz einschläft. Etwa von 10 Uhr vormittags beginnt dann der See unruhig zu werden, bis nach und nach ein starker Seegang mit hohen, kurzen Wellen entstanden ist, der gegen Abend wieder in völlige

Ruhe übergeht. Man muß das Brausen der Brandung bei Udjidji gehört haben, um sich von seiner Tonstärke eine Vorstellung machen zu können.

Am Südende des Sees liegt die deutsche Station Bismarckburg. Und zwischen Tanganjika und der Rukwasenke liegt das fruchtbare Land Ufipa mit seiner hohen Bergkette.

Die wertvollsten und am dichtesten bevölkerten Landschaften unserer Kolonie liegen am Nordende des Tanganjika. Es sind dies Udjidji, Uha und vor allem Urundi und Ruanda. Was hier allein an Großvieh und an Schafen und Ziegen erzeugt werden könnte, sichert diesen Ländern eine ständig zunehmende Bedeutung. Wasserreiche Bergländer und Hochplateaus in malariafreien Höhenlagen, zahllose Felder und Bananenhaine wechseln miteinander ab. Leider hat sich die dichte Bevölkerung seit vielen Generationen durch unsinniges Abholzen selbst des nötigen Bau- und Brennholzes beraubt, das nun weit herangeholt werden muß. Vielfach sind nur noch unzugängliche Höhen- und Talspalten mit Wald bestanden. Urundi grenzt im Westen an den Tanganjika und den diesen mit dem Kivusee verbindenden Russissifluß.

Dem breiten Tal dieses tiefen Flusses aufwärts folgend erklettert man in steilem Anstieg aus der drückend schwülen Ebene die ersten Berge von Ruanda. Von der Höhe aus erblicken wir im Norden die glänzende Fläche des Kivu vor uns in der Tiefe, dessen Spiegel 650 Meter über dem Tanganjika, also 1500 Meter über dem Meere liegt.

Ziemlich steil aus dem See aufsteigend wächst die Westküste des Sees in vier, fünf und mehr Ketten immer höher bis zum Kamm des Randgebirges hinauf. Im Nordwesten sieht man einen bis auf etwa 3500 Meter ansteigenden Doppelgipfel, der jäh und tief nach Süden und etwas weniger nach Norden abfällt. Dieser See ist wirklich schön trotz der Baumarmut seiner Küsten, sonderlich dann, wenn alle Fluren grünen und blühen. Bald fällt das Ufer in schroffem Sturz, bald in sanft geschwungenem Profil in die blaue Flut. Das Südende des Sees hat zwei Buchten, von denen die westliche die größere ist. Getrennt werden sie durch eine dreißig Kilometer lange Landzunge, die dicht an das Südende der mächtigen Kwidjwiinsel heranreicht.

„Es ist Nacht. Vom See her weht ein kühler, aber weicher Ostwind, überall blitzt und wetterleuchtet es, und bald treten die Umrisse des finsteren, waldigen Blocks von Kwidjwi, bald die Berge von Ruanda, bald der hohe den Russissi überragende Gipfel für einen Husch aus dem nächtlichen Dunkel. Aus der Tiefe trägt die leichtbewegte Luft das leise Rauschen der Brandung herauf, die eintönig gegen die felsigen Kalkufer schlägt...“ (Kant, Caput Nili). Das ist der Zauber des Kivusees.

Graf Götzen war es, der uns die erste sichere Kunde von dem Lande Ruanda brachte, dessen Grenzen selbst die Araber auf ihren Sklavenjagden gescheut hatten. Als Götzen von seiner Durchquerung Afrikas zurückkehrte, berichtete er von den merkwürdigen Eindrücken, die er in diesem Gebiet erlebte. Er fand ein ungeheures Grasland, das von Ost nach West allmählich von 1500 bis 2500 Meter ansteigt, reich an Gewässern und mit herrlichem Klima; er fand in ihm nicht, wie in anderen Teilen der Kolonie, eine spärliche, sondern eine nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung von Bantunegern, die sich Wahutu nannten; er fand dies Volk in knechtischer Abhängigkeit von den Watussi, einer fremden hamitischen Adelskaste, deren Vorfahren aus den Galländern kommend, das ganze Zwischenseengebiet sich unterworfen hatten; er fand das Land eingeteilt in Provinzen und Distrikte, die unter der aussaugenden Verwaltung der Watussi standen, deren riesige, bis über zwei Meter hohe Gestalten ihn an die Welt der Märchen und Sagen erinnerten, und an ihrer Spitze einen König, der im Lande ruhelos umherziehend, bald hier, bald dort seine Residenzen erbaute. Und schließlich hörte er von den Resten eines Zwergstammes, den Batwa, die in den Höhlen der das Land im Norden überragenden Vulkane als Jäger des Urwaldwildes hausen sollten. Es ist fürwahr eine eigenartige Laune der Natur, daß sie die größten und die kleinsten Menschen des Schutzgebietes in diesem Lande nebeneinander leben läßt.

Am Nordufer des Sees liegt Kissenye, der Sitz der deutschen Verwaltung; von hier ist die Besteigung des 3500 Meter hohen tätigen Vulkans „Kirunga tsha gongo“ möglich. Östlich schließen

sich die Lavafelder der erloschenen Vulkane Sabinyo, Karissimbi und Muhawura an, in deren Urwäldern der Gorilla haust.

Infolge der Tätigkeit der Vulkangruppen im Norden und Nordosten des Kivu wurden durch das periodische Vorrücken mächtiger Lavaströme große Täler abgesperrt und gewaltige Sperren geschaffen, in denen sich die Wasser stauen mußten. So entstand der Luhondo – und der inselreiche Bolerosee, dessen Spiegel etwa 30 Meter höher liegt, als der des erstgenannten. Von diesem ist er nur durch eine schmale Bergwand getrennt, durch die sich die eingedämmten Wasser einen Durchbruch zum Luhondo erzwungen haben.

Die Watussi haben vielfach kaum etwas Negerhaftes an sich, und man trifft nicht selten geradezu schöne Männer unter ihnen. Ihre Frauen sind selten zu sehen, da sie fast nur im Hause leben. Sie haben infolge des steten Verweilens im Halbdunkel eine hellere Hautfarbe angenommen.

Als letztes bleibt uns der Besuch eines küstennahen Gebietes übrig, von dem man sagen kann, daß sein Name im deutschen Mutterlande am populärsten ist: Usambara.

Von Tanga aus mit der Bahn in wenigen Stunden erreichbar erhebt sich aus der Umbasteppe und den Landschaften am Panganifluß das steile Bergland Usambara-Uschamba der eingesessenen Eingeborenen – das in seinen höchsten Erhebungen bis 2000 Meter ansteigt. Als Gebirge von großer landschaftlicher Schönheit ist Usambara kühl, gesund und mit dichten ausgedehnten Waldungen bestanden, aus denen zahlreiche klare Bäche zu Tal eilen. Infolge der küstennahen Lage und der Bahnverbindung ist in Usambara eine ausgedehnte Plantagenwirtschaft entstanden, der sich dauernd neue Unternehmungen zugesellten. Zuerst wurden hauptsächlich Kaffeeplantagen angelegt. Ihre Erzeugnisse waren zwar auf dem Weltmarkt ihrer Güte wegen konkurrenzfähig, der Ertrag ließ aber bald nach. Man ging daher dazu über, in den Tälern und am Fuße des Gebirges Kautschuk und Sisalplantagen anzulegen. Während auch die Kautschukkultur aufgegeben werden mußte, weil das Produkt der in Deutsch-Ostafrika gedeihenden Manihot Glaziovii sich nicht gegenüber dem Parakautschuk behaupten konnte, ist die Sisalkultur die Hauptkultur des Landes geworden.

In Ostusambara wurde das zu Weltruf gelangte biologisch-landwirtschaftliche Institut Amani errichtet. Hier wurden die wissenschaftlichen Grundlagen für die landwirtschaftliche Ausnutzung des Schutzgebietes geschaffen. Es wurden alle tropischen Nutzpflanzen einschließlich der Hölzer versuchsweise angebaut, die Züchtung von für das Klima und die Bodenverhältnisse Deutsch-Ostafrikas geeigneten Pflanzen betrieben, die Schädlingsbekämpfung erkundet, Sämereien erzeugt, die dann an die staatlichen und privaten Unternehmungen abgegeben wurden. Hier wurde auch ein größerer Bestand an Cinchona geschaffen, so daß im Weltkriege, als die privaten und amtlichen Bestände an Chinin sich erschöpften, die Chininerzeugung so lange möglich war, bis der Feind Amani besetzte. In welche Lage die deutschen Verteidiger unserer mit Malaria reichlich versehenen Kolonie ohne die eigene Chininerzeugung geraten wären, ist gar nicht abzusehen.

In den gesunden Bergen Westusambaras erfreute sich das Höhensanatorium Wugiri steigenden Zuspruchs von Erholungsbedürftigen und solchen, die der heißen Zeit an der Küste entgehen wollten. –

Haben die Eingeborenen, die unser schönes Land bewohnen, eine seelische Verbindung mit der Schönheit der sie umgebenden Natur? Haben sie das, was wir Naturgefühl nennen, was uns eine Landschaft als heiter oder ernst, als erhebend und feierlich empfinden läßt? Was ihnen abgeht, ist die Fähigkeit, die Natur losgelöst vom Leben zu betrachten, als ein Schauspiel, das uns beglückt. –

Die eingeborene Bevölkerung dieses schönen Landes betrug schätzungsweise sieben bis acht Millionen Menschen. Sie zerfiel in zahlreiche Stämme, die mehr oder weniger miteinander verwandt, der großen Rasse der Bantuneger oder den hamitisch-nilotischen Völkern angehören. Dementsprechend groß ist die Sprachenfülle, die sich in verschiedene deutlich voneinander geschiedene Sprachfamilien trennen läßt. Die wichtigste aller Bantusprachen ist zweifellos das Kisuaheli, die Verkehrssprache Deutsch-Ostafrikas. Suaheli wird von etwa zwanzig Millionen Menschen gesprochen und von mehr als dreißig verstanden. Sein Verbreitungsgebiet reicht von der Somaliküste bis Moçambique in nord-

südlicher Richtung, und in ostwestlicher von Sansibar bis tief in den Kongostaat hinein. Auch in Kenya und Uganda wird Suaheli gesprochen und verstanden.

Die Suaheli selbst bewohnen die Küstenstriche und sind ein Mischvolk zwischen Arabern und Eingeborenen, die von ihren arabischen Stammvätern die Lebensgewohnheiten und äußerlich auch den Islam angenommen haben. Sie sind brauchbare und intelligente Arbeiter. Sie leben in geschlossenen Dörfern und sauberen Lehmhütten. Die Dörfer sind meist regelmäßig um einen runden oder viereckigen Platz angelegt, die Hütten mit Buschwerk und Fruchtbäumen umstanden, das ganze Dorf von hohen Bäumen überragt. Die Felder der Dorfbewohner sind in unmittelbarer Nähe der Ortschaften angelegt; auch das wenige Vieh, das gehalten werden kann, hüten sie in der nächsten Umgebung des Dorfes. Die Hautfarbe dieser wollhaarigen Küstenneger ist dunkelbraun bis zum ebenholzgleichen Schwarz. Hellere Hautfarben kommen vor.

Wir finden unter der Bevölkerung des Schutzgebietes reine Ackerbauer und reine Viehzüchter, Stämme, die gleichzeitig Ackerbau und Viehzucht treiben, Fischer und Jäger. Die Suaheli sind Ackerbauer, Fischer und Händler.

Von Süden her drangen vor langer Zeit den Sulu verwandte Stämme erobernd in unsere heutige Kolonie ein und setzten sich hier, besonders in den Gebieten am Nyassasee fest. Die Wangoni (östlich des Nyassa) sind die Abkömmlinge dieser Eroberer. Die im zentralen Deutsch-Ostafrika lebenden Wagogo sind hellfarbiger als die Wasuaheli; mit ihren leichtgeschlitzten Augen in den dicken rundlichen Köpfen und ihren häßlichen, dreisten Gesichtszügen machen sie keinen sympathischen Eindruck. Ihrem Charakter nach sind sie hinterlistig, diebisch und frech. Sie sind in erster Linie Viehzüchter, treiben aber auch Ackerbau. Ihre Hütten bauen sie als Temben mit flachen, erdbeworfenen Dächern, ihr Vieh nehmen sie nicht selten nachts mit in die Hütten.

Ein besonders kräftiger Menschenschlag sind die Wanyamwesi, die das Land Unyanyembe bewohnen. Ihre Körper sind oft von bemerkenswerter Kraft und Schönheit der Form. So wie sie früher die besten Träger auf den Karawanenstraßen waren, sind sie jetzt die gesuchtesten Pflanzungsarbeiter. Zur Zeit der Felderbestellung kehren sie, wenn irgend möglich, in ihre gutgebauten Dörfer zurück. Ihre plattbedachten Hütten stehen im Viereck um einen Dorfplatz, der sozusagen der Marktplatz der Ansiedlung ist. Die Dörfer sind häufig mit Umzäunungen umgeben, zum Schutz gegen Raubtiere. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter.

Die Massai, über die weiter oben schon berichtet wurde, setzen ihren Stolz in den Erwerb von möglichst viel Rindern, als Nomaden sind sie reine Viehzüchter und ...-diebe. Der Viehdiebstahl gilt als etwas Verdienstliches, solange man sich dabei nicht erwischen läßt. Den leichtesten, einfachsten und beliebtesten Erwerb, eine Art Sport bei ihnen, mit dem auch allerlei Kurzweil für Männer und Gelegenheit zu Heldentaten für die jungen Krieger verbunden war, stellte der Viehraub dar. Vor der deutschen Zeit organisierten die Massai mit Vorliebe Einfälle in viehreiche Landschaften. Nach unglaublichen Eilmärschen durch menschenleere Gebiete, wobei ihnen Jägernomaden, die Wanderobbo, als Führer dienten, fuhren sie plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, hinein ins Land, trieben die Herden fort, speerten die sich widersetzenden Hirten und waren mit ihrer Beute ebenso schnell wieder verschwunden wie sie gekommen waren. Nach der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland wurde ein Massai-Reservat eingerichtet, in dem sich die Massai so verhalten haben, daß besondere Schutzmaßnahmen nicht erforderlich waren.

Ein interessantes Bantuvolk sind die Konde, richtiger gesagt die Wanyakyusa, die am Nordende des Nyassasees die reizvolle Kondelandschaft bewohnen. Ihre Wohnplätze sind Bananengärten. Legt der Konde ein Dorf an, so pflanzt er zuerst Bananen, die einzelnen Stauden in zehn Meter Entfernung voneinander, an. Sind die Stauden angewachsen, so baut er in den Zwischenräumen seine saubere Bambushütte auf. Auf den Bau seiner Viehställe verwendet er oft mehr Sorgfalt als für seine eigene Wohnung. Seinen Acker bestellt der Konde, der also Ackerbauer und Viehzüchter ist, unter religiösen Zeremonien. Sind die Bananen erntereif, ist die Ernährungsfrage für den Konde gelöst. Der

Konde gilt als faul, er räkelt sich gern vor seiner Hütte, um mit gewandtem Zungenschlag die Ereignisse des Tages zu bereden; aber man muß ihm zugute halten, daß die große Fruchtbarkeit des Landes ihn zur Faulheit erzieht. Die Kinder und Frauen gehen nackt, letztere bis auf einen schmalen Lendengurt, der aus weich geklopfter und braunrot gefärbter Baumrinde gefertigt um die Hüften geschlungen und durch den Schritt gezogen wird. Auch unter den Wanyakyusa gibt es Meisterdiebe, ja, es wird sogar behauptet, daß die Wanyakyusadiebe organisiert sind.

Die wachsenden Berührungen zwischen Weißen und Schwarzen, vor allem die große Arbeiterscharen erfordernden europäischen Pflanzungsunternehmungen und die Bahnbauten machten besondere Maßnahmen zum Schutz der Eingeborenen nötig. Es waren 1914 ungefähr 150000 eingeborene Arbeiter auf diesen europäischen Unternehmungen tätig, etwa zwei Drittel davon auf europäischen Pflanzungen, der Rest bei Bahnbauten. Die allgemeinen Bestimmungen, wonach die Eingeborenen in ihrem Landbesitz geschützt wurden und Verträge zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen ohne amtliche Genehmigung ungültig waren, wurden so wirksam gehandhabt, daß es nicht vorkommen konnte, daß Eingeborenen durch Wegnahme ihres Landes die Existenzmöglichkeit für sich oder ihre Familien beschnitten, oder daß sie durch rechtlich erzwingbare Verträge in weitreichende Schulden verstrickt wurden. Besonders eingehend war aber in den letzten Jahren vor dem Kriege die Arbeitergesetzgebung im Sinne sozialer Fürsorge für die Eingeborenen geordnet worden. Sowohl die Anwerbung wie die Verwendung von Arbeitern in europäischen Betrieben war eingehend geregelt worden, wobei Schutz der Eingeborenen vor Zwang und Ausbeutung wie vor Gesundheitsschädigung die Richtlinien waren. Die Früchte unserer humanen und fürsorglichen Eingeborenenpolitik sollten wir im Kriege ernten in der Treue und Anhänglichkeit unserer Eingeborenen, die in einer in der Geschichte aller Kolonialvölker beispiellosen Weise zu uns gehalten haben.

Wie die geschilderten Eisenbahnbauten vielfach der Eingeborenenwirtschaft erst die Möglichkeit der Entfaltung gegeben hatten, so hatten sie auch der europäischen Plantagenwirtschaft die Möglichkeit einer großartigen Entfaltung geboten. Dies galt in erster Linie von der Usambarabahn, welche die guten Pflanzungsgebiete des Nordens an die Küste anschloß, dann aber auch von der Zentralbahn, in deren Bereich, besonders im Bezirk Morogoro, zahlreiche Pflanzungsbetriebe angelegt worden waren. Gouverneur H. Schnee berichtet, daß 1913 bereits 106000 Hektar, davon 57000 Hektar ertragsfähig, unter europäischer Plantagenkultur waren, davon 45000 Hektar mit Kautschuk, 25000 Hektar mit Sisalagaven, 13000 Hektar mit Baumwolle, 8000 Hektar mit Kokospalmen, fast 5000 Hektar mit Kaffee und 3000 mit Kapok. Welch großen Anteil an der Steigerung des Handels die Plantagenwirtschaft hatte, geht daraus hervor, daß 1913 die Ausfuhr von Sisalhanf allein mit 10½ Millionen Mark nahezu so groß war wie die gesamte Ausfuhr Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1906 betrug. Wie wir schon gesehen haben, war die Plantagenwirtschaft zwar dadurch in manchen Teilen bedroht, daß in letzter Zeit vor dem Kriege infolge der steigenden Ausfuhr von Plantagenkautschuk aus Ostasien die Preise für diesen beträchtlich gefallen waren, doch dafür waren die Preise für Sisal um so günstiger geworden.

Die Farmwirtschaft hatte nicht in gleichem Maße Fortschritte zu verzeichnen gehabt. Die zunächst erreichbaren, mit genügend Wasser versehenen Farmgebiete am Kilimandscharo und Meru waren besetzt. Die weiter nach Norden zu anschließenden Hochländer wurden erst durch die bei Kriegsbeginn noch nicht durchgeführte Verlängerung der Usambarabahn nach Aruscha in angemessene Nähe eines Verkehrsweges gebracht. Die Besiedlung der zunächst in Betracht kommenden Flächen war durch deren Aufteilung in Farmen vorbereitet. Ferner war eine großzügige Wassererschließung vorgesehen, welche bisher nicht besetzte wasserarme Teile der Hochländer der Farmbesiedlung zugänglich machen sollte. Auch in den südlicheren Hochländern des Schutzgebietes, welche zum Teil von Tsetsegebieten umgeben sind, hatte infolge der ungünstigen Absatz- und Verkehrsverhältnisse die Farmbesiedlung nur eine geringe Zunahme erfahren. Doch bot das Schutzgebiet aber in dieser Beziehung noch sehr günstige Aussichten für eine größere Entwicklung.

Heute wissen wir, daß die südwestlichen Hochländer früher vielfach überschätzt worden sind. Die in ihnen seit dem Jahre 1927 gemachten Erfahrungen lassen größte Vorsicht bei künftigen Experimenten am Platze sein. Auch wissen wir, daß wir unter Farmbesiedlung keinesfalls Massensiedlung deutscher Bauern zu verstehen haben. Der deutsche Bauer bleibt in der großdeutschen Heimat und siedelt an ihrer Ostgrenze. Wir wissen ferner, daß die Verkehrsverhältnisse sich durch den Bau von Autostraßen, an die in der Vorkriegszeit in Afrika noch niemand gedacht hat, sich grundlegend geändert und verbessert haben. –

Hat nun Deutsch-Ostafrika die ihm zugedachte Rolle als Rohstoffkolonie überhaupt erfüllen können? War es in der Lage, einen Teil des heimischen Bedarfes an Baumwolle, Wolle, Sisalhanf, Ölprodukten, tropischen Nahrungs- und Genußmitteln, Mineralien, Hölzern, Gerbstoffen u. a. m. zu decken? War es eine sichere neue Absatzquelle für die deutsche Industrie und den Handel? Auf diese Fragen muß geantwortet werden, daß die kurze Spanne von dreißig Jahren dazu benutzt worden ist, im Zusammenwirken mit unseren anderen Kolonien die sicheren Grundlagen für eine allmähliche Befriedigung des Gesamtbedarfes des Mutterlandes zu legen.

Mit den Eisenbahnlinien hatte sich der Handel in Deutsch-Ostafrika schnell entwickelt. Er stieg von Jahr zu Jahr sprungweise empor. 1906 betrug die Einfuhr 25 Millionen, die Ausfuhr 11 Millionen, der Gesamthandel 36 Millionen Mark. Nur sieben Jahre später, im Jahre 1913, war die Einfuhr auf mehr als das Doppelte (53 Millionen) gestiegen. Die Ausfuhr hatte sich sogar mehr als verdreifacht (36 Millionen). Der Gesamthandel betrug 89 Millionen Mark, also etwa das zweieinhalbfache des Gesamthandels sieben Jahre vorher.

Und nun wollen wir alle die Möglichkeiten, die Deutsch-Ostafrika hinsichtlich der Lieferung von Rohstoffen bot und bietet, an uns vorüberziehen lassen.

Zuerst wollen wir einen wichtigen kolonialenRohstoff, die Baumwolle, betrachten. Die deutsche Baumwollindustrie stand vor dem Weltkriege an Ausdehnung hinter Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika an dritter Stelle. In mehr als 16000 Betrieben arbeiteten etwa eine Million deutscher Volksgenossen. Der Gesamtwert der deutschen Einfuhr an Rohbaumwolle betrug vor dem Weltkriege über ½ Milliarde Mark jährlich. Eine ganze Reihe von für die deutsche Baumwollindustrie ungünstigen Umständen, z. B. Spannung zwischen Baumwollerzeugung und -verbrauch, Ausdehnung der eigenen Industrie in den Erzeugungsländern, Abhängigkeit von spekulativer Preisstellung veranlaßten Deutschland, sich durch Einführung des Baumwollbaus in seinen Kolonien unabhängige Bezugsquellen zu eröffnen. Man begann damit in Togo.

Zunächst wurden die klimatischen und Bodenverhältnisse erforscht, geeignete Sorten herausgesucht, Versuchspflanzungen angelegt. Alles lag in der Hand des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees. Dann wurde bei den Eingeborenen Togos die Baumwolle als sogenannte weltwirtschaftliche Eingeborenenkultur eingeführt. Das hatte den Erfolg, daß sich die Baumwollausfuhr aus Togo nach Deutschland sprunghaft hob.

Im Jahre 1902 begann man, die gleichen Maßnahmen in Deutsch-Ostafrika zu ergreifen. Auch hier stand man auf dem grundsätzlichen Standpunkt, daß im Baumwollbau Deutsch-Ostafrikas Plantagen- und Eingeborenenkultur sich nebeneinander entwickeln sollten. Dieser richtige Grundsatz ist denn auch immer befolgt worden. Über die geographische Verteilung des Baumwollbaus im Schutzgebiet ist zu sagen, daß die Anbauversuche zunächst in den Küstenbezirken Rufidji, Daressalam, Bagamoyo, Pangani, Tanga und Wilhelmstal eingeleitet wurden. Später traten die Bezirke Morogoro und Kilwa und schließlich Iringa, Dodoma, Kondoa-Irangi und Bukoba, namentlich aber Lindi hinzu.

Als klimatisch ungünstig stellten sich die Küstenbezirke Tanga, Pangani, Daressalam, Bagamoyo und Kilwa, ferner Wilhelmstal und Moschi heraus; hier nahm der Baumwollbau ab, während er in den klimatisch günstigen Bezirken Rufidji, Morogoro, Lindi und Muansa ständig zunahm. Von merkbar förderndem Einfluß auf die bestehenden Betriebe und Neuanlagen waren sowohl die bei

gründlicher fleißiger Arbeit auf privaten Unternehmungen gewonnenen Erfahrungen als auch besonders die Versuchsergebnisse der staatlichen Baumwollstationen. Baumwolle als Zwischenkultur ging mehr und mehr zurück und an ihre Stelle trat die Reinkultur. Hier mußten vielseitige Erfahrungen gemacht werden. Man hatte nicht nur größte Sorgfalt auf eine richtige, den jeweils vorliegenden Bodenverhältnissen entsprechende Bodenkultur zu verwenden, sondern besonders auch auf die richtige Wahl der Aussaatzeit und auf die Frage des Fruchtwechsels größten Wert zu legen. Denn es hatte sich bereits in Deutsch-Ostafrika herausgestellt, daß eingliedrige Betriebe für die koloniale Landwirtschaft große wirtschaftliche Gefahren in sich bergen. Man darf die Ergiebigkeit tropischer Böden nicht überschätzen. Die Erfahrungen, die auf allen Gebieten gemacht worden sind, lassen erwarten, daß die Zeit des Experimentierens abgeschlosssen ist, und daß wir neuer deutscher Kolonialbetätigung zuversichtlich entgegensehen können.

Und damit kommen wir zum Kautschuk als zu einem für Deutschlands Industrie und Wehrwirtschaft sehr wichtigen Rohstoff.

Der Weltverbrauch an Kautschuk ist seit drei Menschenaltern außerordentlich gestiegen, und zwar in engem Zusammenhang mit der Entwicklung vor allem der elektrischen und dem Aufblühen der Kraftwagenindustrie. Während im Jahre 1830 erst 230 Tonnen Kautschuk nach Europa kamen, waren diese kurz vor dem Weltkrieg auf rund 80000 Tonnen angewachsen. Deutschland war maßgeblich an der Steigerung des Weltverbrauchs beteiligt, und zwar war nicht nur der Eigenverbrauch groß, sondern die deutsche Gummiwarenindustrie hatte sich in hohem Maße zur Exportindustrie entwickelt. Fast neun Zehntel des deutschen Bedarfs kamen aus fremden Erzeugungsgebieten, nur ein Zehntel aus deutschen Kolonien.

In Deutsch-Ostafrika wurden zunächst die Wildkautschukbestände in Anspruch genommen, und zwar in rücksichtsloser Form, so daß die natürlichen Bestände bald vernichtet waren. Dann schritt man zur Anlage von Kautschukplantagen und wählte den dem Klima gemäßen Ceara-Kautschukbaum Manihot Glaziovii. Große Kapitalien wurden investiert mit dem negativen Erfolge, daß die Kautschukkultur, wie bereits angedeutet, in Deutsch-Ostafrika aufgegeben werden mußte.

Nun wollen wir uns den Faser- und Ölrohstoffen zuwenden. Als in Deutsch-Ostafrika anzubauende Faserstoffe kam in erster Linie Sisalhanf in Betracht, aber auch der Anbau der Ramiefaser versprach Erfolge. Als Ölstoffe liefernde Pflanzen galten in unserem Schutzgebiet die Ölpalme, deren Fruchtfleisch und Kerne Öl enthalten, vor allem aber die an der Küste gedeihende Kokospalme, deren getrockneter Fruchtkern, Kopra genannt, Öl liefert, die Erdnuß, ein Hülsengewächs, das eigentümlicherweise über der Erde blüht, seine Hülsen aber unter der Erde zum Reifen bringt. Ferner kommen in Betracht der Sesam, eine einjährige krautartige Pflanze, die Baumwolle, aus deren Samen Öl gepreßt wird, und die Rizinuspflanze (deren Öl jetzt in der Luftfahrt dringend gebraucht wird).

Deutschland gab vor dem Kriege für koloniale Faser(Hanf)stoffe den Betrag von rund 65 Millionen Mark aus. Diese Zahl läßt erkennen, ein wie starkes national-wirtschaftliches Interesse wir daran hatten, Faserstoffe in genügenden Mengen in eigenen Kolonien anzubauen.

Eine Möglichkeit, dies zu verwirklichen, bot die Kultur der Sisalagave, die in Deutsch-Ostafrika begonnen wurde und in steigendem Maße so günstige Erfolge geliefert hat, daß heute bereits mehr als der doppelte deutsche Bedarf an Sisalhanf in Deutsch-Ostafrika erzeugt wird. Die Sisalagave, so benannt nach dem Hauptverschiffungshafen ihrer mexikanischen Heimat Yukatan, wurde 1892 durch Dr. Richard Hindorf über Florida nach Deutsch-Ostafrika verpflanzt. Von der durch ihn bestellten Sendung von Stecklingen kamen nur zweiundsechzig lebensfähig an. Aus diesen 62 Pflanzen wurde dann nach und nach so viel Saatgut gewonnen, daß vor dem Weltkriege 25000 Hektar mit Sisalagaven bepflanzt waren. Heute wäre es nicht mehr möglich, Pflanzgut der Sisalagaven aus Mexiko auszuführen, da die Ausfuhr verboten und Zuwiderhandlungen mit dem Tode bestraft werden. Der Anbau der Sisalagave ist heute die wichtigste Plantagenkultur Deutsch-Ostafrikas.

Der große Wert für unsere Volkswirtschaft gerade dieser Faserpflanze ist nun folgender: im dritten bis vierten Jahr sind die Agaven schnittreif. Ihre ein bis zwei Meter langen Blätter enthalten weiße, silberglänzende, sehr feste Fasern, den sogenannten Sisalhanf. Er ist der Rohstoff erstens für das Bindegarn der deutschen Landwirtschaft. Wenn bei uns im Sommer der Bauer mit seinem Selbstbinder zur Ernte fährt und mähen und Garben binden will, dann braucht er Sisalgarn, und zwar in gewaltigen Mengen über Großdeutschland. Er ist zweitens der Rohstoff für die Trossen und Taue der deutschen Kriegs- und Handelsmarine, drittens für unsere Wäscheleinen und Bindfäden. Er ist ferner berufen, künftig durch mechanische und chemische Aufschließung für feine und feinste Gespinste eine wichtige Rolle zu spielen.

Die geschnittenen Blätter werden in die Aufbereitungsanlage gebracht, wo die Entfaserungsmaschine steht, die deutsche Wertarbeit ist. In der ersten Zeit nach der Einführung der Sisalkultur in Deutsch-Ostafrika waren wir auf eine mexikanische Maschine, die Mola-Maschine angewiesen, die teuer und schlecht war. Dann nahm die Firma Krupp im Grusonwerk die Neukonstruktion einer Sisalentfaserungsmaschine in die Hand; Krupps „Neu-Korona" läuft heute überall in der Welt da, wo Sisal angebaut wird.

Die gewaschenen Fasern müssen getrocknet und gebleicht werden. Alsdann werden sie mit Bürstmaschinen in glatte Lagen gebürstet, hydraulisch in Ballen gepreßt und so für den Abtransport nach Deutschland fertiggemacht. Sisalplantagen pflegen in der Nähe der Meeresküste, an der Bahn oder am schiffbaren Unterlauf eines Flusses zu liegen, um den Abtransport der schweren Ballen leicht bewerkstelligen zu können.

Von noch größerer Bedeutung als die Versorgung mit Faserstoffen ist für die deutsche Volkswirtschaft die Deckung ihres Bedarfes an Ölrohstoffen sowie an pflanzlichen Ölen und Fetten. Der Gesamtwert der Einfuhr an Ölfrüchten, Ölen, Pflanzenfetten und Ölkuchen sowie Ölkuchenmehl betrug vor dem Weltkriege 466,4 Millionen Mark, denen eine Ausfuhr von 71,9 Millionen Mark gegenüberstand. Es wurde also eine sehr beträchtliche Menge von Ölrohstoffen in Deutschland teils dem direkten Verbrauch, wie z. B. als Viehfutter in Gestalt der Ölkuchen zugeführt, teils in mannigfachen Gewerben, wie z. B. der Licht-, Seifen-, Stearin-, Schmieröl-, Speiseöl-, Margarine-, Parfümerie- und in der chemischen Industrie weiterverarbeitet. Der Anteil der kolonialen Ölrohstoffe an den soeben genannten Zahlen war ständig gestiegen, er betrug rund 600000 Tonnen im Werte von 157 Millionen Mark. Namentlich die Ölpalme und die Kokospalme sowie die Erdnuß waren berufen, den deutschen Bedarf an pflanzlichen Fetten zu befriedigen.

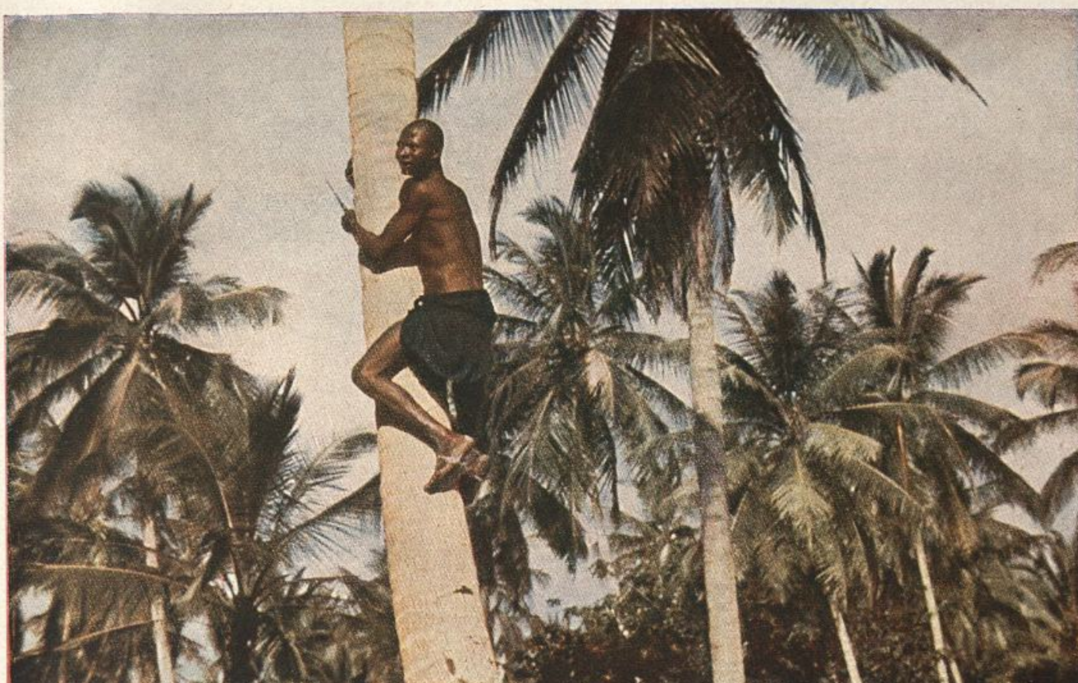
Nun war, wie wir bei der Beschreibung des Hinterlandes von Usumbura gesehen haben, die Verbreitungszone der Ölpalme in Deutsch-Ostafrika auf die Landstriche am Tanganjikasee beschränkt. Ihre Erzeugung wurde im Lande selbst verbraucht. An der Küste des Indischen Ozeans aber trat uns die Kokospalme entgegen, deren Kultur hier eine wichtige Rolle spielte.

Die Kokospalme dient uns mit allen Teilen ihres herrlichen Gebildes. Sie wird bis zu 70 Jahren alt und bis zu 40 Meter hoch. Wir entnehmen dem die harte Kernschale umhüllenden gelblichbraunen Fasergebilde das sogenannte Coir. Es wird durch Maschinen aufgeschlossen und in die feinsten haltbaren Fasern zerlegt, aus denen unsere Kokosteppiche und -matten sowie auch feinere Geflechte hergestellt werden. Dicht verpreßt gelangt dieser Rohstoff nach Europa und zu uns. Und der getrocknete Kern der Kokosnuß, die Kopra, ist der Rohstoff für unsere Margarine, für Palmin, Palmona und andere Pflanzenfetterzeugnisse für die Speisefettversorgung. Die Anbauformen der Kokospalme in Deutsch-Ostafrika waren erstens die Eingeborenenkultur; hier baute der Eingeborene Kokospalmen über seinen eigenen Bedarf an Fett an und verkaufte den Überschuß an den Weißen zu Weltmarktpreisen; zweitens die Großplantage und schließlich drittens die Pflanzung als landwirtschaftlicher Mittelbetrieb.

Während der Anbau von Raps und Lein in Deutsch-Ostafrika nicht betrieben wurde, müssen zwei ölliefernde Pflanzen erwähnt werden, die für unsere Ernährung eine wichtige Rolle spielen: die

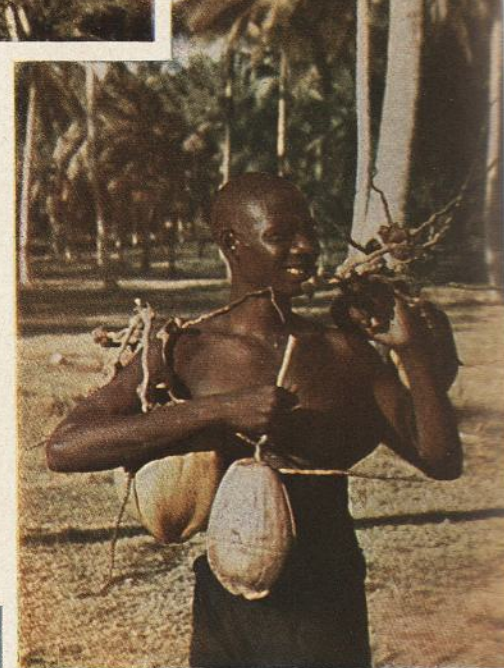


Stauweiher auf der Pflanzung Derema



Kokospalmen

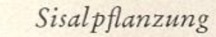
Kokosnüsse



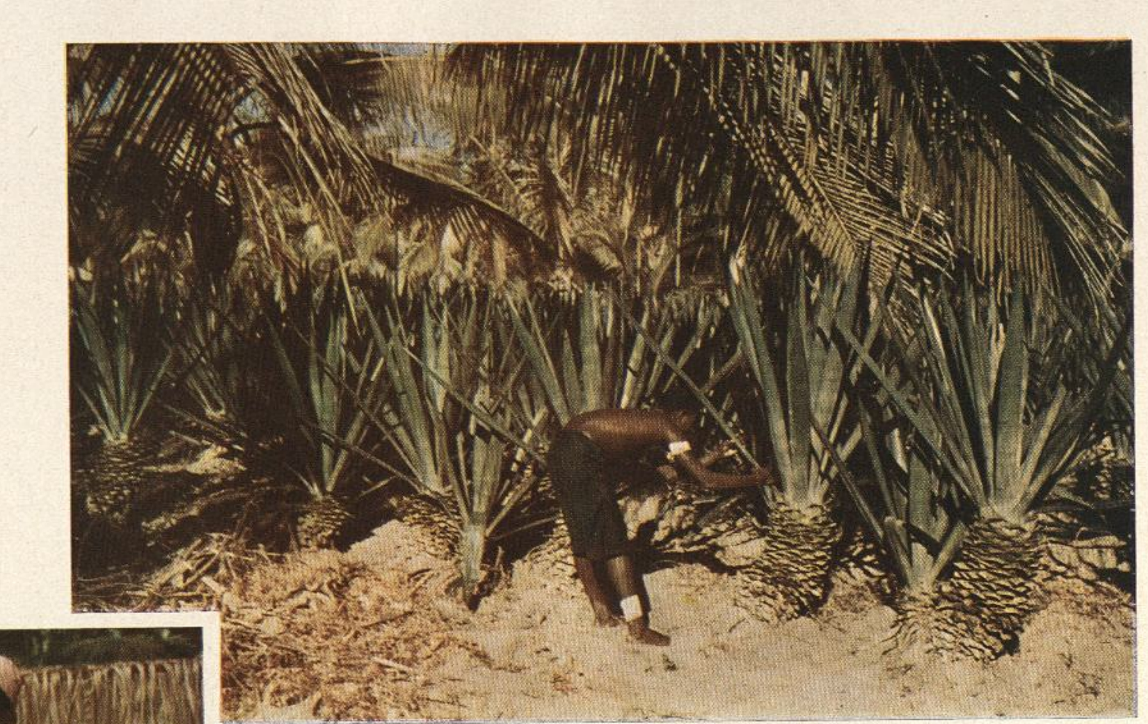
Eine der wichtigsten Ölfrüchte liefert die Kokospalme, die vorwiegend an tropischen Küsten gedeiht und daher an der ganzen ostafrikanischen Küste anzutreffen ist. Die Kokospalme wird plantagenmäßig gezogen. Das weiße Fleisch der Kokosnuß wird im getrockneten Zustand Kopra genannt und dient zur Margarineherstellung. Aus der faserhaltigen Schicht werden Läufer und Matten hergestellt.

Der vulkanische Boden Deutsch-Ostafrikas bürgt für die Güte des in den Hochländern angebauten Kaffees. Nach 4 Jahren trägt der ca. 2 m hohe Kaffeebaum zum erstenmal Früchte, die reifen, roten Kaffeekirschen, in denen sich je 2 Rohkaffeebohnen befinden. Neben Kaffee baut der deutsche Pflanzer auch hochwertigen Tee, der in Aroma und Geschmack dem indischen Tee durchaus gleichkommt.

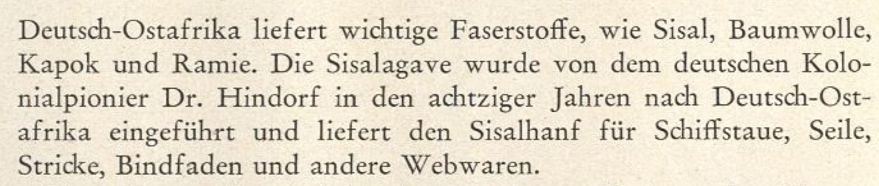
Kaffee-Ernte



Sisalpflanzung



Sisalhanf



Deutsch-Ostafrika liefert wichtige Faserstoffe, wie Sisal, Baumwolle, Kapok und Ramie. Die Sisalagave wurde von dem deutschen Kolonialpionier Dr. Hindorf in den achtziger Jahren nach Deutsch-Ostafrika eingeführt und liefert den Sisalhanf für Schiffstaue, Seile, Stricke, Bindfaden und andere Webwaren.
Während im vorigen Jahrhundert die Baumwolle in großen Mengen aus USA. eingeführt wurde, hat allmählich die Baumwollkultur auch in den tropischen Kolonien, wie auch in Deutsch-Ostafrika festen Fuß gefaßt. Teilweise wird die Baumwolle in Eingeborenen-Kulturen gewonnen, zum großen Teil aber auch in deutschen Pflanzungen. Auch Kapok und Ramie werden in allen Teilen des Landes erzeugt.
Neuerdings wird als Zwischenkultur von den deutschen Pflanzern Pyretrum angebaut, aus deren Blüten Mittel zur Schädlingsbekämpfung, das in aller Welt bekannte Flit, gewonnen werden.

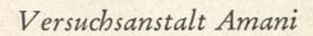


Pyretrumpflanzung



Reisfelder bei Bagamojo

Reis ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Erde. Allein 640 Millionen Menschen leben von Reis. Auch in Deutsch-Ostafrika wird Reis von den Eingeborenen, aber auch auf deutschen Pflanzungen angebaut.



Versuchsanstalt Amani

Das Biologisch - Landwirtschaftliche Institut von Amani wurde bereits 1902 gegründet und hat bis zum Weltkrieg durch seine Forschungsarbeiten dem wirtschaftlichen Aufbau der Kolonie und vielen Pflanzern wertvolle Dienste geleistet.





Wilhelmstal

Im Hochland von West-Usambara liegt in 2000 m Höhe Wilhelmstal mit dem Sitz des Bezirksamtes. Deutsche Pflanzungen und Eingeborenensiedlungen sind in der fruchtbaren Umgebung heute zahlreich vertreten.

Erdnuß und der Sesam. Die Erdnuß ist eine Leguminose und gehört zu den ältesten Kulturpflanzen Afrikas, sie stammt vermutlich aus Südamerika und ist von Sklavenhändlern durch den ganzen Erdteil verbreitet worden. Ihre Kultur ist einfach und sagt deswegen primitiven und im Hackbau begriffenen Völkern zu. Jedermann in der deutschen Heimat kennt die Erdnuß im geschälten oder ungeschälten Zustand, deren Kerne einen Durchschnittsgehalt an Öl von 50 v. H. aufweisen. Die erste kalte Pressung bei der Ölgewinnung ergibt ein vorzügliches mildes Speiseöl, die zweite Pressung ein Öl, das auch noch für Speisezwecke, häufig aber für technische Zwecke Verwendung findet, die dritte warme Pressung ein Nachlauföl für die Seifenherstellung. Die guten Qualitäten spielen eine wichtige Rolle bei der Margarineherstellung.

Sesam wuchs und gedieh gut in Deutsch-Ostafrika. Der Same enthält 47 bis 57 v. H. eines halbtrocknenden Öls, hervorragend geeignet für Speisezwecke, aber auch für technische Zwecke, für Seife, Parfümerien, als Schmier- und Brennöl. Deutschland mußte im Jahre 1913 116000 Tonnen im Werte von 43,7 Millionen Mark einführen. Die deutschen Kolonien lieferten nur einen Bruchteil davon!

Wie schon angedeutet, waren in Deutsch-Ostafrika zuerst Kaffeepflanzungen angelegt worden, allerdings mit wechselndem Erfolge. Die großen Hoffnungen, die man auf den Kaffeebau z. B. in Usambara setzte, haben sich nicht durchgängig verwirklicht. Teils wurde er ohne genügende Erfahrung, teils auf falschen Böden unternommen. Später zeigte sich dann, daß der Kaffeebau unter den richtigen Vorbedingungen in Deutsch-Ostafrika durchaus lohnend war, und es gelang, namentlich am Kilimandscharo und Meru, ertragreiche Pflanzungen anzulegen. Die mit Kaffee bebaute Fläche auf den Europäerpflanzungen stieg von 2443 Hektar im Jahre 1910 auf 4803 Hektar im Jahre 1912. Daneben hatte der Kaffeebau der Eingeborenen, namentlich im Bukobabezirk, sich wesentlich ausdehnen können. Nach dem Kriege hat sich der Kaffeebau in Deutsch-Ostafrika in steigender Richtung, auch bzgl. der Qualität, weiterentwickelt. Die Ausfuhr aus dem britischen Mandatsteil erreichte 1935 ihren Höchststand mit 18886 Tonnen. Zu den schon erwähnten Hauptflanzungsgebieten war ein neues, Mbozi, getreten, das vom Verfasser dieser Schrift im Auftrage der Deutschen Tanganjika-Gesellschaft im Jahre 1926 erschlossen wurde.

Wir kommen nun zu einem wichtigen Gebiet, der Einfuhr tropischer Hölzer und Gerbstoffe nach Deutschland und der Möglichkeit, aus Deutsch-Ostafrika dazu beizutragen.

Die Einfuhr tropischer Hölzer nach Deutschland war von jeher eine recht bedeutende gewesen. Farbhölzer werden vor allem zum Färben von Gespinstwaren, Webstoffen, Garnen und Leder, die tropischen Edelhölzer in der Möbelindustrie für Autokarosserien, zur Herstellung von Klavieren und Instrumenten, Drechslerwaren und dergleichen verwendet.

Vor dem Weltkriege wurden rund 9000 Tonnen Farbhölzer im Werte von rund 1 Million und rund 74000 Tonnen tropischer Nutzhölzer im Werte von rund 11 Millionen Mark eingeführt, und der Kreis der Volksgenossen, die an der Zurichtung und Verarbeitung überseeischer Hölzer beteiligt sind, war ein sehr umfangreicher. Neuerdings ist ein großer Bedarf an Zellstoffholz dazu gekommen. Tropische Hölzer lieferte uns fast ausschließlich das Ausland. Zwar besaßen wir in unseren Kolonien selbst sehr ausgedehnte Waldgebiete, jedoch hatte ihre Holzausfuhr eine nennenswerte Höhe nicht erreicht. Denn für die Holzausfuhr sind noch in viel stärkerem Maße als bei den bisher betrachteten kolonialen Produkten die Verkehrsverhältnisse ausschlaggebend.

Der Begriff „Wald" im kolonialen Sinne ist sehr dehnbar; in Deutsch-Ostafrika schließen sich an den teilweise dicht geschlossenen Mangrovenwaldgürtel der Meeresküste und Flußmündungen landeinwärts, je nach der Bodenbeschaffenheit, bald immergrüner Niederungswald mit wertvollen Nutzhölzern, bald offener Trockenwald, bald lichte Baumsteppe, bald wieder verlassenes Kulturgelände der Eingeborenen mit kümmerlichen Baum- und Strauchwuchs (Sekundärwald) an. Die Höhenzüge der Mittel- und Hochgebirge sind bald von lichten Baumbeständen, bald von geschlossenen, teilweise immergrünen Gebirgswäldern bedeckt. Um der entsetzlichen Waldverwüstung durch

die Eingeborenen Einhalt zu tun, wurden in Deutsch-Ostafrika ausgedehnte Waldgebiete zu fiskalischen Waldreservaten erklärt. Dann galt es, diese Waldreservate gegenüber der organischen und anorganischen Natur zu sichern, sie auszunutzen, abgetriebene Waldreservate und größere unbewaldete Gebiete aufzuforsten, die noch auf Bergrücken und -gipfeln sowie an Flußläufen und in deren Quellgebiet vorhandenen Waldbestände zu erhalten, die Waldflora biologisch zu erforschen, die technische Verwertbarkeit der Hölzer zu erkunden und die Schädlingsbekämpfung in die Wege zu leiten. Schließlich waren forst- und jagdgesetzliche Bestimmungen zu erlassen.

Verhältnismäßig große Waldteile des Schutzgebietes sind dem Hackbau und der Fahrlässigkeit und dem Unverstand der Eingeborenen zum Opfer gefallen. Der Neger kennt ja keine Landwirtschaft wie wir, die wir ein Stück Land düngen, bearbeiten, pflegen, um es dauernd zu nutzen; er arbeitet in höchstem Grade extensiv und bildet sich seit Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden ein, er müsse alljährlich ein neues Stück Land, am liebsten jungfräuliches Waldland, roden. Im ersten Jahre ringelt er die herrlichen Stämme in Mannshöhe, damit sie absterben, und wenn sie am Ende der Trockenzeit des kommenden Jahres tot sind, dann schlägt und verbrennt er sie, um mit dem Kaligehalt der Holzasche den Boden zu düngen, den er dann zwei bis drei Jahre ausraubt. Alsdann überläßt er dieses Stück sich selbst, nimmt ein neues, mit dem er es geradeso macht, wie mit dem ersten. Auf ihm kommt aber der alte Waldbestand nicht wieder hoch, denn das verhindern die jährlich darüberhinweggehenden Grasfeuer. Oder der Neger ist achtlos; beim Honig- und Wachssammeln räuchert er von Bienen besetzte Bäume aus und läßt sie hernach ruhig fortglimmen, ohne die Glut zu ersticken, Lagerfeuer werden nicht völlig ausgelöscht. Schließlich werden am Ende der Trockenzeit große Grasflächen gebrannt, um frische Weide für das Vieh zu schaffen, wobei der Mensch durch die Gewalt des Windes die Herrschaft über das Feuer verliert, und anderes mehr.

Erst wenn mit der Ordnung der Fortswirtschaft der Vernichtung des Holzwuchses Einhalt geboten ist, wird man an eine erfolgreiche Ausnutzung des Waldes denken können. In Deutsch-Ostafrika war mit diesen, manches persönliche Opfer heischenden, aber auch hohe innere Befriedigung gewährenden Aufgaben von seiten deutscher Forstfachleute ein verheißungsvoller Anfang gemacht worden.

In enger Verbindung mit der Nutzholzfrage steht die der Versorgung Deutschlands mit Gerbstoffen. Schon seit langer Zeit ist Deutschland nicht mehr in der Lage, den Bedarf der deutschen Lederindustrie an Gerbstoffen zu decken, um so weniger, als die deutsche Eichenschälkultur immer mehr zurückgegangen ist. Die Gesamteinfuhr von Gerbstoffen betrug vor dem Kriege rund 300000 Tonnen im Werte von 41 Millionen Mark. Eins der Gerbmittel, das aus dem fast den ganzen Küstenraum bedeckenden Mangrovengürtel, schätzungsweise eine Fläche von 40000 Hektar, gewonnen wurde, war die Mangrovenrinde. Leider teilte dieses Gerbmittel dem damit behandelten Leder eine dauerhafte dunkelrote Färbung mit; deutschen Chemikern ist es indessen gelungen, den aus der Mangrovenrinde gewonnenen Gerbstoff zu entfärben.

Untersuchungen der Vorkriegszeit haben sich mit den Stoffen beschäftigt, die dem Mineralreich unserer Kolonien angehören.

In Deutsch-Ostafrika wurde der Bergbau vor dem Weltkriege durch den Mangel an Verkehrswegen und leistungsfähigen Verkehrsmitteln gehemmt. Auch hatte Deutschland zu dieser Zeit kein Interesse daran, das Schutzgebiet auf Minerale hin zu erschließen. Sollten die Mineralvorkommen durch private Prospektoren entdeckt werden? Sollte man einem Zuzug von Menschen und Glücksrittern aller Nationalitäten Tür und Tor öffnen? Trotzdem muß die Gleichgültigkeit gegenüber der Möglichkeit, größere Mineralvorkommen ausbeuten zu können, als ein Fehler angesehen werden. Schließlich darf man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß fast alle Mineralvorkommen der Erde ausschließlich durch Privatprospektoren gefunden worden sind. Eine der Haupteigenschaften für einen Erfolg beim Prospektieren ist ein gutes Paar Augen, das jede ungewöhnliche Veränderung am Aussehen der Erdoberfläche sofort bemerkt. Diese Befähigung zum Entdecken ist hauptsächlich eine Angelegenheit jahrelanger Übung. In allererster Linie trifft das für Privatprospektoren zu, die ja darauf angewiesen sind, irgendwie ihr Leben, gegebenenfalls ihr Glück zu machen.

Goldvorkommen waren in Deutsch-Ostafrika schon vor dem Weltkriege bekannt. Die Kironda Goldminengesellschaft beutete ihre Mine in Sekenke, nördlich von Tabora, durch einen regelrechten Minenbetrieb aus. Aus Sekenkegold wurden die bekannten Taboragoldstücke Lettowscher Prägung im Weltkriege hergestellt.

Ferner waren goldtragende Quarzadern im gesamten Musoma-Muanza-Gebiet bekannt, die jedoch erst in der Mandatszeit „wiederentdeckt“ und jetzt minenmäßig ausgebeutet werden. Auch das Lupavorkommen war bereits vor dem Weltkriege bekannt.

Zu Kriegsbeginn starb in Massoko, im Bezirk Neu-Langenburg am Nyassasee, ein Polizeiwachtmeister, der die Bezirksnebenstelle Ithaka verwaltet hatte. Unter seinem Nachlaß fand man die Skizze eines Geländes, jedoch ohne Namen, nur mit Eintragungen über Goldfunde versehen. Das Geheimnis seiner Entdeckung nahm der Finder mit sich in das Grab. Erst nach dem Kriege wurde das Gold des deutschen Polizeiwachtmeisters durch einen Zufall – durch einen auf der Elefantenjagd befindlichen Engländer – wieder entdeckt. Privatprospektoren haben im Laufe der Zeit Spuren von Gold fast überall in Deutsch-Ostafrika gefunden. So werden abbauwürdige Goldvorkommen im Bezirk Kigoma, in Uruwira, am oberen Ruaha, in Mahenge und im Ruwufluß vermutet. Unendliche Flächen Deutsch-Ostafrikas sind heute noch nicht auf Mineralvorkommen untersucht worden.

Zinn war zuerst in Uganda gefunden worden; hier wiesen alle Anzeichen darauf hin, daß sich eine Fortsetzung dieses Vorkommens durch den Nordwestzipfel von Deutsch-Ostafrika nach Ruanda-Urundi hinziehen müsse. Diese Fortsetzung wurde am Kagera gefunden und inzwischen weiter durch Ruanda-Urundi verfolgt.

Diamanten sind ebenfalls als abbauwürdiges Vorkommen im Shinyangagebiet vorhanden, teilweise sind sehr schöne Steine gefunden worden.

Glimmerlager befinden sich hauptsächlich im Ulugurugebirge, sie wurden mit bestem Erfolg vor dem Weltkriege ausgebeutet. Weitere Vorkommen sind in den Bundalibergen am Nyassasee und am Grabenrand, am Tanganjikasee entlang bekannt. Ruanda-Urundi versprechen außer Zinn und Gold Pechblende mit seinem äußerst wertvollen Begleiter, dem Radium.

Kochsalz wird in Uwinza, am Rukwasee und an der Küste gewonnen.

Überall da, wo vulkanische Tätigkeit herrschte, wo die Erde sich hob und senkte, aufschob und auftürmte und Verschiebungen der Gesteine hervorrief, kamen auch Spuren der edelen Metalle zutage, entweder in Reefs, d. h. in Quarzsteinen enthalten, die sich noch in Form von Adern irregulär in der äußeren Erdrinde befinden, oder schon in alluvialen Ablagerungen auf der Erdoberfläche durch Erosion, Verwitterung und Laugen oder Säuren konzentriert. Gerade in Zentralafrika ist der beste Beweis dafür gegeben, daß, wo schwerste vulkanische Tätigkeit herrschte, die Umgegend das mineralreichste Gebiet ist: Der Grabenrand zu beiden Seiten, besonders die Gegend Ost-Kongo-Ruanda-Urundi.

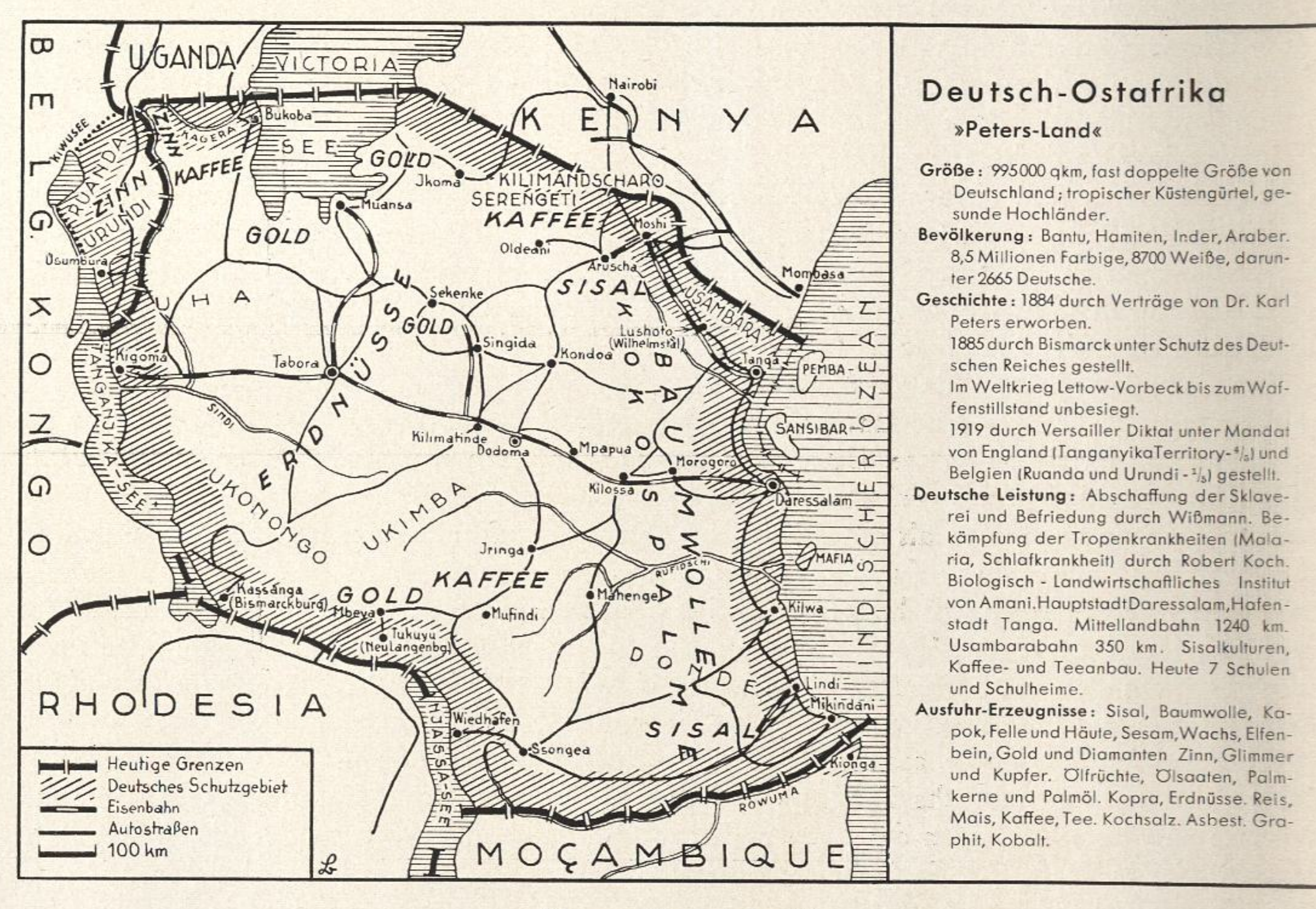
Zwei Buren schossen unerlaubterweise einen Strauß in der Serengetisteppe. Sie schnitten ihm den Kropf auf, um ihn zu untersuchen, und fanden ein 24 Gramm schweres Stück Gold unter den vielen Kieseln, die der Vogel gepickt hatte. Wo kam das Stück Gold her? Wo es lag, muß mehr zu finden sein. Fürwahr, in Deutsch-Ostafrika liegt noch viel Wertvolles auf der Straße.

Als tierische Produkte kommt eine große Anzahl verschiedener Artikel in Betracht, die z. B. wie Wolle, Felle, Häute, Federn, Hörner, Wachs den gewerblichen Rohstoffen zuzurechnen sind. Häute und Felle, in der Hauptsache von Ziegen, wurden in Mengen über Muansa, Bukoba und Schirati zur Ugandabahn hinausgeführt und entstammten den Herden der Wanjamwesi und Wasukuma. Neben Hamburg war Neuyork ein wichtiger Abnehmer. Auch über Daressalam begann sich mit dem Bau und der teilweisen Inbetriebnahme der Zentralbahn eine überraschend große Ausfuhr an Häuten und Fellen zu entwickeln. Das lag daran, daß die beim Bahnbau verwendeten Arbeitermengen einen

größeren Fleischverbrauch hatten. Wichtig und steigerungsfähig war die Ausfuhr von Insektenwachs als Erzeugnis wilder Bienen, die ihre Nester in den Höhlungen absterbender Bäume anlegen. Hauptabnehmer für deutsch-otafrikanisches Wachs war der Hamburger Markt.

Unter Kolonialwaren werden alle die Nahrungs- und Genußmittel gemeinhin verstanden, die Europa gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße hervorbringt; Artikel, deren Verbrauch allmählich auf die weitesten Kreise der Bevölkerung übergegangen ist und heute zur Lebenshaltung der gesamten Bevölkerung gehört.

Zu diesen ist u. a. der Kaffee zu rechnen, der ein Genußmittel in bestem Sinne des Wortes ge-



Karte von Deutsch-Ostafrika

worden ist. Die an geeigneten Stellen der Hochländer Deutsch-Ostafrikas angebauten Kaffees waren durchweg von einer hervorragenden Güte; sie erzielten z. T. Spitzenpreise im Kaffeehandel. Solche geeigneten Lagen sind in Deutsch-Ostafrika die Gegenden am Kilimandscharo und Meru, das Gebiet von Oldeani und einige Lagen im äußersten Südwesten, z. B. Mbozi in Unika. Der Teeanbau war in der Vorkriegszeit nicht über das Versuchsstadium hinausgekommen. Nach dem Weltkriege wurde aus den besten indischen Teelagen am Himalaja edelste Teesaat eingeführt, und die Anpflanzungen daraus berechtigen zu den schönsten Hoffnungen.

Die klimatischen Voraussetzungen Deutsch-Ostafrikas lassen eine bedeutende Steigerung des Maisanbaues zu. Vom Mais leben Millionen von Menschen, die ihn in den verschiedensten Zubereitungsarten genießen. Maisbrot ist trotz seiner geringen Backfähigkeit besser als andere Brotarten, es ist eiweißreicher und fettreicher als das Weizenbrot. Auch als Futtermittel spielt der Mais eine große Rolle. Deutschland mußte vor dem Weltkriege jährlich 700000 Tonnen Futtermais im Werte von 88 Millionen Mark einführen. Auch hier liegt ein starkes Interesse vor, vom Ausland unabhängig zu werden.

An Früchten bringt Deutsch-Ostafrika alles hervor, was in den Tropen, den Subtropen, ja z. T. im europäischen Klima gedeiht. Im Küstenstrich und in feuchtheißen Lagen des Innern trägt der Mangobaum in verschiedenen Sorten in Überfülle. Die Sansibar-Orange, die Mandarine, Pampelmuse, Zitrone und Limone spendet köstliche Früchte. Baummelonen und Guaven, in höheren Lagen japanische Mispeln, Pfirsiche und Äpfel bieten willkommene Abwechslung. Bis zu einer Höhenlage von zirka 1400 Meter gedeiht die Ananas, von 1000 Meter aufwärts die Erdbeere. In kühleren Gebirgslagen wird das Gemüse des Abendlandes neben dem der Tropen und Subtropen gezogen! Dasselbe gilt von Blumen aller Art.

Unser kurzer Rückblick auf unser schönes Deutsch-Ostafrika würde unvollkommen sein, wenn wir nicht auch seiner Tierwelt gedenken würden.

Das ostafrikanische Tierparadies ist in seiner Großartigkeit und seinem Zauber eine nie versiegende Fundgrube unvergeßlicher Eindrücke. Ursprünglichkeit, Urkraft, Ungebundenheit, ewiger Kampf ums Dasein, das sind Begriffe, die hier dem naturverbundenen Menschen vor Augen geführt werden, die die wilde, strotzende Gesundheit dieser Geschöpfe gebildet haben. Und wer je das Glück gehabt hat, als Jäger mit der Büchse oder mit der Kamera diesen unermeßlich reichen Tiergarten zu durchstreifen, wird dies den schönsten Erinnerungen seines Lebens zuzählen dürfen, sei es nun, daß er die unermeßliche Steppe im Übermaß des Lichtes unbarmherziger Tropensonne durchpirscht hat, sei es, daß er im Sternenlicht, im Schatten der afrikanischen Nacht, auf einsamem Hochsitz kauernd, das Wüten aller Lebewesen widereinander erleben durfte.

Da tummeln sich buntscheckige Zebraherden in wilder Lebensfreude auf der Steppe, Tausende von Antilopen aller Art gesellen sich ihnen zu. Würdevoll, fast wie ein Scherz der Schöpfung anmutend, rupfen braungefleckte Giraffen ihre Nahrung von hohen blütenüberladenen Schirmakazien. Da flötet, singt und pfeift oben im grünen Dämmer des Gezweiges oder in den lichtesten Höhen der Wipfel die tausendstimmige Vogelwelt, unten aber, in den tiefen, lehmgelben, Fluten lauert Tod und Verderben: das Krokodil. Und dazwischen dröhnt der Baß des Flußpferdbullen.

Was windet da den geschmeidigen Leib durch das hohe Gras, so daß nur vereinzelte, zitternde Halme die Richtung verraten, in der er sich bewegt? Was sind das für meegrün leuchtende Laternen, die da zum Vorschein kommen? Sie nähern sich, und nun kommt eine mächtige Gestalt zum Vorschein: der König der Steppe, der Allgewaltige über Höhen und Weiten ist zu neuen Taten erwacht und hat, gefolgt von seinem Anhang, seinen nächtlichen Streifzug angetreten.

Noch atmet in der Steppe alles Ruhe und Frieden, noch nimmt Zebra und Antilope und Giraffe gelassen seine Nahrung auf, da erzittert die Luft von einer Donnerstimme, die dem lauschenden Steppenwild verkündet, was ihm bevorsteht.

Wir sind in jungfräulicher Bergwelt. Strotzendes Grün ringsum, uralte Baumriesen und dichtes Unterholz, alles mit eisgrauen Flechten behangen, aus denen Felsblöcke hervorlugen. Fußbreit nur zwängt sich der Pfad durch Buschwerk und Gestein am Abhang empor, oft muß man tiefgebückt durch lange grüne Tunnel kriechen. Diese gewaltige Gebirgswildnis ist das Reich der Dickhäuter, des Elefanten und des Nashorn. Hätten sie uns hier nicht vorgearbeitet, wie könnten wir in dieser undurchdringlichen Wildnis vorwärts kommen. Denn so ein Elefant wechselt durch das Wirrwarr des Unterholzes alles niedertretend, was ihm in den Weg kommt, etwa so, als wenn der Mensch über eine üppige Wiese geht.

Seit undenklichen Zeiten hat der Neger dem Elefanten auf diese oder jene Weise nachgestellt. Wie kommt es nun, daß bis zur Übernahme des Schutzgebietes noch überreiche Bestände an Elefanten vorhanden waren? Bis zu dieser Zeit standen dem Neger eben nur seine eigenen primitiven Waffen zur Verfügung. Das wurde sofort anders, als ihn der Europäer mit Pulver und Blei versorgte. Gab man ihm doch damals sorglos von beidem, soviel er nur tauschen wollte und konnte. Und sogar behördlicherseits fand ein schwunghafter Handel mit Pulver statt. Ist es da zu verwundern, wenn

der Neger nach Herzenslust drauflos knallte und nur noch darauf ausging, möglichst viel Geld aus dem Elfenbein zu machen? Und was haben später die Weißen gemacht? Mit ihren vorzüglichen Waffen stürzten sie sich auf die Elfenbeinträger, gleichfalls von schnöder Gewinnsucht getrieben. Dies und das heimliche Elefantenschlachten wildernder Buren am Meru erforderte schließlich Gegenmaßnahmen. In allen Gegenden des Landes wurden Wildreservate eingerichtet, neue Tierparadiese geschaffen, und ihre Unantastbarkeit mit allen Mitteln des Gesetzes geschützt.

Die Jagd in Deutsch-Ostafrika wird zum Kampf, wenn der waidgerechte Jäger dem ewig neuen Reiz der Büffeljagd erliegend, den Zweikampf auf Leben und Tod mit dem Urrecken, dem Kafferbüffel, sucht. Wer je die unwiderstehliche Kraft des Ansturms einer wutschnaubenden Büffelherde, die in tollem Tempo, erhobenen Hauptes, die Flanken mit dem Wedel peitschend, vorüberpreschte, erlebte, wer je dem kapitalen Urbullen ohne Deckung auf wenige Gänge gegenübergestanden hat, der weiß, was afrikanisches Waidwerk ist.

Im Hochgefühl des Schweifens, wenn sie Erholung suchten von jahrelangem Dienst, erlebten die alten Kolonialpioniere dieses herrliche Land. So sollen es deutsche Jungen als Mitarbeiter, als Mitverantwortliche an der großen Aufgabe, dieses zukunftsreiche Land zu entwickeln, erleben.

Was die Älteren sich in Deutsch-Ostafrika errangen an innerer Freiheit, an Weite des Blicks und großer Auffassung aller Dinge, war nur eine Hoffnung, eine Aussaat, ein Anfang. Das junge Deutschland muß vollenden.

Deutsch-Südwestafrika

Wenn Sie einen Hafen erwerben können, auf welchen keine andere Nation rechtlichen Anspruch zu erheben vermöchte, so soll Ihnen für das Unternehmen der Schutz des Reiches zuteil werden", war die Antwort, die der Chef des Bremer Großhandelshauses Lüderitz auf seine Eingabe an das Auswärtige Amt in Berlin erhielt. Und nun zögerte der wagemutige Mann nicht länger, der seine Blicke auf eine sonnenverbrannte, unwirtliche Küste in den Subtropen der Westküste Afrikas gerichtet hatte. Denn obwohl jahrhundertelang andere Nationen auf der Suche nach überseeischem Ergänzungsraum an dieser Küste vorbeigesegelt waren, hatten sie es doch nicht gewagt, ihre trostlosen Dünen zu durchstoßen und ins Innere des Landes vorzudringen. Das blieb einem deutschen Kaufmann vorbehalten.

Die Entdeckung der südafrikanischen Küsten freilich lag über vierhundert Jahre zurück. Um 1490 waren als erste Europäer auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien die Portugiesen Bartolomeo Diaz und Diego Cão an der westlichen Küste Südafrikas gelandet. Diese beiden Männer gelten als die Entdecker unseres Schutzgebietes. Auf meerumflutetem Vorgebirge errichtete Diego Cão ein Marmordenkmal, nach dessen Form dieser Ort noch heute den Namen „Kreuz Kap" führt. Dieser Denkstein, der im Jahre 1893 durch einen neuen ersetzt wurde, befindet sich heute im Museum für Meereskunde in Berlin.

Die Portugiesen verzichteten auf diese Gegenden und setzten sich an der zugänglicheren Küste nördlich des Kunenestromes, im heutigen Angola und an der Ostküste fest, nachdem sie den Hafen von Lüderitzbucht „Angra Pequena" genannt hatten.

Jahrhunderte verflossen; Schiffe aller Nationen segelten um die Südspitze Afrikas, alle aber ließen die Gestade Südwestafrikas unbeachtet liegen. Und als bereits blühende Ansiedlungen an den Küsten des Atlantischen und Indischen Ozean entstanden waren, lag die südwestafrikanische Küste immer noch in tiefer Weltabgeschiedenheit da.

Im Innern des Landes aber fanden zu dieser Zeit bereits erbitterte Kämpfe um seinen Besitz statt. Als nämlich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Holländer von der Südspitze Afrikas unaufhaltsam in das Innere vordrangen, trieben sie die Eingeborenen des Kaplandes, Hottentottenstämme und Buschmänner, vor sich her. Was nicht vernichtet wurde oder sich unterwarf, floh ins Land hinein nach Osten und Norden bis über den Oranjestrom. Wahrscheinlich zu derselben Zeit fand von Nordwesten her, aus der Gegend des Nyassasees, eine nach Süden gerichtete Vorwärtsbewegung starker und kriegerischer Bantustämme statt. Zu ihnen haben, wie mit Sicherheit angenommen werden kann, auch die Ovaherero gehört, die sich jedoch frühzeitig, dem Lauf des Sambesi folgend, scharf nach Westen wandten, während ihnen stammverwandte Stämme, die Betschuanen und Sulustämme, die südliche Richtung innehielten. So entstand, da die wasserarmen Steppen- und Wüstengebiete der Kalahari im Herzen Südafrikas ein Ausweichen gegen die Mitte des Landes unmöglich machten, im Vordrängen und Zurückfluten der Völker eine Kreisbewegung um die Kala-



Franz Adolf Eduard Lüderitz, der Begründer der ersten deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika

haristeppe, ein „Völkerwirbel", wie Gustav Fritsch so bezeichnend gesagt hat.

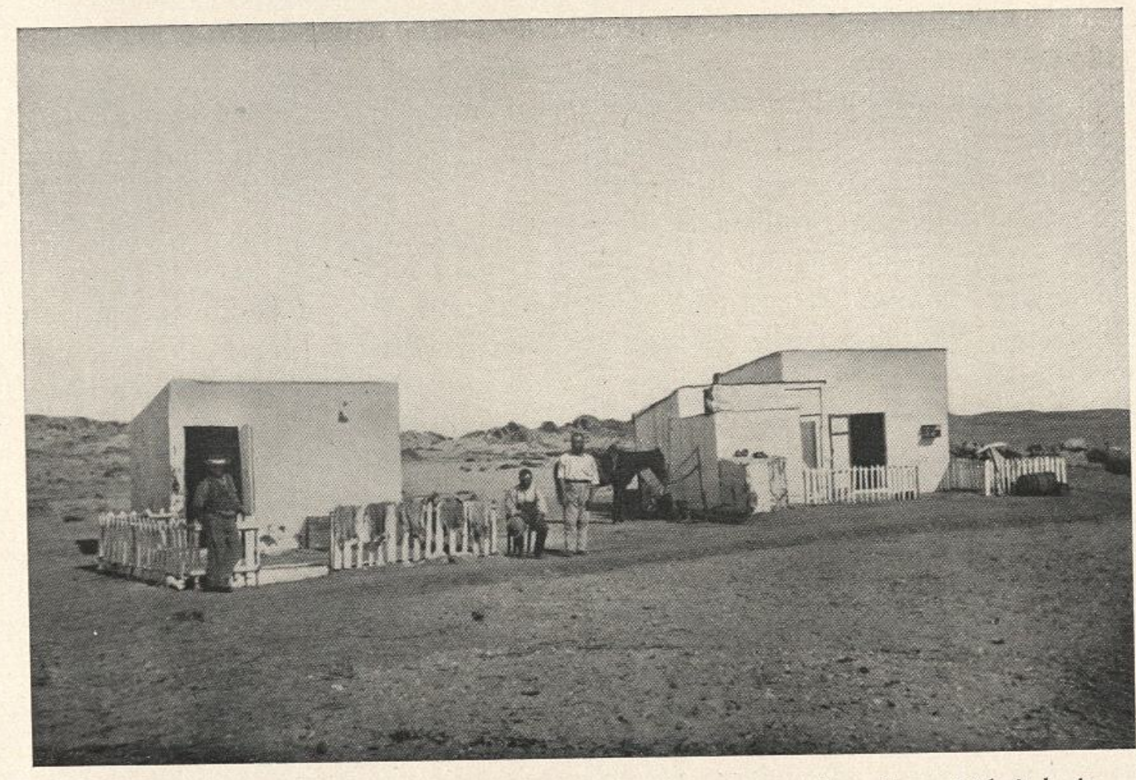
Brandung gegen schwarze Klippen und Riffe, ausrollende Wogen auf öden Sandstrand, ewig rauschendes Lied des Meeres: das ist die Küste von Südwestafrika! So fand Lüderitz sie vor. Konnte er ahnen, daß es hinter dieser Wüstenwildnis nahrhafte Weidegründe, herrliche Hochländer mit Bodenschätzen, weite Steppen, ideale Jagdgründe gab? Ja, daß die Küstenwüste selbst hochwertige Diamanten in reichlicher Lagerung barg? Daß nomadische Völker mit gewaltigen Herden um den Besitz des Landes miteinander stritten, daß seine Ureinwohner verdrängt in schwer zugängliche Gebiete geflüchtet waren, um dort das Dasein des gehetzten Wildes zu führen? Ein Jahrhundert hindurch wogte dieser heiße Kampf um das Steppenreich, und seine Geschichte ist mit Blut, Feuer und Schwert geschrieben. Dann waren die Deutschen gekommen. Zu dieser Zeit waren die Küstengebiete zwischen Oranje und Kunene weit über die Namib hinaus von Hottentotten oder Nama bewohnt, die auch den ganzen Süden und die Mitte des Landes von dem Oranjefluß bis Windhuk innehatten, bis die Jan-Jonker- oder Afrikaner-Hottentotten von den Herero und Hendrik Witboi gezwungen wurden, Windhuk aufzugeben. Den Hauptteil des mittleren und nördlichen Gebietes hatten damals die Bantunegerstämme der Herero und Ovambo in Besitz, jene reine Viehzüchter, die Ovambo in erster Linie Ackerbau treibend, den der reichlichere Regenfall lohnend machte, und erst in zweiter Linie Viehzüchter. Zwischen Nama- und Damaraland eingesprengt saßen seit Ende der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts die Bastarde von Rehoboth, durch deren Gebiet der Wendekreis des Steinbocks geht. Die vermutlichen Ureinwohner, die Buschmänner und Bergdamara, waren von den Herero und Nama, in deren Gebieten sie zerstreut wohnten, zu Dienern herabgedrückt, insoweit sie sich nicht in unwegsame Steppen oder Berge zurückgezogen hatten.

Am 9. April 1883 waren die Beauftragten Adolf Lüderitzs unter der Führung von Heinrich Vogelsang an Bord des kleinen Seglers „Tilly" in Angra Pequena eingetroffen. Wenige Wochen später waren sie bereits ins Innere aufgebrochen, um mit dem Häuptling Joseph Fredericks von Bethanien wegen Überlassung von Land an der Küste zu verhandeln. Zehn deutsche Quadratmeilen Land mit allen Hoheitsrechten gingen damals in den Besitz von Lüderitz über. Und dann gingen beide Männer ein zweites Mal zu Joseph Fredericks um ihn zu veranlassen, sich und sein ganzes Land unter den Schutz des Reiches zu stellen. Und der Häuptling willigte ein, um Schutz gegen seine Feinde, die Herero, zu erlangen. Hiermit war der Grundstein zur Erwerbung Südwestafrikas gelegt, und als das

Britische Kolonialamt nunmehr versuchte, die Regierung der Kapkolonie zur Besitzergreifung der Küsten des Groß-Nama- und Hererolandes zu veranlassen, erließ am 24. April 1884 Fürst Bismarck die bekannte Depesche an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Oranjeflusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen."

England erhob zwar zunächst Widerspruch, gab ihn aber auf, nachdem am 7. August 1884 die Korvetten „Elisabeth" und „Leipzig" im Namen des deutschen Kaisers von der südwestafrikanischen Küste Besitz ergriffen hatten. Am 22. September desselben Jahres erkannte England die deutschen Erwerbungen endgültig an; nur die bereits in den achtziger Jahren für britisches Gebiet erklärte Walfischbucht und einige kleine Guanoinseln blieben englisch. Und im Oktober schloß dann Gustav Nachtigal, damals Generalkonsul in Tunis, der an Bord des Kanonenbootes „Möwe" in Angra Pequena eingetroffen war, mit Joseph Fredericks den Schutz- und Freundschaftsvertrag, das erste rechtskräftige Abkommen in Südwestafrika, durch das über das Gebiet eines unabhängigen Stammes die deutsche Schutzherrschaft erklärt wurde. Durch Kaufverträge wurde weiterhin in den Jahren 1884 und 1885 von den zuständigen Hottentottenhäuptlingen die ganze Küste bis zur portugiesischen Grenze und ein weit nach Osten, bis gegen Windhuk sich erstreckender Teil des mittleren Landes erworben.

Es war ein harter Kampf, den die ersten Deutschen in Südwestafrika zu kämpfen hatten. Für Lüderitz, der große Mittel für sein Unternehmen aufgewendet hatte, kamen schwere Zeiten. Fast schien es schon, als ob alles vergebens gewesen. Da gelang es Lüderitz, der allein den immer größer werdenden geldlichen Anforderungen nicht gewachsen war, Bismarck zur Ernennung eines ständigen offiziellen Vertreters des Deutschen Reiches zu veranlassen. Dr. Göring, der Vater unseres



Die erste Niederlassung von Lüderitz in der Bucht von Angra Pequena, der späteren Lüderitzbucht

Reichsmarschalls, wurde zum Reichskommissar für Südwestafrika ernannt. Und Lüderitz selbst gründete unter Verzicht auf persönliche Vorteile die Gesellschaft für Südwestafrika und stellte

sich persönlich in den Dienst der bodenkundlichen Erforschung des Landes. Von einer Reise in den Süden des Landes kehrte er nicht mehr zurück; er ist verschollen, aber nicht vergessen!

Das Suchen nach Mineralvorkommen schien vergeblich zu sein. In Deutschland begann man, Spottlieder auf die kolonialen Schwärmer zu singen; das Interesse im Mutterlande verebbte. Nur einer verlor den Glauben nicht: Dr. Göring. Im Durchstreifen des Landes hatte er neue Möglichkeiten erkannt. „Südwest ist kein Land für Abenteurer und Glücksritter, hier kann man durch Siedler eine solide deutsche Rohstoffbasis schaffen.“ Er berichtete Bismarck und Bismarck stimmte zu.

In der folgenden Zeit gelang es Dr. Göring zwar, weitere wichtige Schutzverträge mit den einflußreichsten Häuptlingen abzuschließen, aber die Herstellung friedlicher Zustände im Lande, eine seiner Hauptaufgaben, konnte Dr. Göring mit den kümmerlichen Machtmitteln, die ihm zur Verfügung standen, nicht erfüllen. Die Polizeitruppe der Kolonialgesellschaft, zwei Offiziere, fünf Unteroffiziere und zwanzig Eingeborene, genügte kaum für den persönlichen Schutz des Reichskommissars. Neue Schwierigkeiten entstanden. Der Mischling Robert Lewis hetzte gegen die deutsche Obrigkeit mit dem Erfolg, daß die Herero aufständig wurden. Deutsche Siedlungen wurden überfallen und Farmer ermordet. Deutschlands Prestige stand auf dem Spiel. Hendrik Witboi, der Hottentottenführer, machte das Land durch seine Vieräubereien unsicher. Hauptmann von François, der Nachfolger des inzwischen nach Deutschland zurückgekehrten Reichskommissars Dr. Göring, bemühte sich vergeblich, die Herero und Witboi zum Einstellen der Feindseligkeiten zu bringen. Hendrik Witboi lehnte die Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft mit den Worten ab, „daß er nicht unter einem anderen Hofe stehen wolle“. Da trafen im März 1892 zwei Offiziere und 214 Mann in der Walfischbucht ein, denen bald eine weitere Verstärkung der Schutztruppe folgte. Achtzehn Monate wütete ein erbitterter Kampf. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren ungeheuer, zumal der gesamte Nachschub unter starker Bedeckung 400 Kilometer weit auf Ochsenwagen von der Küste nach Windhuk geschafft werden mußte. Erst François's Nachfolger, Major Leutwein, gelang nach schweren aber glücklichen Kämpfen in der Naukluft die Unterwerfung Hendrik Witbois im September 1894.

Alljährlich notwendige Strafexpeditionen gegen unbotmäßige Stämme ließen indessen die alten Kenner des Schutzgebietes den unausbleiblichen Entscheidungskampf zwischen Schwarz und Weiß voraussehen, aber angesichts einer flott vorwärts schreitenden Besiedlung und Erschließung des Schutzgebietes verhallten ihre warnenden Stimmen ungehört. Die Rechts- und Besitzverhältnisse der eingeborenen Stämme waren nach und nach geregelt worden, die Gerichtsbarkeit ausgestaltet, Straßen und die Mole bei Swakopmund gebaut und schließlich die 390 Kilometer lange Eisenbahn Swakopmund–Windhuk im Juni 1902 dem Verkehr übergeben worden. Zahlreiche Farmer und Kaufleute hatten sich im Lande niedergelassen, Betriebe mit kaufmännischen, landwirtschaftlichen und bergbaulichen Zielen mehrten sich. Und so erweckte jahrelang die fortschreitende Erschließung des Landes den Anschein, als ob das Land einer ungestörten und friedlichen Entwicklung entgegengehe, so daß sogar in den Kreisen der alten Warner die Hoffnung auf eine friedliche Auseinandersetzung mit den Herero und Hottentotten Platz griff. Es sollte aber anders kommen.

Die Herero waren seit ihrer Einwanderung von Norden als ein unruhiges Element in der südwestafrikanischen Völkerfamilie bekannt. Sie hatten ihren Wohnsitz zwischen Okahandja und dem Waterberg gewählt. In ihrer Viehzucht zeigten sie eindeutige Beweise, daß diese ein Erbteil der osthamitischen Kultur ist. Und wir wissen, daß diese Verbundenheit mit dem Vieh und die Eigenart des mit ihm zusammenhängenden Eigentumsbegriffes zu den Gründen gehörten, die sie zu dem Aufstand des Jahres 1904 veranlaßten, dem so viele pflichterfüllte Schutztruppler zum Opfer fielen. Und hier mag darauf hingewiesen sein, daß die einheimischen Bevölkerungen Südwestafrikas, die von großer Gegensätzlichkeit sind, dem Ansturm des weißen Mannes nur da standzuhalten vermochten, wo ihre Seßhaftigkeit und ihr Bauerntum eine Bodenregelung ermöglichte und dem weißen Farmer Arbeitskräfte stellen konnte. So haben die Ovambo im Norden der Kolonie ihr Volkstum noch am besten bewahrt. Die übrigen sind Völker von ausgesprochen unnegerischer Lebensart. Die stark hamitisierten Hottentotten mit ihrer nomadischen Großviehzucht, die negerisch-hamitischen Herero mit ähnlicher freizügiger Wirtschaft und die uralten Buschmänner mit ihrer primitiven Jagd und Feldfruchtsammelei ließen sich wegen ihres Wanderdranges und ihrer Abneigung gegen jede seßhafte Arbeit in keinerlei nützliche kolonisatorische Lebenart umschmelzen.

Ein ungeheures Maß von Wut und Haß gegen die Deutschen hatte sich in den Herzen der schwarzen und gelben Männer aufgespeichert. Dazu kam, daß im Jahre 1897 die Rinderpest auf ihrem grausigen Wege durch das östliche und südliche Afrika das Schutzgebiet erreichte und den größten Teil der Herden der Herero vernichtete. Und forschte man nach den Gründen, die zur Beschleunigung der Katastrophe beigetragen haben sollten, dann konnte man die verschiedensten Dinge hören. Die Wahrheit aber war dies: was sich hier vollziehen sollte, war der entscheidende Kampf zweier Völker um Raum und Brot. Er mußte schicksalhaft bis zum bitteren Ende durchgefochten werden. Sein Ausgang war herbe und hart, wie die Männer, deren Persönlichkeiten den Sieg über einen grausamen Feind erstritten haben. Und die sie führten, setzten ihr Leben heldisch dafür ein, daß die deutsche Flagge weiter über diesen Weiten wehen konnte. Die deutsche Jugend, die Gustav Frenssens wundervolles Buch „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ gelesen hat, weiß, daß die Männer, die für Südwest bluteten, und die Kinder derer, die für Südwest starben, dieses Land mit heißem Herzen lieben müssen und niemals aufgeben werden.

Ein afrikanisches Sprichwort sagt: Ein Feuerbrand! Und noch ein Feuerbrand! Dann – brennt das Feuer!

Der erste Feuerbrand wurde von den Eingeborenen im Oktober 1903 geworfen. Der Bondelzwartskapitän William Christian hatte sich in Warmbad grobe Widersetzlichkeiten gegen den Stationschef Leutnant Jobst zuschulden kommen lassen. Als er zur Rechenschaft gezogen werden sollte, kam es zum offenen Kampfe, in dem der deutsche Offizier fiel. Das war das Signal zur Erhebung der Bondelzwarts vom Oranje bis zu den Karrasbergen. Die Lage war bedrohlich. Alle verfügbaren Truppen aus dem Nama- und südlichen Hererolande wurden eingesetzt mit dem Erfolge, daß nach mehreren für die Bondels verlustreichen Gefechten die Ruhe wieder hergestellt werden konnte. Das war gut so, denn schon loderte der nächste Feuerbrand in den Händen der Herero. Die Masse der weißen Bevölkerung wurde von dem im Januar 1904 ausbrechenden Aufstand vollständig überrascht. Mit der Beschießung der Feste Okahandja durch die Herero breitete sich der Aufstand reißend nach allen Seiten aus. Okahandja, Omaruru und Gobabis wurden eingeschlossen, Windhuk, Karibib, Outjo und Grootfontein bedroht, Waldau verbrannt und Eisenbahn und Telephon an zahlreichen Stellen nachhaltig zerstört. In Waterberg, Wilhelmstal, Otjituo, Okasise und Oas wurden die Besatzungen von den Herero niedergemetzelt, die auch in geradezu teuflischer Weise unter den weit im Lande zerstreut lebenden Farmern und Händlern wüteten. Einhundertsechsundzwanzig Weiße, meist Deutsche, und unter ihnen fünf Frauen, wurden ermordet, zahlreiche Farmhäuser gingen in Flammen auf, Wirtschaftsanlagen und Gärten wurden verwüstet, die Herden fortgetrieben. Um Mitte Januar war die Lage äußerst kritisch, und erst durch die kühnen Entsatzzüge des Oberleutnants von Zülow und des Hauptmanns Franke, durch das Eintreffen des Kriegsschiffes „Habicht“ vor Swakopmund und eines Seebataillons gestalteten sich die Verhältnisse erträglicher.

Südwestafrika war die einzige Kolonie, in der die klimatischen Verhältnisse eine weiße Schutztruppe gestatteten. Die tapferen deutschen Schutztruppler, durch alle waffenfähigen Männer der Zivilbevölkerung verstärkt, hatten bis zum Entsatz durch die Kompanie Franke, die in Eilmärschen aus dem Süden zurückgeritten war, an einzelnen Orten Tag und Nacht im Feuer gestanden. Windhuk war nicht enger eingeschlossen worden. Die Besatzung unter dem Farmer Hauptmann a. D. von François, dem Bruder des ehemaligen Reichskommissars, konnte die Herero aus der näheren Umgebung der Stadt vertreiben und durch weitausgreifende Patrouillen eine Anzahl von Farmerfamilien retten.

Unter dem Druck der ins Innere vormarschierenden Marinetruppen gelang es allmählich, den Gegner endgültig von der Bahnlinie abzudrängen, und kurz darauf wurden die ersten Kolonnen gegen Osten und Norden in Marsch gesetzt.

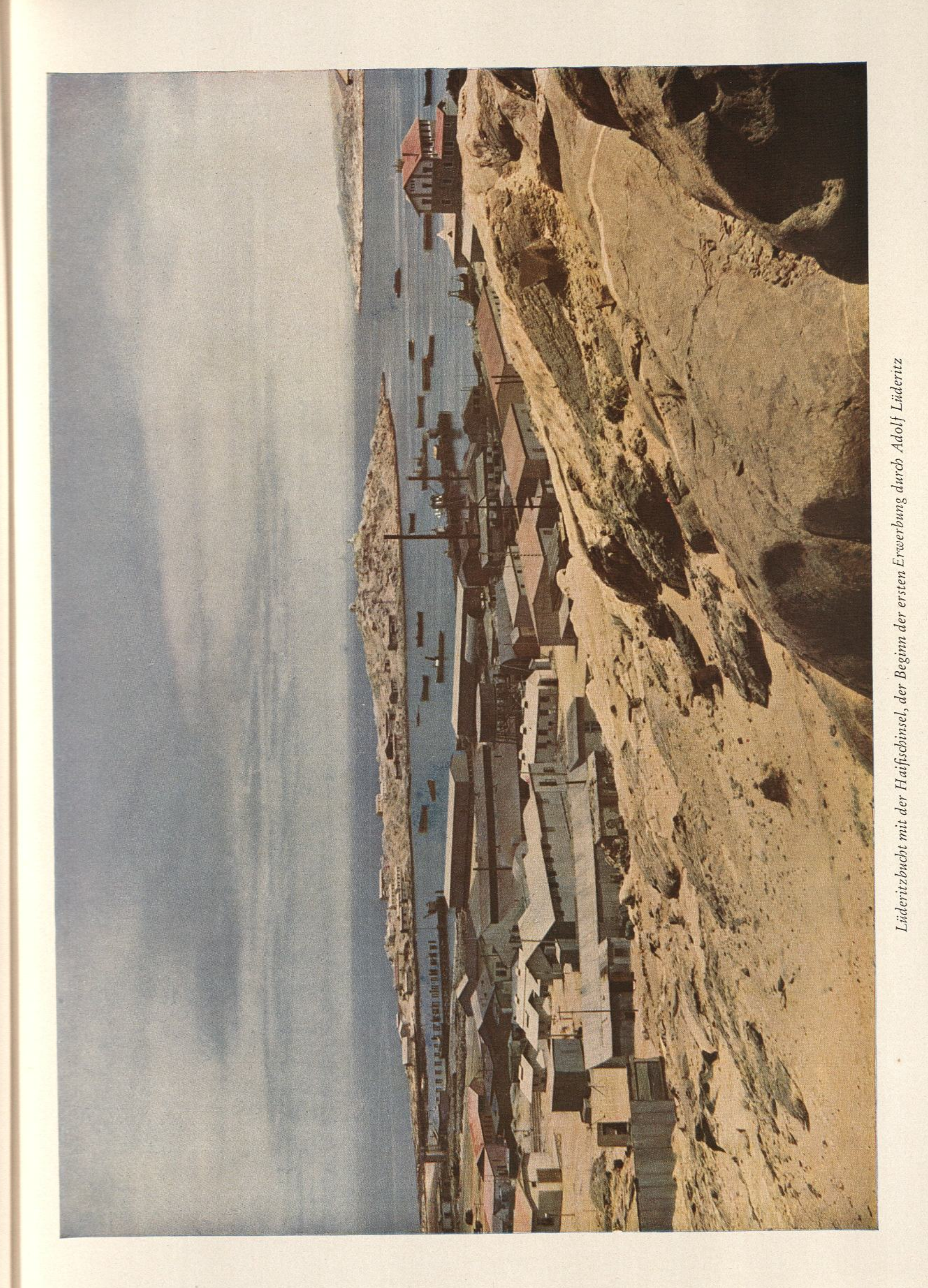
Die von der Kompanie Franke mehrfach empfindlich geschlagenen Herero drängten im Februar von neuem gegen Omaruru und Okahandja vor und gefährdeten auch die Verbindung Swakopmund–Windhuk. Die gegen sie marschierenden Truppen fanden heftigen Widerstand. Siegreiche Gefechte gegen die Herero hatten nur zur Folge, daß sie sich noch enger zusammenschlossen. In gewaltigen Kriegshaufen sammelten sie sich an den zur Verteidigung günstigen Punkten, die zugleich ihren Herden ausreichende Weide und Wasser boten. Das Komashochland, das Onjatigebirge und der Waterberg sind derartige natürliche Riesenfestungen, deren schwer zugängliche Abstürze und Felsmauern die reichen Weidegründe und zahlreiche Wasserstellen des Innern decken. Hier mußten sie aufgesucht werden.

Der allgemeine Vormarsch unter Oberst Leutwein verzögerte sich bis zum April, da das Eintreffen von in Argentinien angekauften Pferden abgewartet werden mußte. Inzwischen waren weitere Verstärkungen aus Deutschland eingetroffen, so daß der Oberst am 9. April bei Onganjira eine siebenfache Übermacht des Feindes schlagen konnte. Aber bereits wenige Tage später bewies der übermächtige Widerstand der Herero bei Oviumbo, daß die Truppe in ihrer gegenwärtigen Stärke – 210 Offiziere und Beamte, 3620 Mann mit 2800 Pferden, nicht ausreiche, um den Aufstand niederzuwerfen. Man war somit auf eine abwartende Haltung angewiesen; kühne, weit vorgetriebene Offizierspatrouillen hielten die Fühlung mit dem Feinde, der sich unter der Führung des Oberhäuptlings Samuel Maherero mehr und mehr um den Waterberg zusammenballte; insgesamt mögen es 50000 Stammesangehörige gewesen sein.

Weitere bedeutende Truppennachschübe in Stärke von 250 Offizieren, 3540 Mannschaften und 3320 Pferden trafen bis zum Juli im Schutzgebiet ein, und mit ihnen der zum Oberbefehlshaber ernannte Generalleutnant von Trotha, der bereits in Ostafrika und Ostasien gedient hatte.

Unter großen Schwierigkeiten schoben sich dann im Juli die deutschen Kolonnen von allen Seiten an den Waterberg heran; im August standen 96 Offiziere und 1500 Mann mit 30 Geschützen und 12 Maschinengewehren in weitem Umkreise um die Stellungen der Herero. Am 11. August schritten die deutschen Truppen zum Angriff. In mörderischer zweitägiger Schlacht wurde der mit dem Mute der Verzweiflung und rasender Erbitterung kämpfende Gegner aus allen Stellungen geworfen und nach Osten getrieben. Ungeheure Staubmassen hüllten die Flüchtenden ein und wiesen den Verfolgern den Weg. Schon am 13. begannen die Truppen den Vormarsch in die Erbarmungslosigkeit des wasserarmen Sandfeldes der Omaheke, in dem sich nach monatelanger Verfolgung das harte, aber gerechte Schicksal des Hererovolkes erfüllte. Lieber ging es in den Dursttod, als daß es sich besiegt unterwarf. Etwa 40000 gingen in der Omaheke zugrunde und nur ein kleiner Teil fand zurück unter die deutsche Herrschaft. Und doch ist aus diesem schweren Ringen ein Bekenntnis der Unterworfenen zu ihren deutschen Herren entstanden. Samuel Maherero, der unter Verlust seines gesamten Besitzes britisches Gebiet erreicht hatte, er, der Führer des großen Aufstandes, ließ viele Jahre später, als Südwestafrika schon unter dem Mandat der Südafrikaner stand, als seinen letzten Willen verkünden: „er wolle mit der Flagge Schwarz-Weiß-Rot begraben werden". Und dies geschah.

Am Waterberg hatten Busch und Klippe, Steppengras und Sand inmitten eines mörderischen Ringens den heldischen Einsatz deutscher Männer zu letzter Größe soldatischer Haltung gesehen. Ihr Kämpfen und Sterben war um so reiner, weil es in der Stille und Einsamkeit der afrikanischen Steppe geschah und die Öffentlichkeit der Heimat wenig darum wußte. In schwerstem Ringen mit einem landeskundigen, todesmutigen und grausamen Gegner, in mühseligen Durstmärschen, ausgedörrt durch die Glut der afrikanischen Sonne, hatten die deutschen Reiter das Land erritten und erkämpft. Und so begreifen wir, daß Gustav Frenssen seinen Peter Moor sagen läßt: „In diesen heißen, schlimmen Marschtagen und mondhellen, kalten Nächten, da wir auf der Spur des Feindes



Lüderitzbucht mit der Haifischinsel, der Beginn der ersten Erwerbung durch Adolf Lüderitz

Swakopmund an der Mündung des Swakop-Flusses

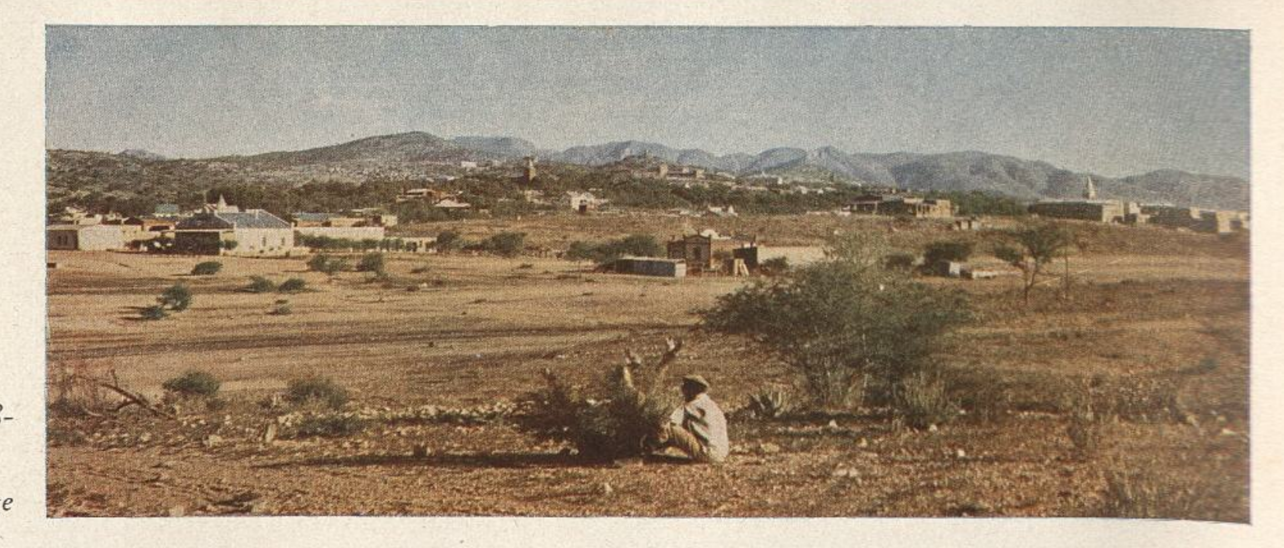
Deutscher Unternehmungsgeist schuf aus dem Sande der Küste die kleine Handelsstadt Swakopmund, um die Erzeugnisse aus dem Hinterland nicht über die englische Walfischbucht leiten zu müssen.



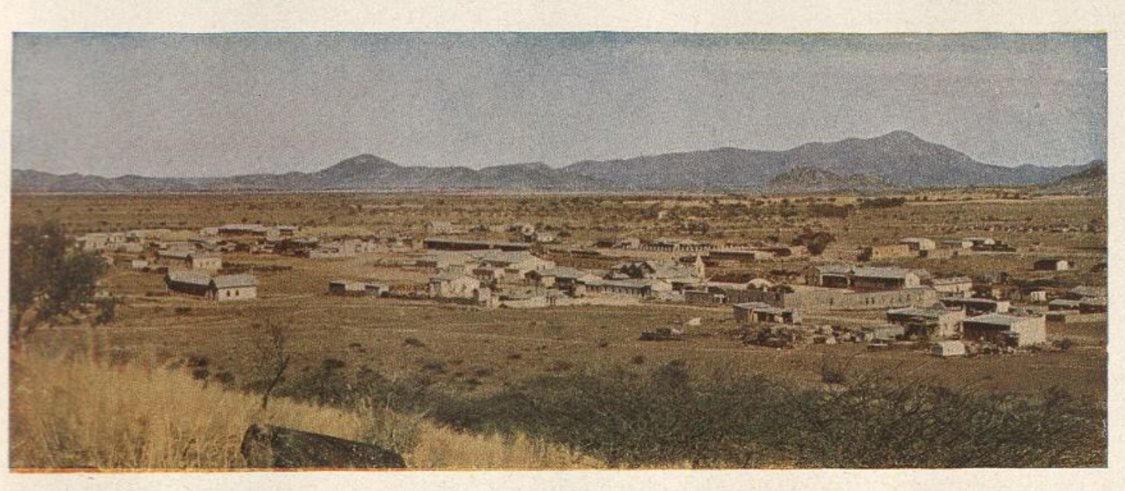


Der Reiter von Windhuk

Der Grundstein der Hauptstadt Windhuk wurde mit dem Bau der Feste durch Kurt von François 1890 gelegt. Unterhalb der Auasberge in einer Höhe von 1600 m gelegen, entwickelte sich aus den Anfängen bald ein reizendes Städtchen mit dem Sitz der Regierung.



Blick auf Groß-Windhuk mit dem Auasgebirge

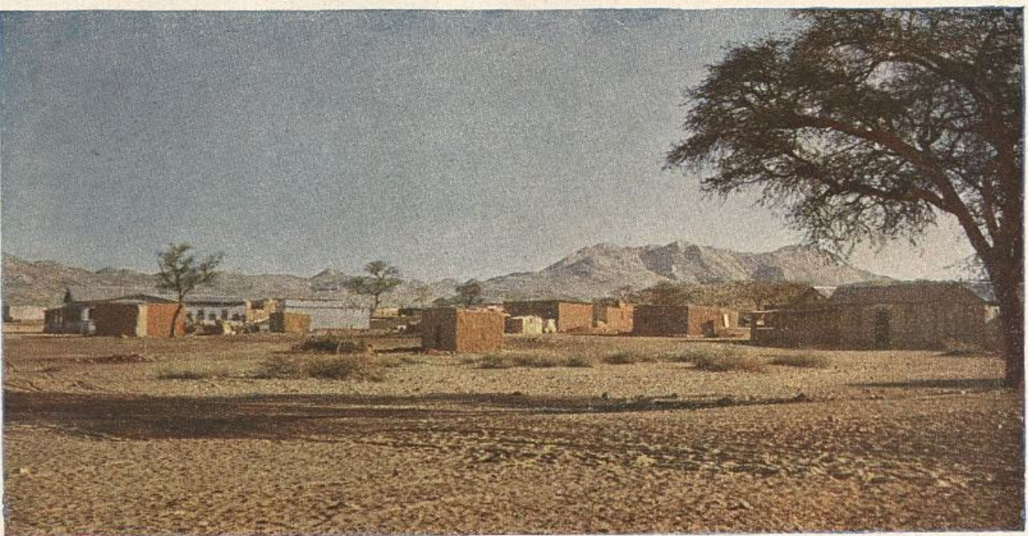


Karibib im Marmor-Gebiet

Karibib ist bekannt durch die bedeutenden Marmorvorkommen und ist zugleich Knotenpunkt an der Bahn Swakopmund-Okahandja-Omaruru.

Rehoboth im Groß-Namaland

Rehoboth ist seit 1871 die Hauptniederlassung der Bastards, die aus der Kapkolonie in das Schutzgebiet einwanderten. Weit bekannt sind die Rehobother heißen Quellen im Süden des Landes.





Keetmanshoop

In 1000 m Höhe liegt der Ort auf einem südöstlich vom großen Fischfluß sich hinziehenden Hochland.

Aus an der Lüderitzbucht-Bahn

Aus liegt 140 km östlich Lüderitzbucht an der Bahn nach Keetmanshoop. Der Ortsname bedeutet Wasser, und bereits Lüderitz hat hier Bohrversuche angestellt.





Die Avispforte im quellenreichen Tal von Klein-Windhuk mit den Auasbergen

mühselig, doch nicht mutlos, durch das wilde, buschige Land zogen, eine Woche nach der anderen..., da ich hungrig, müde und schmutzig neben der sandigen, holprigen Wagenspur dahinzog, das Gewehr am Riemen über der Schulter, da ich in heißer Mittagsstunde im Schatten des hohen Kapwagens und in bitterkalten Nächten hungrig und unruhig in dünner Decke auf blanker Erde lag und am schönen Himmel die blanken Sterne standen: da, glaube ich, gerade in diesen schweren Wochen, habe ich das wunderliche, endlose Land liebgewonnen."

Leider war mit der Züchtigung der Herero die Befriedung des Landes noch nicht hergestellt. Im April 1904 begann es, im Bondelzwartgebiet erneut zu gären. Morenga und Morris, die als Anstifter des eben beendeten Aufstandes auf englisches Gebiet geflohen waren, überschritten die deutsche Grenze und begannen einen regelrechten Bandenkrieg. Die Farmer flüchteten in den Schutz der befestigten Stationen; indessen waren die im Süden verfügbaren Truppen nicht stark genug, das große Gebiet zu sichern. Aber noch fochten die hottentottischen Hilfstruppen im Hererolande auf deutscher Seite, und wohl niemand dachte an eine allgemeine Erhebung der Stämme des Namalandes, als sich plötzlich – es war der dritte Feuerbrand, der geschleudert wurde – die Nachricht vom Treubruch Hendrik Witbois verbreitete.

Was auch immer im Gehirn dieses Mannes vorgegangen sein mag, er hoffte offenbar, daß nun, nach der völligen Niederwerfung der Herero, seine Stunde gekommen sei, um an der Spitze aller Hottentotten dem geschwächten Sieger den Garaus zu machen. Aber welche Macht seine Person noch ausstrahlte und welche Unsumme von Wut und Haß sich auch in den Herzen der gelben Männer aufgespeichert hatte, das zeigte der Verlauf der Ereignisse. Ein ungeheurer Brand erfaßte das Namaland von den Ufern des Oranje bis zu denen des Nosob. Alle Stämme des weiten Groß-Namalandes standen wider die Deutschen auf, nur die Bastarde und die Orlam von Berseba blieben treu.

Alle im Damaralande entbehrlichen Truppen wurden sofort nach dem Süden geworfen und bedeutende Verstärkungen aus Deutschland erbeten. Aber zahlreiche Deutsche waren inzwischen von den Hottentotten ermordet worden, darunter der Bezirksamtmann von Gibeon, von Burgsdorff. Am 27. Oktober fand der erste Zusammenstoß mit den Rebellen statt. Und damit begann jenes gewaltige, sich über zwei Jahre hinziehende Ringen, das Deutschland schwere Opfer an Gut und Blut auferlegte und erst nach großen Anstrengungen und zahllosen, mit wilder Erbitterung und bis zur äußersten Erschöpfung geführten Kämpfen mit der Niederwerfung auch dieses Gegners endete.

Die Kämpfe des Obersten von Deimling im Auobtal mit dem dreitägigen Gefecht der Kolonne Meister bei Groß-Nabas, das wilde Ringen in den Karasbergen, die Kämpfe des Majors von Estorff gegen Hendrik Witboi, des Majors Gräser im Fischflußtal, des Majors Maercker gegen die Horde des Herero Andreas und die des Oberstleutnants von Semmern gegen Morenga und Morris füllten die Jahre 1904 und 1905 aus und sind in die Geschichte Deutsch-Südwestafrikas eingegangen. Am 29. Oktober 1905 wurde Hendrik Witboi durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet. Am 3. Oktober beendete dieser kühne, rastlose Mann sein wildes Leben und seine hochfliegenden Pläne, die Jahrzehnte hindurch die Völker Südwestafrikas im Atem gehalten hatten. Es sollten aber noch Monate vergehen, ehe man vom Beginn der allgemeinen Niederringung des Gegners sprechen konnte. Erst nachdem sich die Bondels dem Oberstleutnant von Estorff am 23. Dezember 1906 ergeben hatten, konnte die Beendigung des Kriegszustandes im Groß-Namalande ausgesprochen werden.

Aber noch waren zur Zeit der Aufhebung des Kriegszustandes nicht alle Gegner geworfen. In der Kalahari, dicht an der englischen Grenze, hielt sich ein Häuptling der Franzmann-Hottentotten, Simon Kopper von Gochas, mit einer Anzahl von Anhängern versteckt, und am Oranje fielen noch mehrfach Angehörige der Schutztruppe und friedliche Farmer als Opfer versprengter Hottentottenbanden. Gegen Simon Kopper zog im März 1908 Hauptmann von Erckert mit seinem wohlausgerüsteten Kamelreiterkorps. Nach furchtbaren Anstrengungen beim Marsche durch die wasserlose Einöde gelang es zwar, Simon Kopper zu stellen und zu schlagen, aber der tapfere deutsche Führer

fiel und Kopper entkam selbst auf englisches Gebiet, wo er fünf Jahre später als unversöhnlicher Feind der Deutschen gestorben ist. Diese aber waren die Herren des Landes; und darauf kam es an. Und allen Anwürfen, denen Deutschland wegen seiner südwestafrikanischen Feldzüge ausgesetzt gewesen ist, namentlich im Vertrage von Versailles, setzen wir nichts als das Führerwort entgegen: „Denn die Dinge liegen doch so, daß auf dieser Erde zur Zeit noch immer Boden in ganz ungeheuren Flächen ungenützt vorhanden ist und nur des Bebauens harrt. Ebenso aber ist es auch richtig, daß dieser Boden nicht von der Natur an und für sich einer bestimmten Nation oder Rasse als Reservatfläche für die Zukunft aufgehoben wurde, sondern er ist Land und Boden für das Volk, das die Kraft besitzt, ihn zu nehmen und den Fleiß, ihn zu bebauen.

Die Natur kennt keine politischen Grenzen. Sie setzt die Lebewesen zunächst auf diesen Erdball und sieht dem freien Spiel der Kräfte zu. Der Stärkste an Mut und Fleiß erhält dann als ihr liebstes Kind das Herrenrecht des Daseins zugesprochen."

Das wunderliche, endlose Land Peter Moors, Deutsch-Südwestafrika, umfaßt ein Gebiet von rund 850000 Quadratkilometern, ist also fast eineinhalbmal so groß wie das Deutschland des Jahres 1914. Das Klima, von auffallend kühlen, ja kalten Meeresströmungen und Auftriebswassern beeinflußt, ist ein relativ gesundes; an der Küste unter dem Einfluß des Seewindes und der häufig auftretenden Nebel ist es im Gegensatz zum Hochlande oft empfindlich kalt und unfreundlich.

Südwestafrika stellt den Westrand des südafrikanischen Hochplateaus dar. Seine von den Subtropen in die Tropen sich hinziehende Längenausdehnung, etwa 1300 Kilometer, gibt ihm in Zusammenwirkung mit den wechselnden Höhenlagen eine überaus große Mannigfachigkeit des Klimas, der Bodenbedeckung, der Wirtschaftsmöglichkeiten. So zeigen die nach den Namen der sie bewohnenden Völker benannten drei Hauptgebiete, das Groß-Nama-, das Herero- und das Amboland in bezug auf Klima, Flora und Fauna scharf begrenzte Unterschiede.

Die regenlose Küstenwüste, die Namib, zieht sich hundert und mehr Kilometer landeinwärts nach Osten, um dann in nahrhaftes Gras- und Weideland überzugehen und in drei großen Stufen bis zu einem Hochplateau von 1700 bis 2000 Metern anzusteigen, von wo es sich nach Osten allmählich und sanft zur Kalahari absenkt, ebenso wie im Norden nach der Etoschapfanne und dem Ovambolande.

Auf die Gestaltung der Küstenlinie hat der in südnördlicher Richtung hinstreichende kalte Benguellastrom einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Ihm und den in diesen Breiten meist aus Süden und Südwesten wehenden Winden ist es zuzuschreiben, daß die von der Brandung dem Gestade entrissenen und die von den Flüssen dem Meere zugeführten ungeheuren Sandmassen nordwärts geschwemmt und an vorspringenden Punkten der Küste abgelagert werden. Durch diese fortwährende Bewegung und Verlagerung des Schwemmsandes ist die Küstengestaltung alljährlich bedeutenden Veränderungen unterworfen, vor allem dann, wenn in regenreichen Jahren die Flüsse starkströmend das Meer erreicht haben oder wenn heftige Sturmfluten aufgetreten sind. Unter dem Einfluß dieser unablässig arbeitenden Kräfte ist im Laufe der Jahre eine Versandung einer Anzahl von Häfen eingetreten.

Die einzig brauchbaren Häfen sind heute Lüderitzbucht und die Walfischbucht, während Swakopmund eine offene, allerdings durch vorgelagerte Riffe geschützte Reede darstellt. Sie ist dem Verkehr erschlossen worden und abgesehen von den Häfen der zweifellos günstigste Landungsplatz an der ganzen Küste.

Die Vegetation der Küstenlandschaften ist arm und kümmerlich. Unabsehbar wechseln in diesen unwirtlichen und menschenleeren Landstrichen Dünen und starre Steinwildnis ab, ein Bild namenloser Öde und Verlassenheit. Und doch bieten sie ein freundlicheres Bild, wenn die Sonne die Wüste in ein Meer von Licht taucht und in leuchtendem Gelb erstrahlen läßt. Wenn aber, wie so oft, eine dichte Nebelwand auf dem Lande ruht, wenn der Seewind die brauenden Massen bald zerreißt, bald wieder zusammenballt, dann kleidet sich die Wüste in ein düsteres, fahles Gelb und grauer Dunst verschleiert die Ferne.

Verkaufskontrakt zwischen Lüderitz und dem Hottentottenkapitän Joseph Fredericks über das Land an der Küste und zwanzig Meilen landeinwärts von der Mündung des Oranje-Flusses bis zum 26. Grad südlicher Breite

Belebter, wenn auch noch einförmig genug, ist bereits die Pflanzenwelt der hinter dem Küstengebiet allmählich und stetig ansteigenden Wüstenflächen. Hier finden wir auf dem heißen und staubtrockenen Boden die weitausgreifenden, wie Polypenarme anmutenden Riesenblätter der Welwitschia mirabilis ausgebreitet, hier sehen wir die in ihrer Gestalt oft an die Bienenkorbhütten der Eingeborenen erinnernden Milchbüsche, umfangreiche, fast kugelförmige Euphorbien, weit über die Sandwellen der Wüste verstreut. Aber in den Flußbetten nimmt die Vegetation schon im Bereiche des Küstenklimas, dessen Einfluß sich 60 bis 80 Kilometer weit landeinwärts bemerkbar macht, rasch und stetig zu, besonders in den tief in das Massiv der Terrassenländer eingerissenen Küstenflüssen des Damaralandes und des Kaokofeldes. Wildverworrene, übermannshohe Schilf- und Rieddickichte füllen oft weithin die Sohle des Flußbettes aus, und an seinen Rändern, an denen ein humoses Schwemmland breite, erhöhte Bankette bildet, erheben sich aus dichtem Gestrüpp von dornigen Sträuchern, wildem Tabak, Rizinus- und Ebenholzsträuchern die ersten Giraffenakazien; modernde Stämme, die von den in der Regenzeit mit elementarer Gewalt zu Tal stürzenden Wassern entwurzelt wurden, und große Haufen angeschwemmten Gestrüpps häufen sich an den Rändern der Schilfdickichte auf und vervollständigen das fremdartige, aber fesselnde Bild, das uns diese einsamen Flußwildnisse bieten.

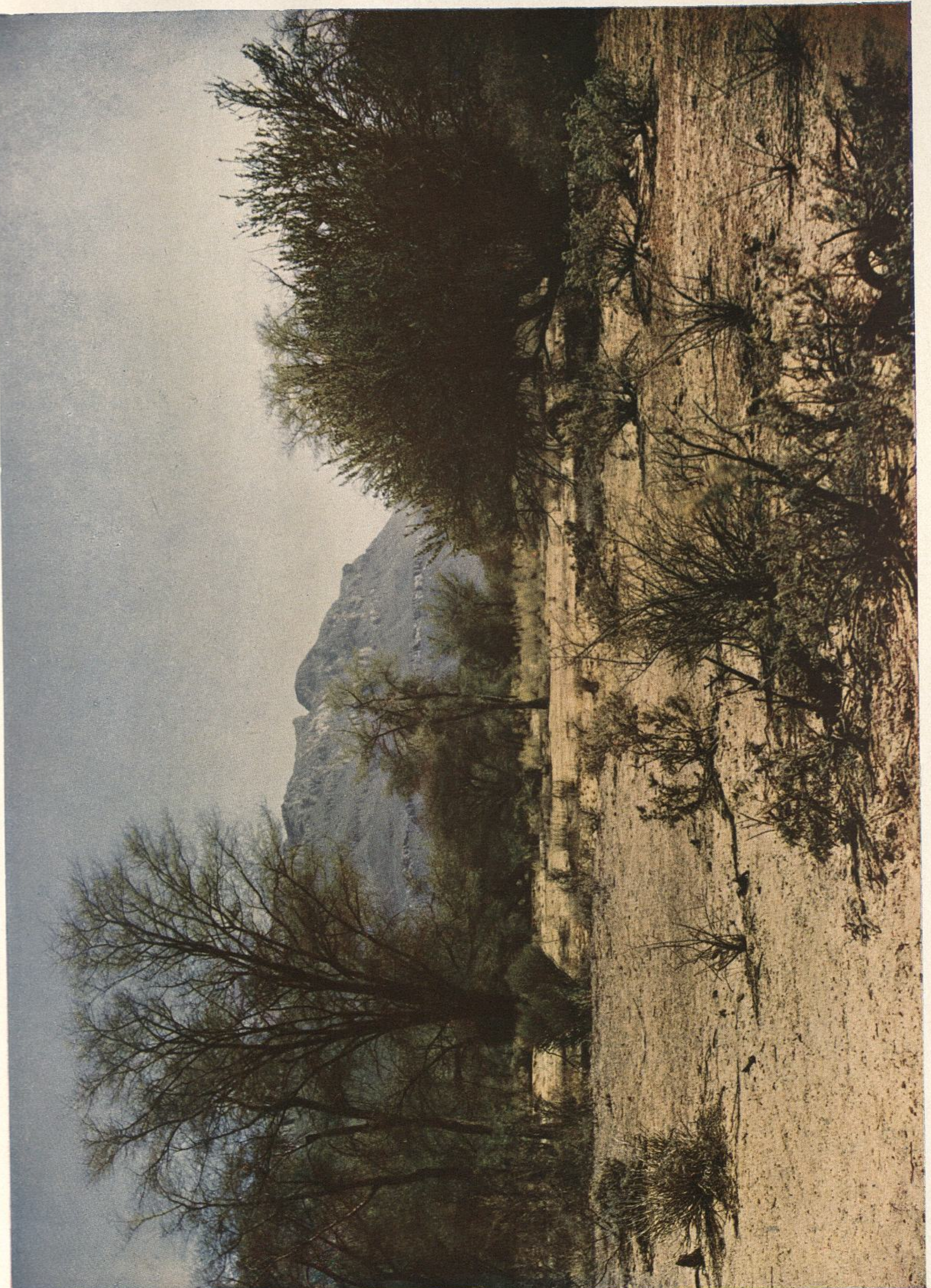
Seltsam und fremdartig auch in ihrer wechselnden Form erscheinen uns die gewaltigen Felsenmauern, die Klippen und Ufergebirge, die das Flußbett begleiten. Bald engen senkrechte Felswände das „Rivier“ ein, bald springen Bergmassen weit in eine sandige Sohle vor. Hier ragen unersteigliche Spitzkuppen jäh zum Himmel empor, und dort breiten sich riesige Steinplatten und abgerundete Blöcke aus, die das Flußbett oft weithin durchsetzen.

Überaus zahlreich ist die Vogelwelt am Meere. Viele Millionen von Pinguinen, Möwen, Seeschwalben und Strandläufern, von Komoranen, Pelikanen und Flamingos bevölkern den Strand und die der Küste vorgelagerten Inseln, und diese ungeheure Zahl von Seevögeln legt zugleich Zeugnis ab von dem Fischreichtum der Küstengewässer. Seit Jahrtausenden haben die Vögel diese Gestade bewohnt, das beweisen die weitausgedehnten Lager wertvollsten Guanos an gewissen Teilen der Strandflächen und auf den flachen felsigen Inseln, den Hauptbrutstätten der Vögel; Lager, die am Kreuzkap die Gestalt ansehnlicher Höhenzüge erreichten und der sie abbauenden Damaraland-Guano-Kompagnie ansehnliche Gewinne brachten. Zahlreiche und wertvolle Pelzrobben bewohnen das Meer längs der ganzen südwestafrikanischen Küste und wurden seit Jahren am Kreuzkap geschlagen, und endlich zeigten sich vereinzelte Wale in der Nähe der Küste. Ihre riesenhaften Knochen bedecken vermischt mit Treibholz und Schiffstrümmern weithin den Strand.

In den Mündungen und dem Unterlauf der Küstenflüsse ist das Tierleben spärlich. Wohl streifen gelegentlich in den Flußbetten des Kaokofeldes Gemsböcke (Oryx) und Strauße bis unmittelbar an das Meer heran, aber als Bewohner dieser Region können sie nicht bezeichnet werden. Große Herden von Pavianen, Hasen, Klippspringern bilden neben Tauben und dem Savannenhuhn die Fauna dieser engbegrenzten Gebiete.

Anders die Tierwelt der Namib. Dort, wo die ersten Grasbüschel den Übergang der Wüste zur Steppe andeuten, finden wir die Vorposten des Steppenwildes. Herden von Springböcken, Zebras und Strauße durchwandern diese Landstriche, gegen das Meer vorrückend, wenn die selten und unregelmäßig auftretenden Regenfälle junges Gras aus anscheinend ganz unfruchtbarem Boden der welligen Flächen hervorzaubern, und gegen Osten zurückweichend, wenn die Weide aufgezehrt ist oder die zarten Gräser unter den sengenden Strahlen der Sonne verbrannt sind. Allen Küstengebieten gemeinsam ist das Raubwild, der Schakal, seltener der Leopard und die Hyäne. Wilde Hunde, das gefährlichste Raubwild Südwestafrikas, treten in Rudeln in den Flußbetten auf.

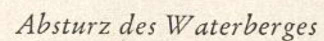
Obwohl die Gesteine des Sockels des südafrikanischen Hochlandes die gleichen sind: Granite, Gneis und Glimmerschiefer, ist der geologische Aufbau im Namalande ein wesentlich anderer als in den nördlichen Gebieten Südwestafrikas. Während die Urgesteine im Herero- und Bastardlande und



Ostrand des Erongogebirges mit seinen reichen Zinnerz-Vorkommen

Der Waterberg

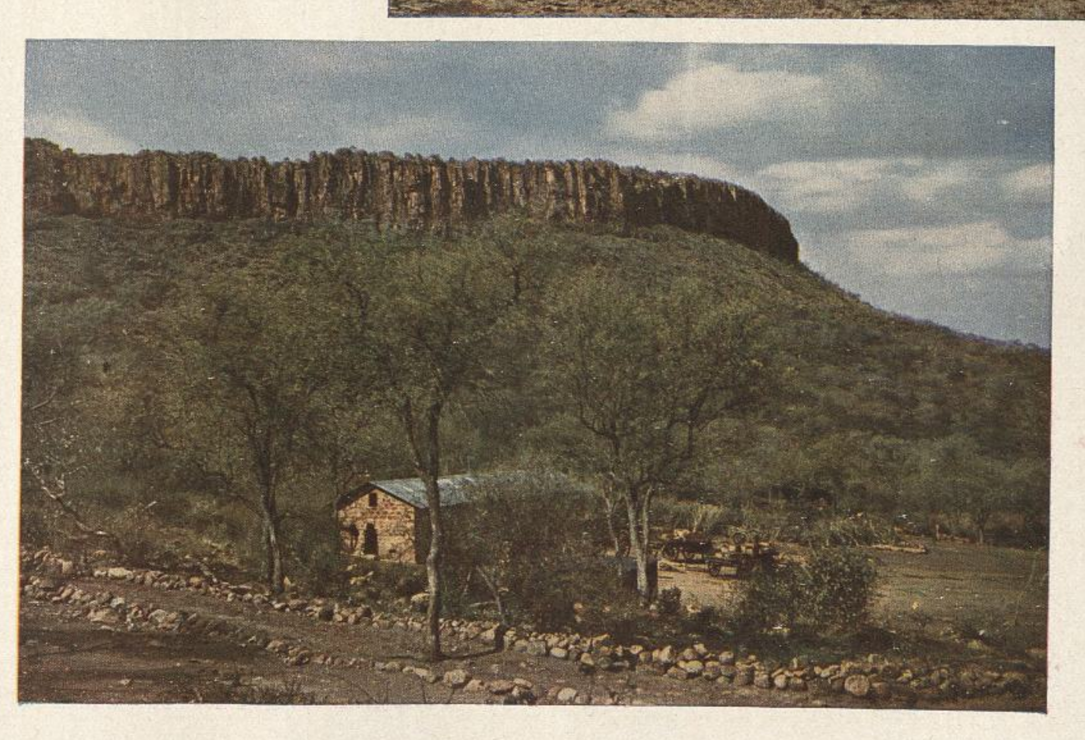
Im Norden des Hererolandes erhebt sich ein Sandstein-Plateau bis zu einer Höhe von 1600 m ansteigend, das Watergbergmassiv. Von weiten Weidelandschaften und gutem Boden umgeben, ist der Waterberg, wie sein Name sagt, reich an Wasserquellen. An seinem Fuße entspringt die stärkste Quelle des Landes.



Absturz des Waterberges

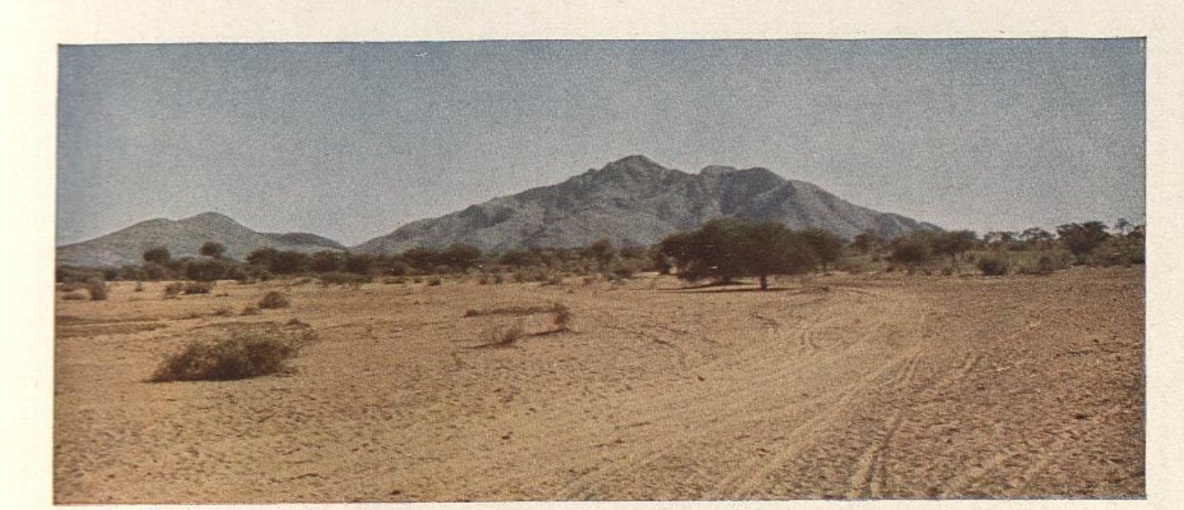


Tafelberge bei Kubub



Station am Waterberg

Im Jahre 1904 fanden hier die entscheidenden Kämpfe gegen die Hereros statt, die von der deutschen Schutztruppe eingeschlossen und vernichtend geschlagen wurden. Einer der tapferen Kämpfer war als junger Hauptmann der spätere General Ritter von Epp, Reichsleiter, Reichsstatthalter von Bayern und Führer des Reichskolonialbundes.



Trockenzeit

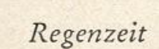
Ausgedörrt von den glühenden Strahlen der Sonne liegt die Landschaft bei Aub zwischen Windhuk und Rehoboth während der Trockenzeit.



Termitenhügel

Die afrikanischen Termiten, fälschlich auch weiße Ameisen genannt, gehören zu den Schaben und bauen aus Erde und Speichel diese eigenartigen, wetterfesten spitzen Wohnbauten.



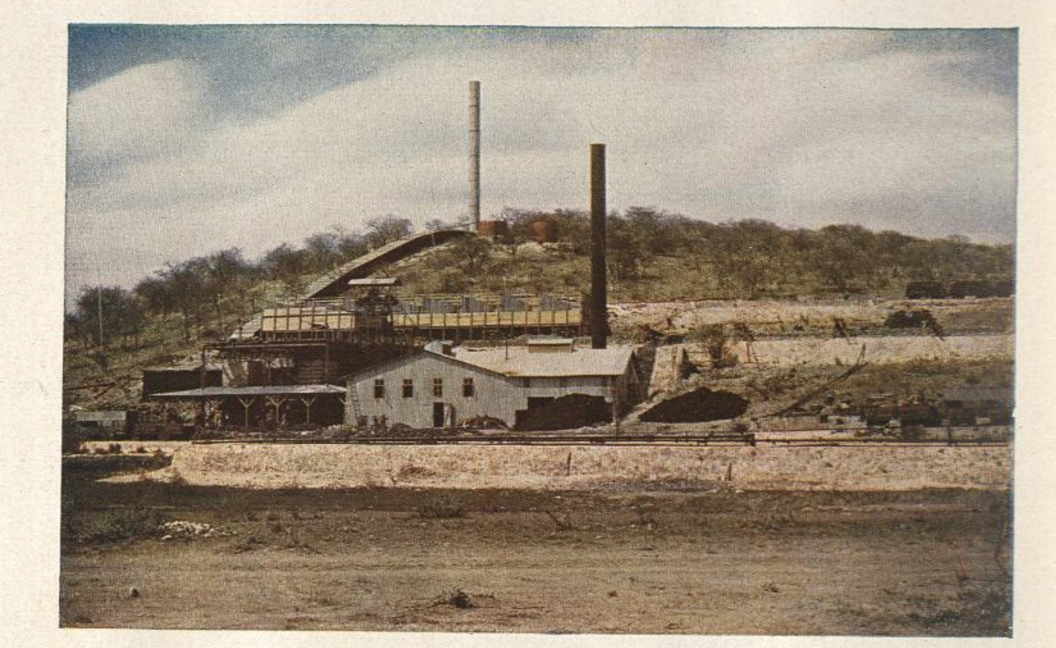


Regenzeit

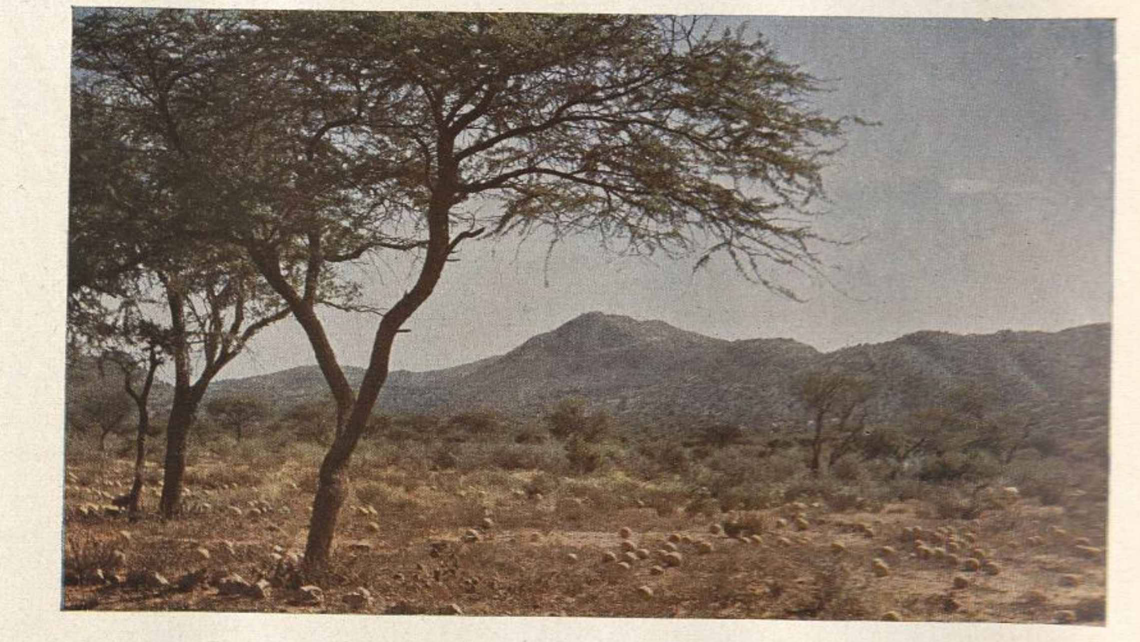
In der Regenzeit haben sich die ausgedörrten Steppen in einen blühenden grünen Teppich verwandelt. Landschaft bei Omaruru am Eisib.

Kupfermine in Tsumeb

Die Kupfer- und Bleivorkommen von Tsumeb und Otavi wurden schon vor dem Weltkriege großzügig durch die Deutsche Otavi-Minengesellschaft abgebaut. Nach dem künftigen deutschen Wiederaufbau können die Erzminen den Kupferbedarf Deutschlands zu einem großen Teil allein decken.



Landschaft bei Teufelsbach



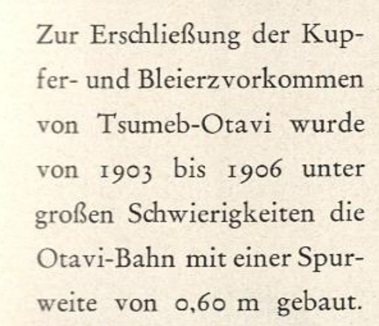
Mit wilden, bitteren Melonen bedecktes Weidefeld während der Trockenzeit.



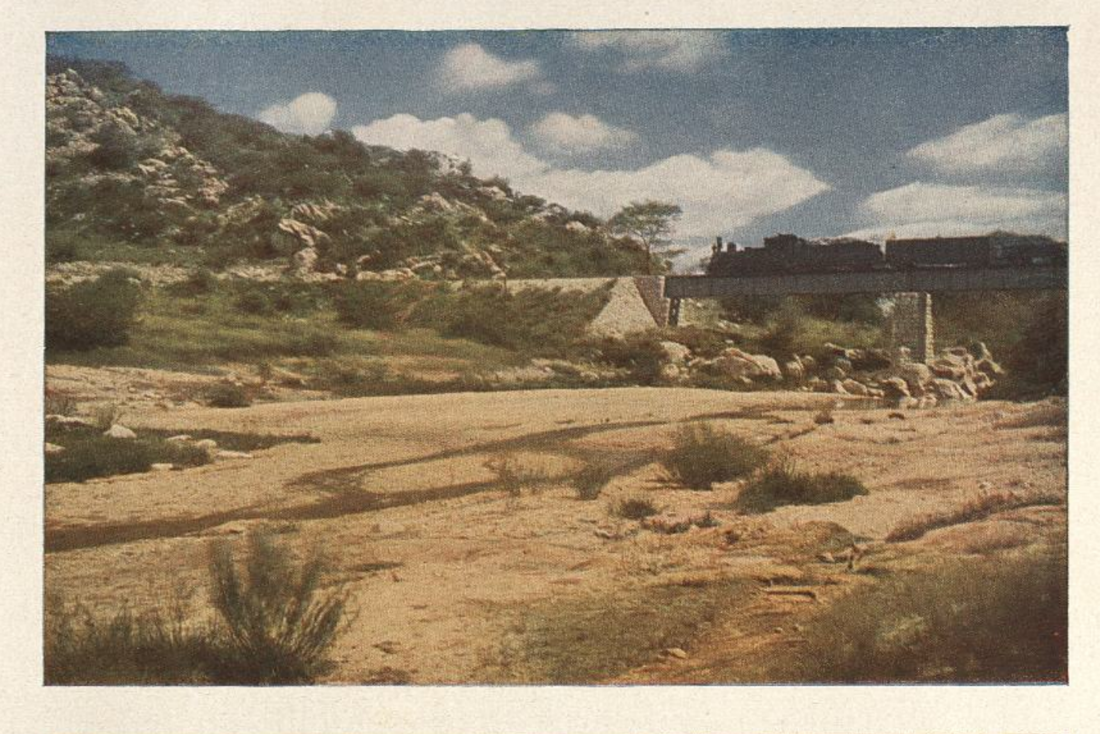
Marmorbrüche bei Ababis

Marmorvorkommen finden sich in Deutsch-Ostafrika in den Ulugurubergen, in Adamaua, Kamerun, und besonders reichhaltige Lager im Hereroland von Südwest zwischen Karibib und Omaruru, wo sich mehrere Hundert Meter breite, 20 bis 25 km lange und bis 400 m hohe Bergzüge bilden

Brücke der Otavi-Bahn

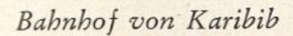


Zur Erschließung der Kupfer- und Bleierzvorkommen von Tsumeb-Otavi wurde von 1903 bis 1906 unter großen Schwierigkeiten die Otavi-Bahn mit einer Spurweite von 0,60 m gebaut.



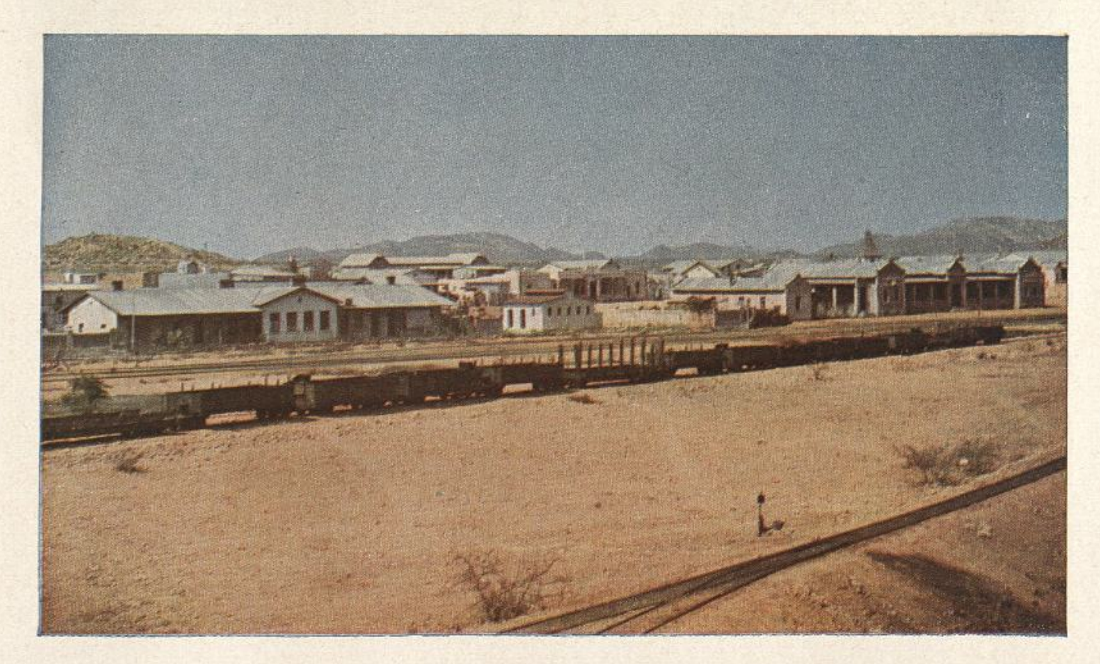
Swakopbrücke bei Okahandja



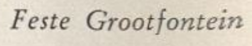


Die 382 km lange Staatsbahn von Swakopmund nach Windhuk überquert den Swakop mit einer eisernen Brücke.

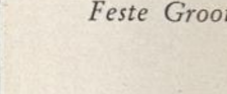
Bahnhof von Karibib



Bahnhofsanlagen, Stationsgebäude und Eisenbahnwerkstätten entstanden längs den Bahnlinien und trugen zur Besiedlung der Ortschaften und Städte besonders bei.

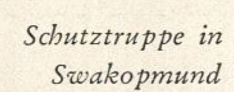


Feste Grootfontein



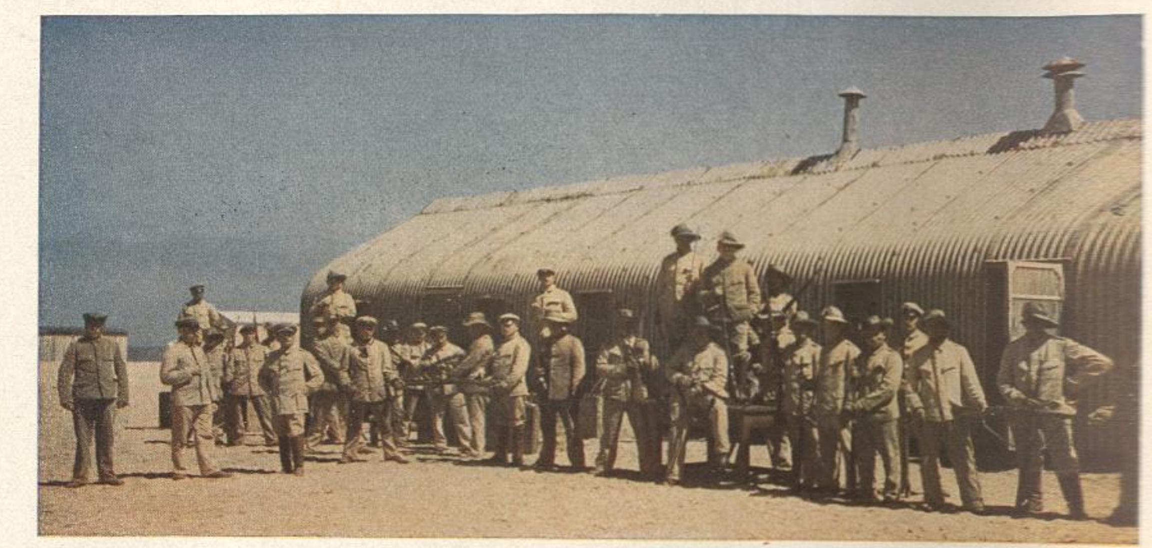


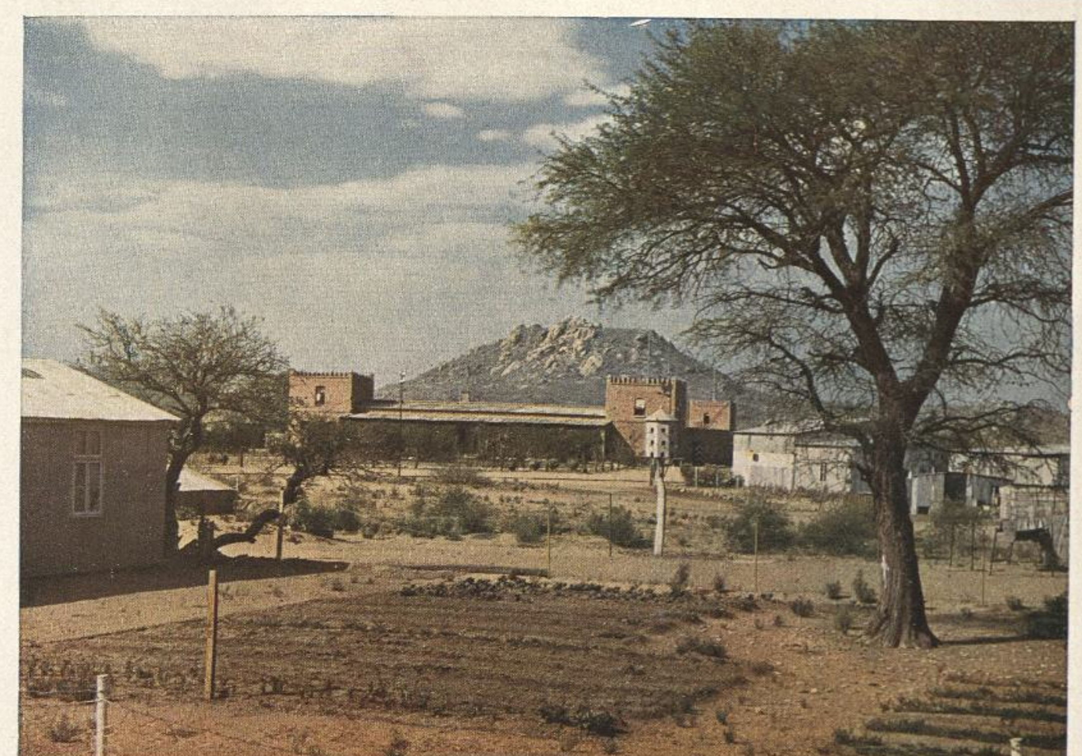
Die Verwaltung der Kolonie umfaßte zwölf Bezirksämter: Windhuk, Swakopmund, Lüderitzbucht, Keetmannshoop, Gibeon, Karibib, Outjo, Grootfontein, Warmbad, Rehoboth und Omaruru.



Schutztruppe in Swakopmund

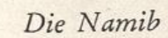
Während die übrigen Kolonien eine farbige Polizei- und Schutztruppe hatten, bestand seit dem Aufstand bis 1913 eine weiße Schutztruppe von etwa 2000 Mann in Deutsch-Südwestafrika.



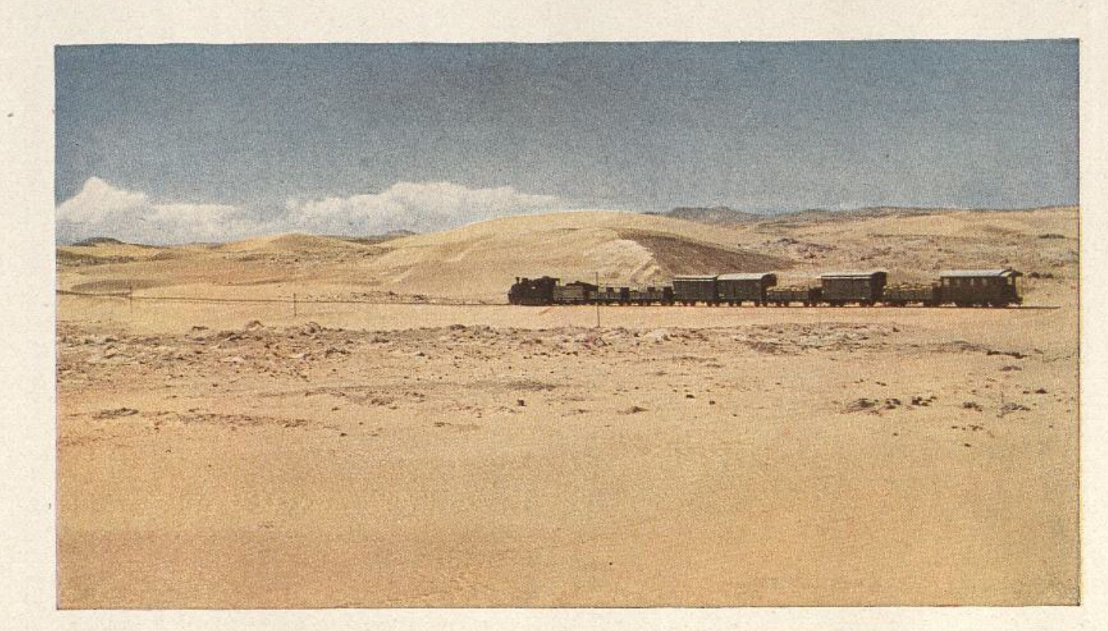


Feste Okahandja mit Kaiser Wilhelm-Berg

Ferner die selbständigen Distriktämter: Gobabis, Okahandja, Bethanien, Maltahöhe, Schuckmannsburg, in dem sich zugleich auch die Militärstation mit einer kriegsmäßig ausgebauten Feste befand.



Die Namib

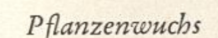


In einer Tiefe von 50 bis 70 km zieht sich an der Küste der Wüstengürtel der Namib entlang. Die Lüderitzbucht-Bahn durchquert die Wanderdünen.

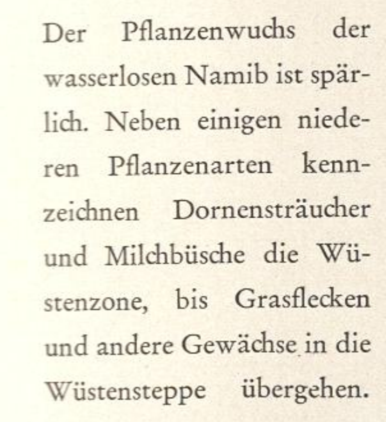
Diamanten



Im Wüstensande der Namib wurden schon 1908 die ersten Diamantenvorkommen entdeckt, die später das wirtschaftliche Rückgrat der Kolonie bildeten. Das primitive Such- und Schüttelsieb-Verfahren wurde durch die maschinelle Gewinnung abgelöst.

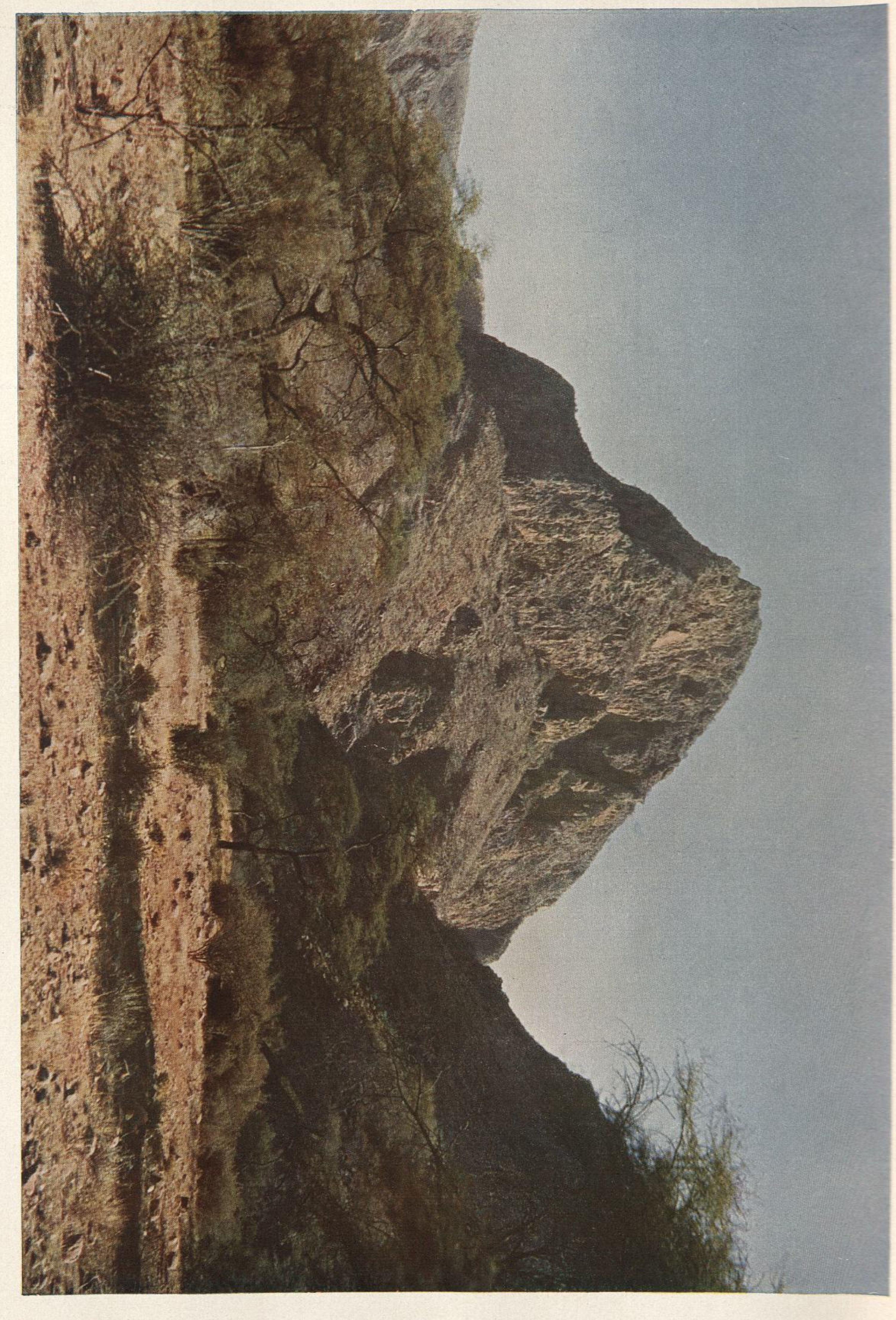


Pflanzenwuchs



Der Pflanzenwuchs der wasserlosen Namib ist spärlich. Neben einigen niederen Pflanzenarten kennzeichnen Dornensträucher und Milchbüsche die Wüstenzone, bis Grasflecken und andere Gewächse in die Wüstensteppe übergehen.





Spitzkuppe im Naukluftgebirge

in den nordwestlichen Teilen des Namalandes offen zutage treten und den Gebirgen ihre mannigfache, wechselnde Form geben, werden sie im übrigen Groß-Namalande von gewaltigen Sandstein- und Kalksteinmassen bedeckt, die dem Landschaftsbilde das Gepräge der Tafelbergregion geben. Vergebens suchen wir hier die schroffen Spitzen, die scharfen Grate und abgerundeten Kegel der romantischen und wildzerrissenen Gebirge des Herero- und Bastardlandes; wir finden im Namalande das Vorherrschen waagerechter Schichten, ein für das Auge eintöniger und ermüdender Anblick. Das ganze Groß-Namaland zeigt eine eigentümliche Anordnung seiner Oberflächengestaltung: Die höchsten Erhebungen des Stufenlandes bilden am Ostrand desselben ungeheure, nach Norden streichende Hochebenen, die bei Aus von einer paßähnlichen Niederung durchbrochen werden, durch die sich der alte gefürchtete Bayweg wand, und durch die dann auch die Eisenbahn ihren Weg nach Keetmanshop gefunden hat. Nördlich dieser Niederung ragt die Homs-, südlich die Huibhochebene auf. Und östlich dieses gewaltigen Walles folgt die Grabenlandchaflt von Bethanien, und wiederum am Ostrande dieser schmalen und scharf eingeschnittenen Senke erhebt sich ein neues gigantisches Plateau, die Hanamihochebene, die sich in ihren Ausläufern bis an den Oranjestrom erstreckt. Und nun folgt nach Osten zu eine zweite Grabenlandschaft: Das an Naturschönheiten reiche Tal des Großen Fischflusses. In einer Länge von über 520 Kilometern durchzieht er das ganze Groß-Namaland von seinen nördlichen Grenzen bis zum Oranje, in den er mündet. Östlich seines Laufes dehnt sich ein weites Hochland aus, das sich gegen die Ostgrenze des Schutzgebietes und die Südkalahari sanft abdacht. Wie gewaltige Inseln erheben sich südlich dieser Hochebene die Großen und Kleinen Karasberge.

Während so das westliche Groß-Namaland eine einzige großartige Gebirgswelt bildet, ist der Osten in seinen nördlichen und mittleren Teilen arm an Erhebungen und durch das Vorherrschen sandiger Ebenen reizlos in seinen Landschaftsbildern. Aber auch die Gebirgswelt des West-Namalandes zeigt uns wiederum wechselvolle Formen: in seinen südlichen und mittleren Teilen eine Anhäufung wasserloser Tafelberge, im Norden dagegen, an den Grenzen des Bastardlandes, vielgestaltige Bergländer mit einem Wasserreichtum, wie man ihn in Südwestafrika nur selten und im Namalande nur hier in den Gebirgen um Hornkranz, von Zarris, in der Naukluft und in den Karasbergen findet.

In gewaltigen, unersteiglichen Felsmauern erheben sich die Gebirge aus den Ebenen, meist nur dort zugänglich, wo Flußbetten das Massiv durchbrechen und in finsteren Toren und Schluchten ihren Weg in die Ebene finden. Im Innern des Gebirges schließen sich steilabfallende Wände oft so eng zusammen, daß die Sonne nur um Mittag ihre Strahlen in den dunklen, kellerartigen Schlund zu werfen vermag. Moderluft herrscht in der Tiefe, und während der Wanderer unten in der Ebene unter Wassermangel zu leiden hatte, rauschen hier in der Bergwildnis Bäche und Rinnsale in den Schluchten hernieder. Und dann steigt wieder Grat hinter Grat, Kuppe hinter Kuppe auf, gewaltige Querriegel und Steinwände springen in das Flußbett vor und aus dem wilden Gewirr erheben sich steilaufragende Spitzkuppen.

Weniger erfreulich ist im allgemeinen das Bild, das uns die Ebenen des östlichen Namalandes bieten. Es ist, besonders in seinen südlichen Teilen, ein trockenes und durstiges, ein sandiges und steiniges Land, das sich hier über sechs Breitengrade zwischen dem Oberlauf des Nosobflusses und dem Oranje ausdehnt, ein Land voll unfruchtbarer Wüstenstrecken und wasserarmer Steppen, die von Menschen gemieden werden. Wohl finden sich auch in ihm zahlreiche baumbestandene Riviere, gute Weideflächen und Flecken kulturfähigen Landes, aber diese Striche sind meist nur oasenartig in das Land eingestreut.

Und doch ist keineswegs der ganze Osten als unfruchtbar und wirtschaftlich unbrauchbar zu bezeichnen. Selbst das Dünengebiet vom Auob bis zum Nosob ist schon nach einigermaßen ergiebigen Regenjahren ein durch seinen Grasreichtum ausgezeichnetes Weideland, dessen Ausnutzung immer nur der Mangel an offenen Wasserstellen unmöglich machte oder doch nur auf eine gewisse Zeit beschränkte. Gerade diese Gebiete eignen sich hervorragend für die Schaf- und Pferdezucht.

Der äußerste Süden des Namalandes, die Huibhochebene und die Landstriche südlich von Keetmanshop und den Karasbergen, gilt mit Recht als derjenige Teil des Schutzgebietes, der in bezug auf die Niederschläge und die von ihnen abhängigen wirtschaftlichen Möglichkeiten die geringsten Aussichten bietet. Auf all diesen Gebieten lastet gleichmäßig die Unregelmäßigkeit und Unsicherheit der Regenfälle, die strichweise in den einzelnen Landstrichen auf Jahre des Überflusses Jahre furchtbarer, trostloser Dürre folgen lassen, in denen das Auge vergeblich auf dem kahlen, staubtrockenen Boden die Spuren der blumengeschmückten Grasweiden regenreicher Jahre sucht. Tief im Süden des Bondelzwartsgebietes liegt der Hauptort Warmbad in öder, reizloser und wirtschaftlich ganz wertloser Gegend. Meilenweite, mit Steintrümmern übersäte Landstriche umgeben die warmen Quellen des Ortes, deren heilkräftige Wirkung den Hottentotten schon seit Menschenaltern bekannt waren.

Die Landschaften des Groß-Namalandes, die hier in ganz großen Zügen geschildert wurden, bilden ein Landgebiet, das zu den ärmeren der Erde gehört. Es ist kein Land mit üppiger Vegetation, in der der Mensch sich sorglos die Früchte des Feldes entgegenreifen lassen und sie mühelos ernten kann, und doch sind diese Gebiete andererseits nicht wertlos, wenn der weiße Mann sich um ihre Erschließung müht. Denn die Bewohner des Landes, die Hottentotten haben so gut wie nichts an ihrer Heimat getan.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erschließung eines Neulandes ist die Schaffung von Verkehrswegen und Eisenbahnen. In dieser Beziehung war das Groß-Namaland stiefmütterlich behandelt worden. Der längst geplante Bau der Linie Lüderitzbucht–Keetmanshop blieb trotz seiner allseits zugegebenen Notwendigkeit unausgeführt und konnte trotz der überaus dringlichen Vorstellungen des Generalleutnants von Trotha, dessen Generalstab den Bau als eine selbstverständliche Maßnahme ansah, aus „innerpolitischen Rücksichten" nicht gebaut werden. „Erst Ende 1905", so berichtet der Generalstab, „als die Zustände unerträglich waren, ja, als das militärische Ansehen Deutschlands auf dem Spiele stand, hatte man in der Heimat ein Einsehen, und die Mittel für den Bahnbau wurden bewilligt, freilich zunächst nur für eine Bahn durch den Wüstengürtel von Lüderitzbucht bis Kubub." Über zwei Millionen Mark wären monatlich an Transportkosten für die Verpflegung der kämpfenden Truppe erspart worden, wenn man die Bahn auf die Vorschläge des Generals hin früher gebaut hätte. Keetmanshop wurde gegen Ende Juni 1908 von der Bahn erreicht, deren feierliche Einweihung am 21. Juli stattfand.

Wenn wir uns vom nördlichen Namalande, von Gibeon aus weiter nach Norden wenden, gelangen wir nördlich von Kub in das Gebiet der Rehobother Bastarde, das zu Zeiten der Eingeborenenherrschaft ein Puffer zwischen dem Namalande und dem Gebiet der Herero bildete. Der Kern dieses Gebietes gehört zu den besten, kulturfähigsten Teilen Südwestafrikas.

Dies Land ist verhältnismäßig spät von seinen heutigen Bewohnern in Besitz genommen worden. Noch in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts saßen die Bastarde südlich des Oranjestroms auf britischem Gebiet. Den Grund zu ihrer Auswanderung gab das Vordringen der burischen Bevölkerung der Kapkolonie nach Norden. Im November 1868 begann der Auszug des Volkes. Nach jahrelangem Hin und Her sammelten sich die Bastarde in Rehoboth, das vorher von den Zwartboi bewohnt gewesen war. Als bedauernswerte Nachkommen weißer Väter meist burischer Abkunft und hottentottischer Mütter vereinigten die Bastarde von Rehoboth alle die nachteiligen Eigenschaften in sich, die nun einmal mit der Vermischung zweier Rassen unausbleiblich verbunden sind. Und hier sei folgendes vorweggenommen: Die Mischlingsfrage in Afrika ist inzwischen zu einer brennenden geworden und wird zu einer immer brennenderen. Derjenige, der die schweren Spannungen im Grunde aufwühlt, ist weniger der reine Weiße oder Farbige, als vielmehr der Mischling, der gewisse Begabungen des Weißen in sich trägt und in manchem dem Eingeborenen überlegen ist. Die tieferen Gründe aber für diese sehr ernst zu nehmende Entwicklung ruhen in dem Einfluß des liberal-humanen Liberalismus und des Marxismus sowie in christlichen Gleichheits- und Mitleidsideen.

Das Bastardland wird von einem Gewirr von Rivieren durchzogen, die in der Naukluft, im Urihuib- und Groote-Doden-Gebirge entspringen und oft in tiefeingeschnittenen, felsigen Betten dahinziehen. Diese kleinen Fluß- und Bachbetten des Bastardlandes sind von großer landschaftlicher Schönheit. An ihren Rändern häufen sich die Baum- und Buschgruppen zu dichten Beständen, saftige Gräser und – in der Regenzeit – zahlreiche blühende Pflanzen fassen die Ufer ein; schattige Kühle empfängt uns auch an den heißesten Tagen. Vielfach bilden diese Bachbetten den einzigen Zugang zu den entfernter liegenden Bergweiden. Das Weidegras der Bastardfarmen ist von anerkannter Güte, so daß deren Größe, die zwischen 7000 und 9000 ha schwankt, etwas hinter dem sonst üblichen Landesdurchschnitt von 10000 ha zurückbleiben kann.

Auf dem östlichen Wege von Rehoboth nach Windhuk längs des Usibflusses und durch das Bergland zwischen Kranzneus und Hatsamas hat man durch die Pforten des Gebirges öfter weite Ausblicke auf die Hunderte von Kilometern sich ausdehnenden Ebenen am Elefantenfluß und Nosob. Mit wem die Vorsehung es ganz besonders gut gemeint hatte, den hatte sie dort unten das Paradies der Tiere erleben lassen; denn es entrollte sich ihm ein eigenartiges Bild. Hier offenbarte sich das Schönste, was Afrika dem weißen Jäger geben kann. In Mittagsglut schwelt die Steppe. Ihre unendliche Einsamkeit ist die Heimat des Wildes, das der Schöpfer in verschwenderischer Fülle und Mannigfachigkeit hineingestellt hat.

Weit ausladend mit seinen steinigen Höhen und tiefen Tälern, den Felsenmauern, den bald gezackten, bald abgerundeten, langgestreckten Bergwänden und zahlreichen grasbewachsenen Hochflächen wächst der Koloß des „Nord"-Gebirges steil aus den südlichen, lachenden Ebenen bei Aris-Kranzneus empor, während im Norden niedrigere Vorberge und ein Hügelland von sanften Formen seinen Fuß umgeben. Nur eine für Wagen befahrbare alte Paßstraße wand sich über den Hauptwall des Gebirges, eine Straße, die in früheren Jahren große Schwierigkeiten bot und die erst durch umfangreiche Wegebauten zu einem bequemen Übergang umgestaltet werden mußte. Im Westen schließt sich das wasser- und weidereiche Komashochland an, im Südwesten das wildromantische, von einem Labyrinth von Bergen und Hügeln, von Tälern und Schluchten angefüllte Quellgebiet des Kuisebflusses an das Auasgebirge an. Im Nordosten vermitteln die Berge bei Eros, Otjihase und Okatumba den Übergang zu dem gewaltigen Bergland von Onjati, das sich nach Norden bis zum Swakop bei Okanhandja hinzieht.

Die Seehöhe dieser weiten Gebiete schwankt zwischen 1600 und 1900 Metern und beeinflußt die Niederschlagsverhältnisse in der günstigsten Weise, so daß ganz abgesehen von den grasreichen Hochländern, die steilaufgerichteten felsigen Höhen als Segenspender für die sie umgebenden Landschaften gelten können. Zahlreiche Rinnsale, Sturzbäche und Wildflüsse speisen die Grundwasserschätze der Riviere in den Landschaften um Windhuk und im südlichen und mittleren Damaralande in so ergiebiger Weise, daß diese Gegenden in der Tat weit wasserreicher sind, als für gewöhnlich angenommen wird. Und so erscheint das ganze Damaraland, der ganze westliche Gebirgsstock, als ein besonders gesegnetes Land unter den Steppengebieten der Welt. Sanftgewellte Hügelketten umsäumen die Flüsse, die in den Ebenen in weiten, nur wenig eingeschnittenen Tälern dahinströmen, und deren oft breite, weit übersichtliche Betten Landschaftsbilder von großer Schönheit zeigen.

Eine etwa 70 Kilometer lange, schmale Talspalte, die im Westen von den Abstürzen des Komashochlandes, im Osten von den Bergen bei Eros und Okahandja eingeengt wird, bildet den Zugang von den Pässen des Auasgebirges zu den Ebenen des Hererolandes. Am Südende dieses an Naturschönheiten und wertvollen Farmländereien reichen Hochtals liegt in den regenreichen Vorbergen des Auasgebirges Windhuk, die Hauptstadt des Schutzgebietes. Hier, an einer verschilften, sumpfigen, quellendurchrieselten Berglehne, hatte einst Jan Jonker gehaust, bis er von Hendrik Witboi vertrieben wurde. Dann nahm Reichskommissar von François von dem herrenlosen Lande Besitz und errichtete auf der Plattform des weithin das Land beherrschenden Berges die stolze viertürmige Feste, das stärkste, uneinnehmbare Bollwerk der deutschen Herrschaft im Kampfe gegen die Eingeborenen.

Das nördliche Hereroland umfaßt die Quellgebiete dreier Flüsse: des Omaruru, des Ugab und des Omuramba u Omatako. Die beiden ersteren fließen dem Ozean zu, der letztere nimmt seinen Lauf landeinwärts. Der Omarurufluß erhält einen Quellarm aus der Gegend des Etjoberges, eines Tafelberges aus rotem Sandstein, der einige der schönsten Landschaftsbilder aufweist, deren wir uns in Südwestafrika erfreuen. Die Flußbetten sind hier von reichem Schwemmsand mit Baumbestand umsäumt, der namentlich in der Regenzeit mit dem Hintergrunde des mächtigen roten Etjowalles und dem strahlend blauen Himmel Bilder von unvergleichlicher Farbenpracht schafft. Südlich von Omaruru tritt der Fluß an das gewaltige hauptsächlich aus Urgestein bestehende Erongogebirge heran und zieht sich nun hart an dem Nordrande der Berge entlang. Hier liegt Okombahe, der Sitz der Bergdamara, an der Nordwestecke des Erongogebirges.

In dem Gebiet des Ugab liegen zwei gewaltige Bergmassive von Urgestein, südöstlich von Outjo das Paresisgebirge und südlich von Soris-Soris der Brandberg. Beide sind die hauptsächlichsten Schlupfwinkel der Bergdamara. Diese Gebiete werden durch die Otavibahn wirtschaftlich erschlossen. Sie sind für die Landwirtschaft und Viehzucht von gleich hohem Wert, denn das Schwemmland des Omaruruflusses ermöglicht im Verein mit den reichen Wasservorräten überall landwirtschaftliche und Gartenkulturen. Das ganze Gebiet des Omaruru, mit Ausnahme des in der Namib liegenden Teils, eignet sich sehr gut zur Rindviehzucht.

An der Otavibahn reiht sich Farm an Farm. Die häuptsächlichsten Ortschaften dieses Gebietes sind Omaruru und Otjivarongo.

Das Flußbett des Omuramba u Omatako hält trotz fortwährender Windungen von den Zwillingspyramiden an bis zu seiner Mündung in den Okavango unverrückbar eine nordöstliche Richtung ein. Das Flußbett führt im Innern ständig Wasser, wenn auch die Vorräte im allgemeinen nicht unerschöpflich sind. Zur Zeit der Hereroherrschaft gab es am Flusse Viehposten neben Viehposten. Eine ganze Anzahl seiner Zuflüsse kommen vom Waterberge her, an dem das Schicksal der Herero sich erfüllt hat.

Waterberg! Aus der Feder des unlängst verstorbenen verdienten Tropenarztes Philaletes Kuhn besitzen wir eine begeisterte Beschreibung eines Morgens am Waterberg. Er erzählt: „Es war eine herrliche, unvergeßliche Nacht, als ich zum ersten Male nach Waterberg ritt. Der Mond und die Sterne leuchteten hell. Zur Rechten blieb immer einförmig eine dunkle Bergwand und schnitt mit waagerechter Linie den funkelnden Himmel ab. Stunde auf Stunde verrann neben dem schweigenden Berge, und ich begann, mich nach dem Tage zu sehnen. Da erschien der Stern, der in Südwestafrika den jungen Tag anzeigt und den die Herero Odenga, den Erstling, nennen. Deutlicher tritt nun der Berg hervor. Er ist bis zur Höhe hinauf bewaldet und wird durch einen roten Felsenkranz abgeschlossen, dessen scharfe Kanten von oben nach unten laufen. Jetzt mischen sich rote Farbtöne in den lichten gelben Schein am östlichen Himmel . . . da färbt sich auch schon der Kranz des Berges rot, immer zahlreicher treten die Kanten hervor, Säule an Säule strebt senkrecht empor, und immer mächtiger wird die Lichtflut. Nun fallen die ersten goldenen Strahlen auf den dunkelroten Sandstein. Ich bin abgesessen und blicke bewundernd auf das herrliche Bild, den durch die Büsche in lodernder Glut auftauchenden Sonnenball, den purpurroten, weithin mit Gold überschütteten Rand und darüber in reinem Blau den Himmel."

Die Höhe des Berges nimmt eine reich mit Büschen und Bäumen bestandene Grasebene mit sanften Bodenwellen ein. Im Nordosten geht der Berg in eine sandige Hochebene über; auf den übrigen Seiten aber ist der Aufstieg nur an wenigen, genau bekannten Stellen möglich. Am Südabhange gelangt man in verschiedenen Tälern, die sich tief in den Berg hineinziehen und durch Schönheit auszeichnen, auf die Höhe.

Die geschützten Täler, in denen starke Süßwasserquellen inmitten fruchtbaren Landes fließen, sind zum Anbau von Getreide aller Art, Südfrüchten und Gemüsen vorzüglich geeignet. Die Regierung hatte dieses Land für Kleinsiedlungszwecke zurückgestellt, während zwischen dem Berge und dem Omuramba große deutsche Farmen lagen.

Die gewaltige Ebene, in die der Blick vom Felsenkranz des Waterberges weithin schweift, wird jenseits des Omuramba das „Sandfeld" genannt, in der Hererosprache „Omaheke". Ihre Landschaften schließen die Quellgebiete des Eiseb und Epukiro ein und gehören der Kalahari an. Es sind zwei Teile zu unterscheiden: der westliche umfaßt die Quellgebiete der beiden genannten Flüsse und den Unterlauf des ersteren. In den endlosen, mit dichtem Dornbusch bestandenen Flächen liegen überall dort, wo die Kalkdecke der Kalahari offen zutage tritt, zahlreiche Pfannen mit ergiebigen Wasserlöchern versteckt. An ihnen saßen vor dem Hererofeldzug die Ostherero mit vieltausendköpfigen Rinderherden. Der Charakter des östlichen Teiles dagegen bleibt sich bis weit über die deutsche Grenze hinaus gleich: Unendliche wasserlose Flächen mit nahrhaftem Gras bestanden, hier und da von leichten Wellen durchzogen, auf deren Hängen und Höhen Laubbüsche, untermischt mit Dornsträuchern aller Art, wachsen, während in der Sohle reiner Graswuchs vorherrscht. Dort lebten nur die Buschmänner und das Wild. Die Tierwelt ist infolge des Wassermangels nicht sehr zahlreich, doch kommen alle Antilopenarten und Giraffen vor, denen wiederum das Raubzeug folgt. Die Buschmänner der Omaheke gehören zu dem Stamm der Kung. Ihre einzelnen Horden haben bestimmte Wohnbezirke, die sie nicht verlassen und in denen ihnen die Feldkost und das Wild gehört.

Der Norden Südwestafrikas bot wesentlich günstigere Bedingungen, als die soeben beschriebenen Gegenden. Dort gab es weite Strecken fruchtbarsten Ackerlandes, eine dichte und fleißige Eingeborenenbevölkerung, fließende Gewässer und reiche Erzlagerstätten. Nicht zu unterschätzen ist ein Regenfall, der mit etwa 600 Millimeter dem in vielen Gegenden Deutschlands entspricht. Ausgenommen hiervon ist freilich das Kaokofeld, ein weitausgedehntes Bergland, das sich in einer Tiefe von fast zweihundert Kilometern längs der Küste vom Kunene bis in die Gegend des Ugabflusses hinzieht. Das Kaokofeld ist menschenarm. Im Süden hausten wilde Bergdamaras, und im Norden zogen verarmte Herero feldkostsuchend durch das Land. Diese Menschenarmut ist wohl die Veranlassung dafür, daß sich eine reiche und mannigfache Tierwelt im Kaokofeld halten konnte.

In starken Rudeln durchziehen Elefanten die grasbewachsenen Gebirgstäler. Bergzebra, Strauß und Springbock kommen in Tausenden von Exemplaren vor. Aus den Felsspalten lugt der Klippschliefer, der Verwandte des Nashorns, und zahlreiches Raubzeug, so Löwe, Leopard, Hyäne und Schakal, nicht zu vergessen wilde Hunde, stellen dem Wilde nach.

Über die östlich gelegene Militärstation Outjo gelangen wir an die Otawibahn und schließlich nach Otawi selbst. Der Ort ist einer der wasserreichsten Plätze des Nordens. In seiner Umgebung liegen die reichen Kupferlager, denen seit vielen Jahren schon die Ovambo ihren Bedarf entnahmen. Das Minengebiet kam leider zuerst in den Besitz einer englischen Gesellschaft, der South-West-Africa Co., dann erwarb die deutsche Otawi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft die Erzlagerstätten und einen Teil der Landrechte und begann nach Fertigstellung der fünfhundertsiebzig Kilometer langen Bahn von Swakopmund bis Tsumeb mit dem regelrechten Abbau. Von Otawifontein zieht sich das Tal, dem die Eisenbahn folgt, in großer landschaftlicher Schönheit bis nach Grootfontein hin, tief eingeschnitten, von bewaldeten Bergketten begleitet und mit prächtigen Farmen besetzt.

Östlich von Grootfontein, das auf einem bewaldeten Höhenrücken mit weiter Fernsicht liegt, dehnen sich weite grasbewachsene Flächen aus. Des hohen Grundwasserstandes wegen ist hier Farmgebiet allerersten Ranges. Und während das Kalkplateau in dieser Richtung bald in das Sandfeld übergeht, setzt es sich nach Norden bis zur Etoschapfanne fort und stellt hier eine ausgesprochene Karstformation dar. Unter der Kalkdecke liegen weitausgedehnte Hohlräume, in denen sich alljährlich die starken Regenwasser sammeln. An einigen Stellen sind nach Einsturz der bedeckenden Kalkschicht kleine Seen zutage getreten, so bei Otjikoto und Guinas. Der erstere ist ein Bassin von etwa

einhundertsechzig Meter Durchmesser und zweihundert Fuß Tiefe. Oberhalb des Sees war eine Dampfpumpe aufgestellt, die das Wasser neunzehn Kilometer weit zur Tsumeb-Mine förderte.

Von Otjikoto senkt sich das Gelände allmählich zu der einhundertzwanzig Kilometer langen und zwanzig bis achtzig Kilometer breiten Etoscha-Salzpfanne.

Hier, wo auf dem weichen Untergrund der Mensch nicht vorwärtskommt, hat sich ein natürliches Reservat für Großwild gebildet. Gnus, Zebras, Beisaantilopen, Springböcke und Strauße bevölkern die Pfanne, die sie nur nachts verlassen, um auf den umliegenden Grassteppen zu äsen.

An der Ostspitze, nahe der von gutem Weideland und Süßwasserstellen umgebenen Onandova-Pfanne liegt die Feste Namutoni. Sieben tapfere Deutsche, Soldaten und Farmer, hatten hier eines Tages die Aufgabe, auf sich selbst gestellt, den festen Platz gegen den Stamm des Ovambo-Häuptlings Nechale zu halten. Fünfhundert anrennende Krieger gaben nach Verlust von über hundert ihrer besten Leute den Angriff auf, und – der befürchtete Zusammenschluß der Ovambostämme unterblieb. An Stelle der alten Feste wurde dann ein mächtiger Bau mit hohen Mauern und trotzigen Türmen errichtet, ein Bollwerk gegen neue Gelüste wider die deutsche Herrschaft. Es ist Trockenzeit; das Wasser der Pfanne ist verdunstet, nur weißer Salzausschlag ist zurückgeblieben. Sonnenglanz oder Vollmondzauber liegt auf Millionen von kleinen Kristallen, weithin leuchten die weißen Mauern von Namutoni. Traumhafter Anblick, unvergessen für jeden, der Namutoni sah! Das ist der Boden, auf dem die Sage lebt. Und flüsternd erzählen sich die Eingeborenen von deutschen Reitern, die in Vollmondnächten wiederkehren und einziehen in die alte Feste.

Die Wege ins Amboland führen durch ausgedehnte, flache Grassteppen, in denen während der Trockenzeit große Durststrecken zu überwinden sind. Im eigentlichen Ambolande weist die Gegend ein ganz anderes Bild auf: große Wälder von Fächerpalmen und Laubbäumen beleben die Landschaft. Die Ovambo sind, wie wir schon sahen, im Gegensatz zu den Herero ein ackerbautreibendes Volk und leider als solche Waldverwüster. Der Hauptwert des Ambolandes besteht darin, daß es mit seiner dichten Bevölkerung ein riesiges Reservoir an Arbeitskräften darstellt, deren Wert gar nicht genug gewürdigt werden kann. Und in der Tat waren auf den Farmen, in den Bergwerken und Diamantenbetrieben die Ovambo als Arbeiter geschätzt, denn sie sind fleißig und anstellig.

Weit östlich des Ambolandes liegt das Gebiet des Okavangoflusses, das zu den wertvollsten und fruchtbarsten Landschaften in Südwestafrika gehört.

Der Okavango entspringt tief in Angola und bildet von der Landschaft Ombonga aus auf etwa hundert Kilometer flußabwärts die Grenze zwischen Deutsch-Südwestafrika und der portugiesischen Kolonie. Von Grootfontein führen zwei Wege zum Okavango, ein westlicher, der zweihundertsechzig, und ein östlicher, der etwa dreihundertfünfzig Kilometer lang ist. Der Fluß fließt, nachdem er höchstwahrscheinlich durch Bifurkationen der Etoscha-Pfanne Wasser abgegeben hat, stetig nach Südosten ab, dem N'gamisee zu, den er aber nicht erreicht, da er vorher versiegt. Durch Bifurkation steht der Okavango aber auch mit dem den Caprivizipfel durchfließenden Linjanti in Verbindung, der seinerseits in den Sambesi entwässert. Dieser merkwürdig geformte Landesteil wird alljährlich auf weite Strecken durch den Linjanti unter Wasser gesetzt, das oft metertief steht. Anfang Februar 1909 wurde im Caprivizipfel die Station Schuckmannsburg gegründet. Obwohl die Bodenverhältnisse im Caprivizipfel keine schlechten sind, hat das Land wegen seiner Entlegenheit – Grootfontein liegt etwa 1000 Kilometer entfernt – keine Rolle spielen können, obwohl es gut bevölkert ist. Der Wildreichtum des Landes ist groß. –

Südwestafrika hat als Übergangsland von der tropischen zur gemäßigten Zone subtropisches Klima. In der Küstenlandschaft beträgt die mittlere Jahrestemperatur etwa 15 Grad Celsius, auf der Hochebene 22,5 Grad Celsius. Hier besteht ein fühlbarer Unterschied zwischen Sommer und Winter, die Jahreszeiten liegen umgekehrt wie in Europa. Regen fällt nur in den Sommermonaten, also etwa von Januar bis März. Die Niederschlagsmengen nehmen im allgemeinen von Südwesten nach Nordwesten zu. Die durchschnittlichen Regenhöhen betragen für den Bezirk Warmbad 100 Millimeter, für Groß-Namaland 200 Millimeter, für die nördliche Hälfte des Groß-Namalandes und für das südliche und mittlere Damaraland 300 bis 400 Millimeter und für das nördliche Damaraland und das Amboland 400 bis 600 Millimeter. Von der Höhe des jährlichen Regenfalles hängt das Wohl und Wehe des ganzen Landes und seiner Bevölkerung ab! Heiße Sommertage werden der hochgradigen Lufttrockenheit wegen nicht als lästig empfunden, zumal die Abende und Nächte erhebliche Abkühlung und Erholung bringen. In einzelnen Gegenden, namentlich im Norden, ist Malaria nicht unbekannt. Für Kranke der Atmungsorgane und der Lunge wirkt sich die klare, dünne Luft der Höhenlagen günstig aus. So kann man sagen, daß Südwestafrika „weißen Mannes Land“ ist.

Unter der deutschen Herrschaft hatte daher die weiße Bevölkerung in immer schnellerem Tempo zugenommen. Im Jahre 1901 betrug ihre Gesamtzahl 3643; 1913 aber bereits 14830. In den ersten Siedlungsjahren herrschte starker Frauenmangel; 1901 kamen auf 100 Männer nur 19 Frauen, 1911 bereits 27. Die Zahl der Kinder betrug nur 790, 1913 waren es schon 2962.

Dieser hohen Kinderzahl entsprechend war das Schulwesen geordnet worden. Von den 17 Regierungsschulen, die den deutschen Volksschulen entsprachen, waren die in Windhuk, Swakopmund, Lüderitzbucht, Omaruru und Warmbad mehrklassig, die anderen einklassig. In Windhuk war eine staatliche Realschule bis Obertertia im Aufbau; in Swakopmund war aus privaten Anfängen eine städtische Realschule entstanden, die vor dem Kriege die Tertia erreicht hatte. In diesem Zusammenhang ist wissenswert, daß nach dem Kriege, also zur Mandatszeit, in Windhuk eine deutsche Oberrealschule und Reformrealgymnasium, die zum Abiturientenexamen führen, ferner in Lüderitzbucht, Kolmannskuppe und Karibib deutsche Privatschulen zum Teil mit unteren Realschulklassen eingerichtet worden sind. Wenn sich so die Schulverhältnisse nach dem Kriege für die deutschen Kinder hinsichtlich der Erhaltung ihres Volkstums einigermaßen erträglich gestaltet haben, so ist das dem Opfermut und der Beharrlichkeit der deutschen Bevölkerung und der Unterstützung aus der Heimat zu verdanken, eine Tatsache, die angesichts des Haßfeldzuges gegen das Deutschtum nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Demselben Opfergeist verdankt das Elisabethhaus, das deutsche Wöchnerinnenheim in Windhuk, im Volksmunde als Storchnest bekannt, sein Dasein.

Für Südwestafrika war die tatkräftige Förderung der Landwirtschaft und eine gesunde Siedlungspolitik eine Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung des Schutzgebietes. Denn das Rückgrat der gesamten Volkswirtschaft in Südwestafrika ist nun einmal die Landwirtschaft. Mochten auch die Diamantenförderung und der sonstige Bergbau eine nicht unerhebliche Bedeutung für die Entwicklung des Landes gehabt und eine hoffnungsvolle Zukunft versprochen haben: eine zuverlässige Grundlage für Wohl und Wehe des Landes und seiner Bevölkerung konnte nur die Viehzucht und der Landbau sein. Wie wir schon sahen, bot der Norden die besten wirtschaftlichen Aussichten. Hier gab es neben gutem Weideland auch reichlich Ackerland, und der Regenfall normaler Jahre reichte zur Erzielung einer Ernte aus. Und wo Bewässerung möglich war, da gaben Mais, Weizen und Kartoffeln sichere Erträge; Obstbäume, von zuverlässigen Obstbaumschulen bei Kapstadt bezogen, trugen überreich; Gemüse aller Art, Spargel, Artischocken, riesige Kürbisse und Melonen wurden erzeugt. Bei Grootfontein bogen sich um die Weihnachtszeit die Weinstöcke unter der Last der Trauben. Und hier war auch Absatz für die leichtverderblichen Farmerzeugnisse möglich. Denn wo noch wenige Jahre zuvor der jagende Buschmann menschenleere Einöden durchschweift hatte, schnaubten die Lokomotiven der Otavibahn, da dröhnte die Abbauarbeit der reichen Erzlagerstätten von Tsumeb; Eisenbahn und Minen hatten eine verbrauchende Bevölkerung geschaffen.

Andere Bezirke boten gutes Weideland und stellenweise auch Ackerbaumöglichkeiten, gewisse Gegenden des mittleren Landesteils waren für die Rindviehzucht hervorragend geeignet; auf ihren guten Steppenweiden gediehen zahlreiche Rinderherden, des Eingeborenen wie des weißen Züchters Stolz. Die südlichen Bezirke, Gibeon, Maltahöhe, Bethanien, Keetmannshoop, Aroab und Warmbad hatten keine ausreichende Weide für Großvieh. Doch ist dies Land für Kleinvieh, besonders für die Zucht des Karakulschafes, hervorragend geeignet. Zur Ernährung des Viehs waren die Farmen

des Südens weit größer geschnitten als im Norden und in der Mitte. Man kann sich ungefähr ein Bild von der Güte eines Weidefeldes machen, wenn man die durchschnittlichen Niederschlagsmengen der verschiedenen Landesteile miteinander vergleicht.

Lebenswichtig ist für Südwestafrika eine wirklich großzügige Wassererschließung. Erstens, um bisher ungenutzt liegende, wasserarme Gebiete zu erschließen, zweitens als eine Art Ernteversicherung in einem Lande, in dem vom Regenfall Erfolg oder Mißerfolg der einzelnen Wirtschaftsjahre abhängen. Die zahllosen Riviere Südwestafrikas, in denen das Regenwasser abläuft oder mehr oder weniger schnell versickert, bieten unbegrenzte Möglichkeiten für Talsperren, Dammbauten und Untergrundsperren. Auch die Erschließung artesischen Wassers, die bei Gibeon in großem Umfange gelungen war, ist wichtig. Der frühere verdiente Bezirksamtmann in Südwestafrika, Dr. H. Blumhagen, hat als ausgezeichneter Kenner des Landes den Nagel auf den Kopf getroffen, als er sagte: „Es wäre das Ideal für Südwestafrika, keinen Tropfen aufstaubaren Regenwassers mehr in den Ozean gelangen zu lassen."

Gemäß den dargelegten Möglichkeiten gab es in Südwestafrika folgende Wirtschaftsformen: Großbetrieb mit extensiver Viehwirtschaft, Ackerbaubetrieb mit Viehhaltung, Ackerbau auf Regenfall, Bewässerungswirtschaft, Kleinsiedlungen und Gartenbetriebe. In der Praxis dürfte die gemischte Wirtschaft vorgeherrscht haben. Die Einrichtung von Kleinsiedlungen war kein glückliches Unternehmen; sie war auch wohl nur im Wirtschaftsdenken der damaligen Zeit möglich. Immerhin hat es tüchtige Leute unter den kleineren, gartenbautreibenden Siedlern gegeben; es sei nur an einen der ältesten Südwestafrikaner, Farmer Ludwig, Klein-Windhuk, und seine Erfolge erinnert.

Der Ackerbau spielte zu deutscher Zeit in Südwestafrika nur eine untergeordnete Rolle, obwohl seine Bedeutung für die Ernährungsfrage anerkannt und die Brauchbarkeit einzelner Landesteile für den Ackerbau erwiesen war. Dem Wirtschaftsdenken der damaligen Zeit entsprechend führte man eben für die Ernährung der weißen und farbigen Bevölkerung bis zum Ausbruch des Weltkrieges Reis und Mehl ein.

Der wichtigste Betriebszweig war und ist die Rinderzucht. Die ursprünglich im Lande vorgefundenen Rinder waren: das Namarind, das Damara- oder Hererorind und das Ovamborind. Man kann im allgemeinen von den afrikanischen Rinderrassen sagen, daß sie leicht, gering in der Milcherzeugung und wenig gut im Leder waren. Die Vorzüge des Hererorindes bestanden darin, daß es außerordentlich zähe und genügsam war und daß es wegen seiner Gängigkeit die beste Unterlage für die Zucht von Zugochsen bildete, auf die nun einmal der Verkehr im Lande angewiesen war, bevor die Eroberung Afrikas durch den Kraftwagen einsetzte. Die Herden der deutschen Farmer sind dann so entstanden, daß auf den vorgefundenen, brauchbaren Schlägen aufgekreuzt wurde, und zwar mit den verschiedensten deutschen Rassen wie z. B. Simmentaler, Pinzgauer, Ostfriesen, Harzer Rotvieh und anderen. Eine einheitliche Zuchtrichtung hatte sich noch nicht herausgebildet, war auch wohl infolge der Verschiedenartigkeit der örtlichen Bedingungen nicht möglich. Das Zuchtziel war zur deutschen Zeit im allgemeinen auf ein gutes Schlachtrind, weniger auf Milcherzeugung gerichtet. Nur die Farmen mit guten Absatzmöglichkeiten hatten sich auf Milchwirtschaft gelegt. Genossenschaftliche Zusammenschlüsse waren bereits erfolgt.

Vor dem Kriege hatte Südwestafrika eine blühende Pferdezucht. Sie wurde unterstützt durch das Regierungsgestüt Nauchas. Der gesamte Bedarf der Schutztruppe sowohl wie der Wirtschaft im Lande konnte befriedigt werden. Das Gestüt Nauchas besaß vor dem Weltkriege außer 400 Mutterstuten 9 Hauptbeschäler und 25 Landbeschäler, die den besten europäischen Blutlinien entstammten. Aber außer der Regierung haben auch einige private Züchter bestes Zuchtmaterial eingeführt, das sich in Südwestafrika bewährt hat. Der Krieg hat dann die Bestände teils aufgebraucht, teils derartig geschwächt und verseucht, daß eine lohnende Pferdezucht nicht mehr möglich war. Dazu kommt, daß die Verbraucher von Pferden immer weniger, die von Kraftwagen immer zahlreicher wurden.

Auf dem Gebiete der Schafzucht hatte man mit Wollschafen nach Überwindung der Kinder-



Stauweiher auf Farm Hoffnung

Stausee bei Windhuk



Bei dem regenarmen Klima des Landes ist die erste Sorge des Farmers die Beschaffung des Wassers für Mensch und Tier, vom einfachen Ziehbrunnen über den Windmotor mit Wasserbecken zum Staudamm und Stausee. Die in den trockenen Flußbetten abkommenden Wasser der Regenzeiten werden durch Dämme aufgestaut und in Stauseen aufgespeichert. Gestautes Wasser und artesische Brunnen ermöglichen durch geschickte Bewässerung im ganzen Lande den Anbau von Obst, Gemüse und Feldfrüchten.

Deutsche Kleinfarm

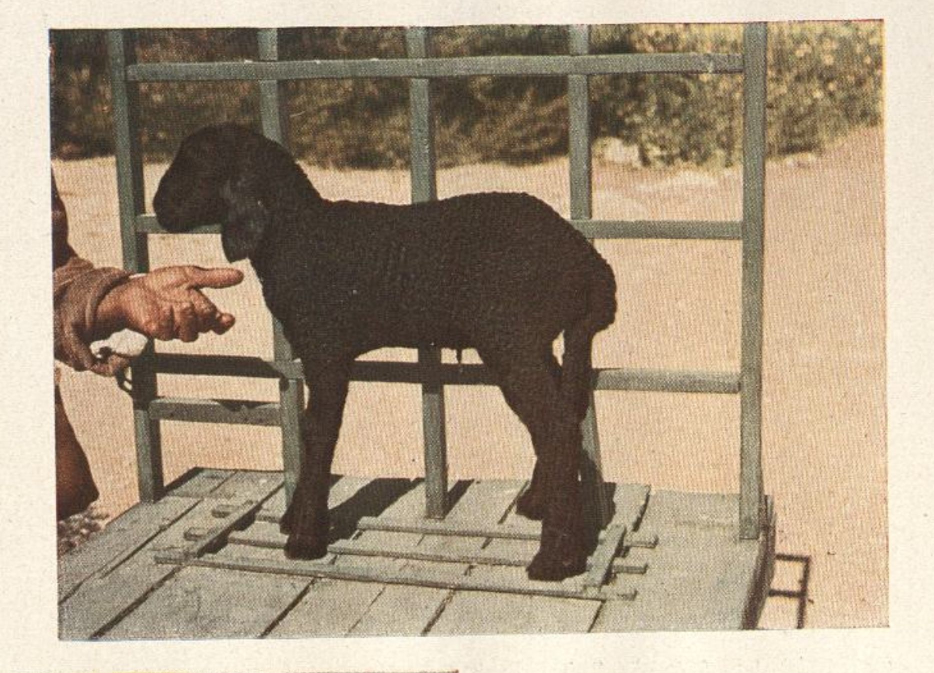


Obstfarm am Waterberg

An den fruchtbaren Hängen des Waterberges ließ deutscher Fleiß herrliche Obstplantagen mit allen heimischen und tropischen Früchten, Äpfel, Birnen, Pflaumen, sowie Zitronen, Apfelsinen, Mandarinen, und Grapefrüchten entstehen.

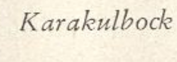
Karakul-Lamm

Einen wichtigen Zweig der Viehwirtschaft bildet die im Jahre 1907 durch den damaligen Gouverneur Dr. von Lindequist eingeführte Karakul- oder Persianerzucht. Die Kreuzung von den aus der Buchara, Russisch-Turkistan eingeführten Persianerschafe mit den einheimischen Fettschwanzschafen erwies sich als ungewöhnlich lebenskräftig.







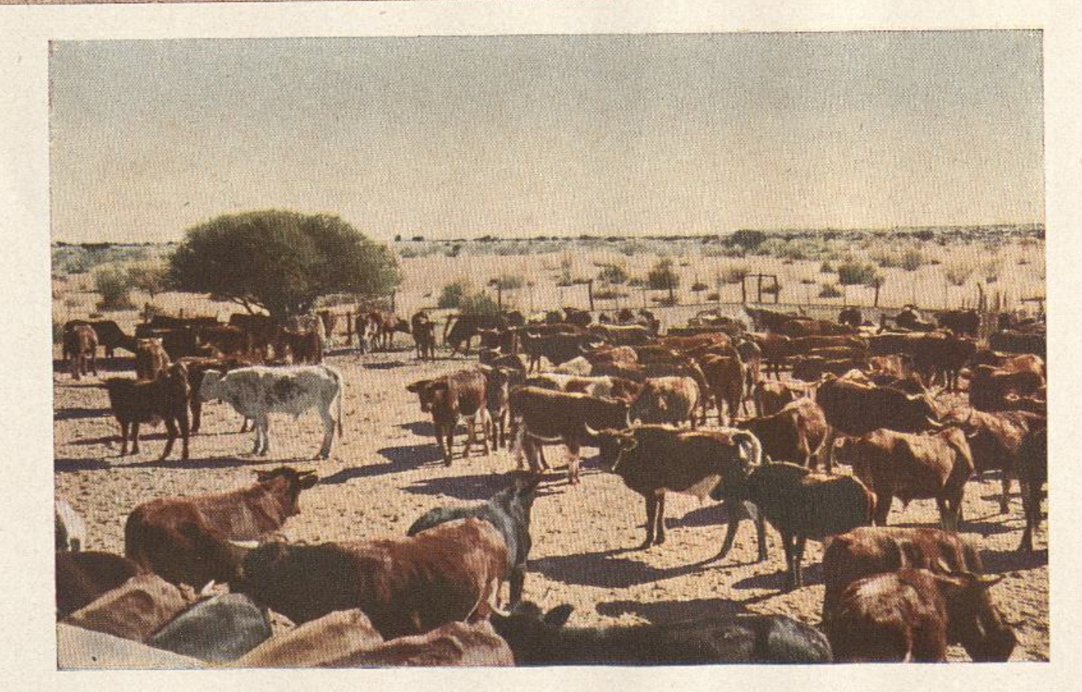


Karakulbock

Der Stolz des Karakulzüchters ist der wertvolle Karakul-Zuchtramm. 1913 waren knapp 800 reine und etwa 10000 gekreuzte Schafe vorhanden. 1936 war ihre Gesamtzahl auf etwa 1,5 Millionen Stück angewachsen.

Rinderherde

Durch seinen Charakter als subtropisches Steppenland ist Südwest zur Viehwirtschaft geradezu vorausbestimmt. Den Wohlstand des Farmers bringen die wachsenden Viehherden auf den weiten Weidesteppen. In einer Großmolkerei Rietfontein wird hygienisch beste „Deutsche Markenbutter“ hergestellt.



Deutsch-Südwestafrika ist ein wasserarmes Land. Nur die beiden Grenzflüsse, im Norden der Kunene und im Süden der Oranjefluß, führen das ganze Jahr über Wasser. Alle übrigen Flüsse des Landes sind kaum mehr als Regenrinnen für das in der Regenzeit reißend zu Tal laufende Wasser.



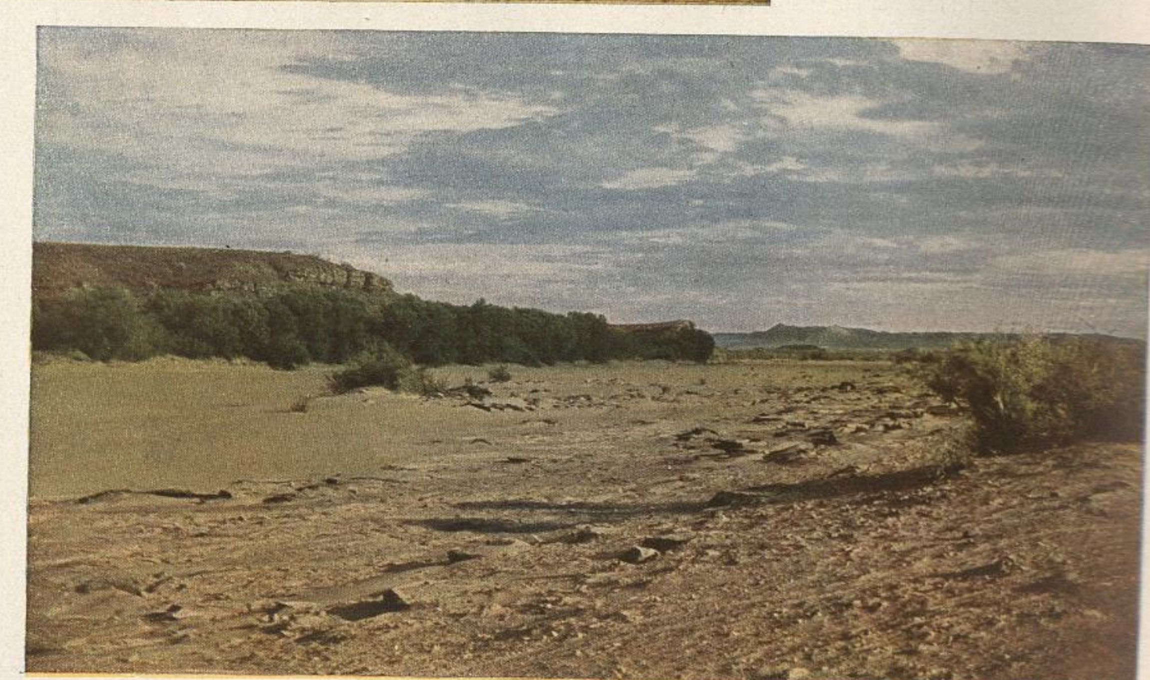
Flußbett des Etiro im Herero-Land



Schluchten des trockenen Khanflusses

Trockenliegendes Bett des Fischflusses westlich von Keetmanshoop

Durch Wasserstauung in felsigem Untergrund der Flußbetten bilden sich oft wasserhaltige Riviere, die zuweilen einige Monate im Jahre fließen. Quellen sind äußerst selten. Sie werden hauptsächlich durch warme Sprudel vertreten, die in einer nordsüdlich durch das ganze Land laufenden Zone auftreten und bis ins Kapland reichen.





Steppengebiet im nördlichen Herero-Land

In den sogenannten Kalk- und Sandpfannen mit reichem Gras- und Pflanzenwuchs findet sich Grundwasser, das durch Brunnenbohrung leicht erreichbar ist.

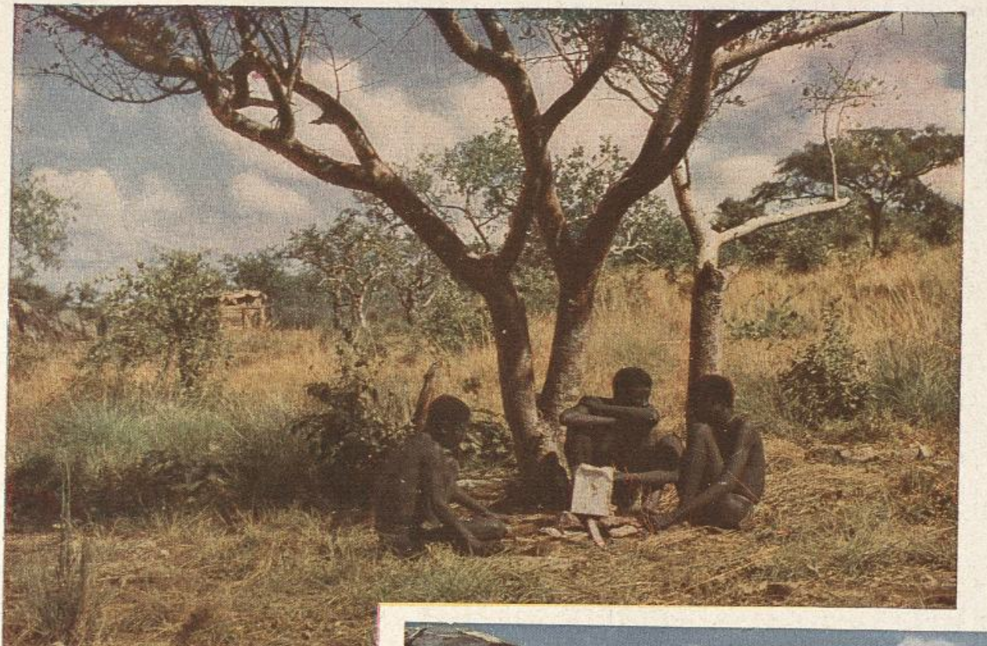
Weidegebiete an der Palmengrenze

Im Norden des Landes beginnt anschließend an die Steppenlandschaft die tropische Vegetation mit ihrem besonderen Merkmal, den üppig wachsenden Palmen.



Der Otjikotosee

Deutsch-Südwestafrika besitzt keine Seenflächen bis auf den Otjikotosee im Norden von Tsumeb, einem Einsturzbecken, das steil abfallend mehrere Meter unter der Hochfläche liegt.



Ovambo

Im Norden des Landes wohnen die Ovambo, ein Bantuvolk wie die Herero, aber im Gegensatz zu diesen seßhaft und Ackerbau treibend. Als willige Arbeiter findet man sie im ganzen Lande, besonders in den nördlichen Bergbaugebieten von Isumel - Otavi.

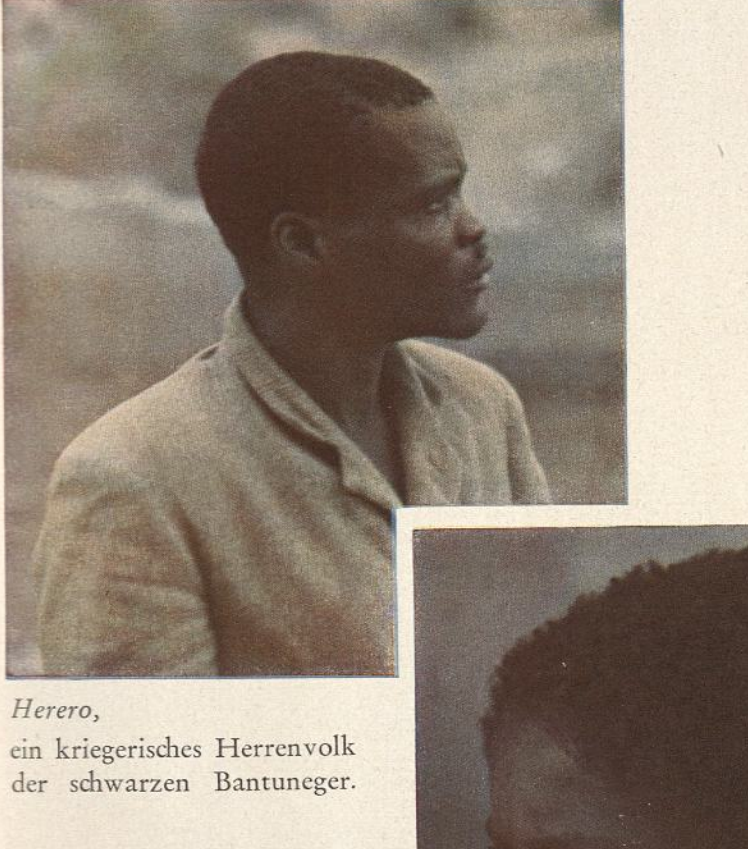
Hottentotten-Pontok

Rassenvermischung und europäischer Kultureinfluß zeigt ein Hottentotten-Pontok mit einem Bastard und seinen Hottentottenfrauen und Kindern. Links ein Bergdamara als Diener.



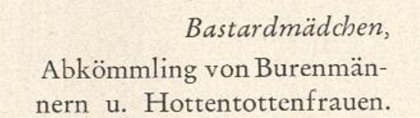
Buschmänner

Die Buschmänner leben in den trostlosen Steppen der Namib und der Kalahari. Sie stehen als Nomaden- und Jägervolk auf einer äußerst niedrigen Kulturstufe.



Herero,
ein kriegerisches Herrenvolk der schwarzen Bantuneger.

Hottentott,
eine gelbe Rasse, vermutlich hamitischen Ursprungs.

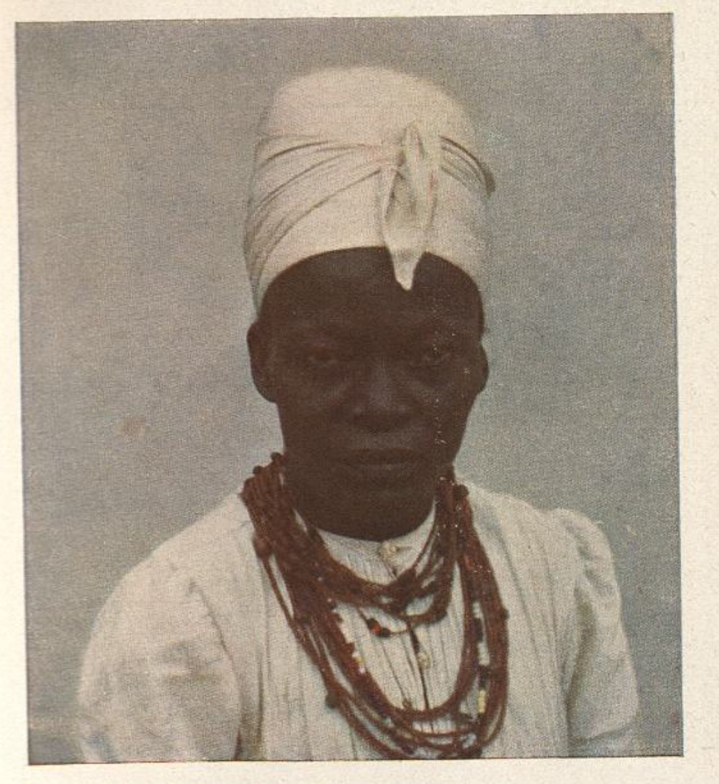




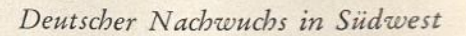
Bergdamara
von Herero und Hottentotten unterjochter Volksstamm.

Hererofrau
mit typischem Kopfputz und bunten Halsketten aus Glas.

Bastardmädchen,
Abkömmling von Burenmännern u. Hottentottenfrauen.

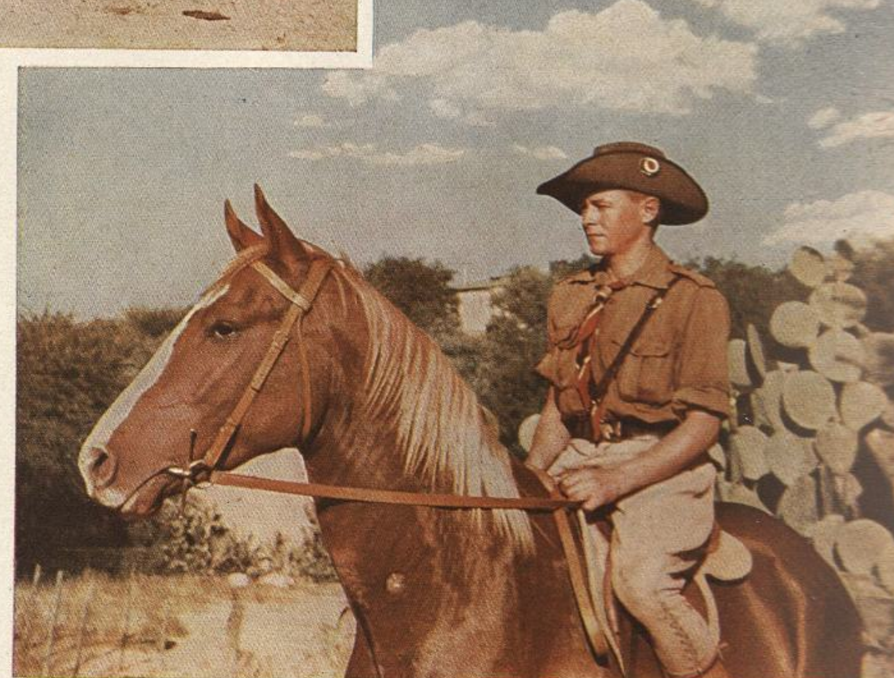




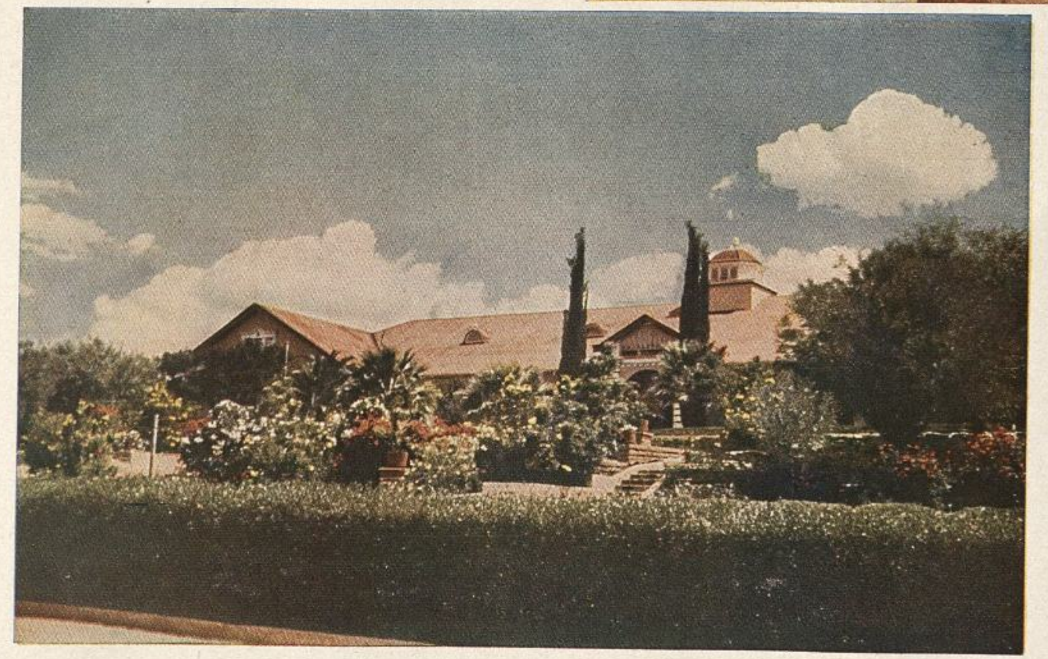

Deutsche Mädchengruppe in Windhuk

Deutscher Nachwuchs in Südwest



Junger deutscher Farmer

Deutsch-Südwestafrika ist altes Farmland. Mit deutschem Blut und deutschem Fleiß erworben und erschlossen ist der Boden bereits in der zweiten Generation in deutscher Hand. Wenn auch diese Jungen und Mädel Afrikas heißen Boden ihre Heimat nennen, so sind sie doch aus tiefstem Wesen heraus deutsch. Die Eltern bringen jedes Opfer, um ihren Kindern eine gute deutsche Schulbildung zu verschaffen.



Deutsche Schule in Windhuk

Bei den weiten Entfernungen der Farmen und Pflanzungen zu den Schulorten können die Kinder während der Schulzeit nicht im Elternhaus verbleiben, sondern müssen in Schülerheimen untergebracht werden. Der Reichskolonialbund betreut elf Schulen und Schülerheime, so daß in Südwest kaum noch ein deutsches Kind ohne deutschen Unterricht aufwächst.

krankheiten leidliche Erfahrungen gemacht. Man versuchte den großen Erfolgen, die in Südafrika vorlagen, nachzueifern. Hierfür eignete sich der Süden des Landes mit seinen Futterbüschen besser als die Mitte und der Norden mit seinen Dornenbüschen, die das Fließ beschädigten. An reinblütigen Merinoschafen waren vor dem Kriege etwa 50000 Stück vorhanden. Auch sie wurden ein Opfer des Krieges.

Ungleich günstiger gestaltete sich die Zucht des Karakulschafes, das Gouverneur von Lindequist zum Segen des Landes im Jahre 1908 in Südwestafrika eingeführt hat. Sein Wert besteht darin, daß es dreifach nutzbar ist. Die Lämmer liefern die geschätzten Persianerfelle, das Haar älterer Tiere, das geschoren wird, bringt Einnahmen und die Hammel werden groß und schwer; ihr Fleisch ist schmackhaft.

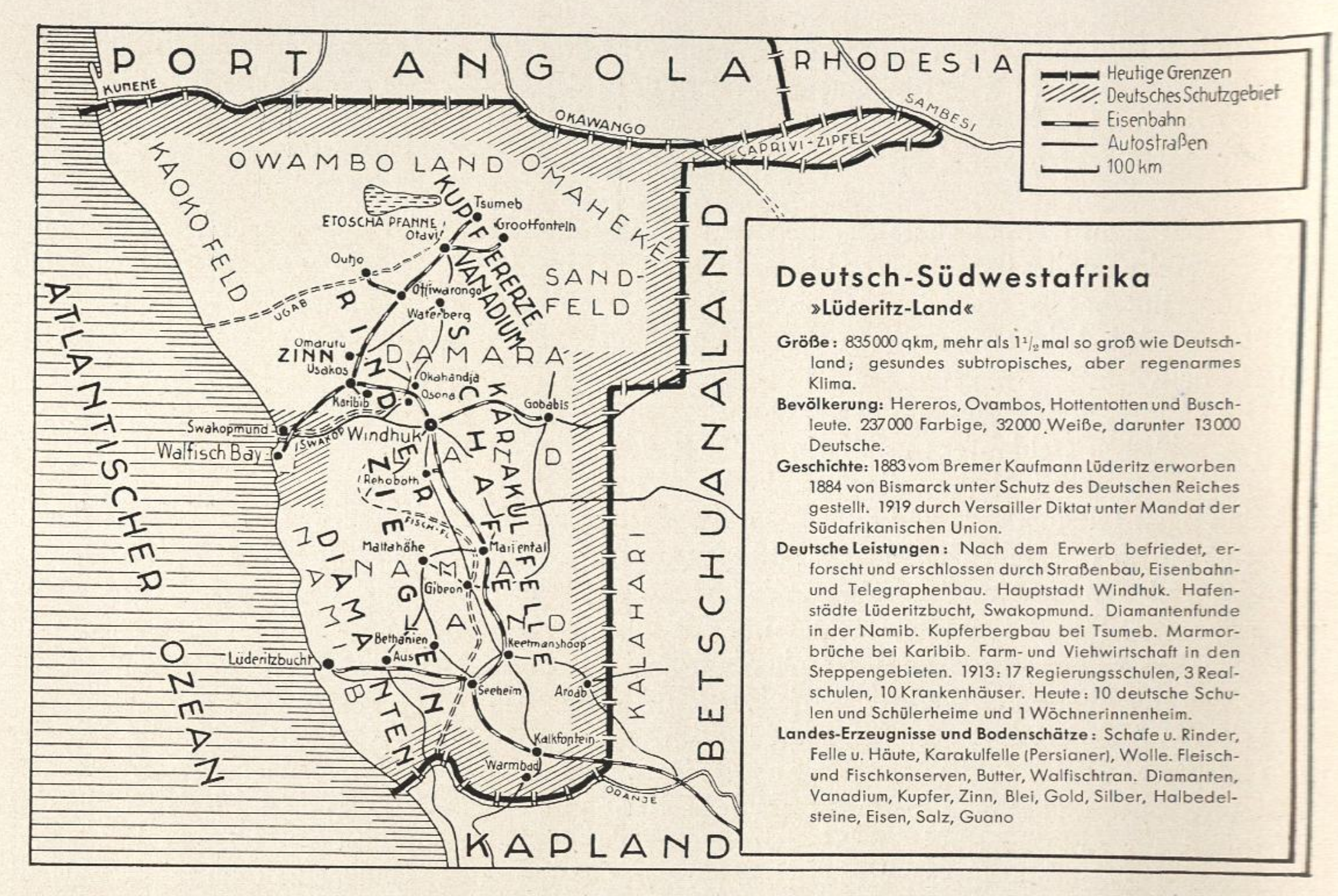
Die Heimat der Karakuls sind die Hochsteppen der Buchara und ihrer Nachbargebiete. Es war unter erheblichen Geldopfern gelungen, einige hundert Karakuls nach Südwestafrika zu bringen, bevor die russische Regierung die Ausfuhr verbot. Da bereits in Deutschland die Erfahrung vorlag, daß das Afrikanerschaf und der Schwarzkopfperser, zwei Schafrassen, die in Südwestafrika in großen Herden vorhanden waren, als Züchtungsunterlagen gut geeignet waren, schlug die Kreuzung gut ein; und was die Hauptsache war, die Lammfelle wurden gut bewertet. Im Jahre 1913 waren 776 reine Karakuls und 10418 Halbbluttiere vorhanden. Der Krieg brachte auch dieser Zucht schwere Verluste. Ein Teil der Regierungsstammherde wurde sogar nach Südafrika gebracht, es gelang aber, einen Teil der wertvollen Zuchttiere wieder nach Südwestafrika zurückzubringen.

Die einheimische Ziege wird fast ausschließlich von den Eingeborenen gezüchtet, zumal der Weiße ihr Fleisch nicht liebt. Anders mit der Angoraziegenzucht. Mohair war immer ein gutgefragtes tierisches Produkt; und so machte die Angoraziegenzucht gute Fortschritte, bis sie durch den Weltkrieg auf ihre ersten Anfangsgründe zurückgeworfen wurde. Die Schweinezucht war unausgeglichen und hat größere Bedeutung nicht erlangt. Dasselbe kann man von der Geflügelhaltung sagen, obwohl Südwestafrika geradezu ideale Verhältnisse für Geflügel bot. –

Die geologischen Verhältnisse Südwestafrikas hatten schon vor der deutschen Zeit eine starke Anziehungskraft auf die Prospektoren ausgeübt. Wertvolle Mineralien haben sie aber nicht in abbauwürdigem Umfange gefunden. Unter der deutschen Herrschaft begann der Abbau der schon lange bekannten Kupfererzlager bei Tsumeb durch die schon erwähnte deutsche Otavi Minen- und Eisenbahngesellschaft; auch bei Grootfontein wurden einige abbauwürdige Kupfererzlagerstätten in Angriff genommen. Ebenso im Bezirk Swakopmund. Dann wurden plötzlich im Frühjahr 1908 durch einen Zufall unweit Lüderitzbucht am Kolmanskop Diamanten gefunden; und dieser Fund führte zur Erschließung reicher Diamantenfelder längs der Meeresküste. Noch war kaum mehr als ein halbes Jahr seit der Entdeckung der ersten Diamanten bei Lüderitzbucht vergangen, als bereits weitere Lager über Pomona hinaus bis nach Puntas Juntas, etwa 140 Kilometer von Lüderitzbucht entfernt, aufgefunden worden waren.

Die Diamanten kommen hauptsächlich in den mit der Küste parallel laufenden Tälern in einer Kiesschicht vor, deren Charakter der eines ganz feinkörnigen Flußkieses ist. Die Steine wurden an der Oberfläche gefunden, aber auch tieferliegend. Kurze Zeit nach der ersten Entdeckung hatte sich bereits eine recht bedeutende Zahl von Gesellschaften gebildet, die sich mit der Diamantenförderung beschäftigten. Ihre Erfolge waren auch für die Finanzen des Schutzgebietes erfreulich. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges waren in Südwestafrika Diamanten im Werte von 170 Millionen Goldmark gefördert worden; allein die Förderung des Jahres 1913/14 betrug 1284727 Karat im Werte von etwa 50 Millionen Goldmark. Da Südwestafrika auch heute noch nicht gründlich erforscht ist, kann man immerhin mit weiteren wichtigen Entdeckungen rechnen.

Außer Kupfer und Diamanten sind bisher in Südwestafrika an abbauwürdigen Mineralien gefunden worden: Zinn, Vanadium, Blei, Gold, Zink, Flußspat, Lythium, Nitrate, Marmor und Edelsteine wie Turmalin, Topas, Beryll, Aquamarin und Heliodor. Abgebaut werden vornehmlich außer



Karte von Deutsch-Südwestafrika

Diamanten und Kupfer: Blei, Vanadium und Zinn. Bei Kriegsausbruch wurden die Diamantenminen stillgelegt, aber nach der englischen Besetzung allmählich wieder in Betrieb genommen. Später haben fast alle deutschen Diamantengesellschaften ihre Rechte an einen südafrikanischen Konzern, die Consolidated Diamond Mining Companie verkauft. –

Von einer Forstwirtschaft kann man in Südwestafrika, sehr zum Schaden des Landes, nicht sprechen. Mit den, abgesehen vom Norden, geringen Holzbeständen des Landes ist von Weißen und Schwarzen Raubbau getrieben worden; auch sind sie den alljährlichen Steppenbränden zum Opfer gefallen, ohne daß irgend jemand an Nachpflanzen gedacht hätte. So wurde das Land immer mehr von der Einfuhr von Kohle abhängig. Immerhin hat die deutsche Regierung einige Forstgärten unterhalten, aus denen Pflanzmaterial an Private abgegeben wurde. –

Von der Seefischerei hatte, abgesehen vom Walfang, der Langustenfang bei Lüderitzbucht die besten Aussichten.

In der vorangegangenen Schilderung ist Deutsch-Südwestafrika als ein Land an uns vorübergezogen, das hart und spröde und von der Natur mit großen Gegensätzen bedacht worden ist. Hier scheinbar wertlose Wüste, dort reiche Schätze, hier Viehzuchtland, dort Erze und Mineralien, die erst zum kleinsten Teil bekannt sind. Wir haben Südwestafrika gerade in einem Augenblick verloren, als es anfing, für deutsche Opfer und deutschen Fleiß den wohlverdienten Erfolg zu bringen. Aber gerade aus diesen Opfern für Südwest ist uns die rechte Liebe zu diesem eigenartigen Lande erwachsen. – Fast 14000 Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, lebten bis zum Ausbruch des englischen Krieges in Südwestafrika. Sie haben es verstanden, dem Lande den deutschen Charakter zu erhalten. Hart und zäh, wie sie sind und arbeiten, ist ihr Ringen um ihr Deutschtum. Die Heimat muß ihnen helfen, muß den Treuen die Treue halten.

Togo

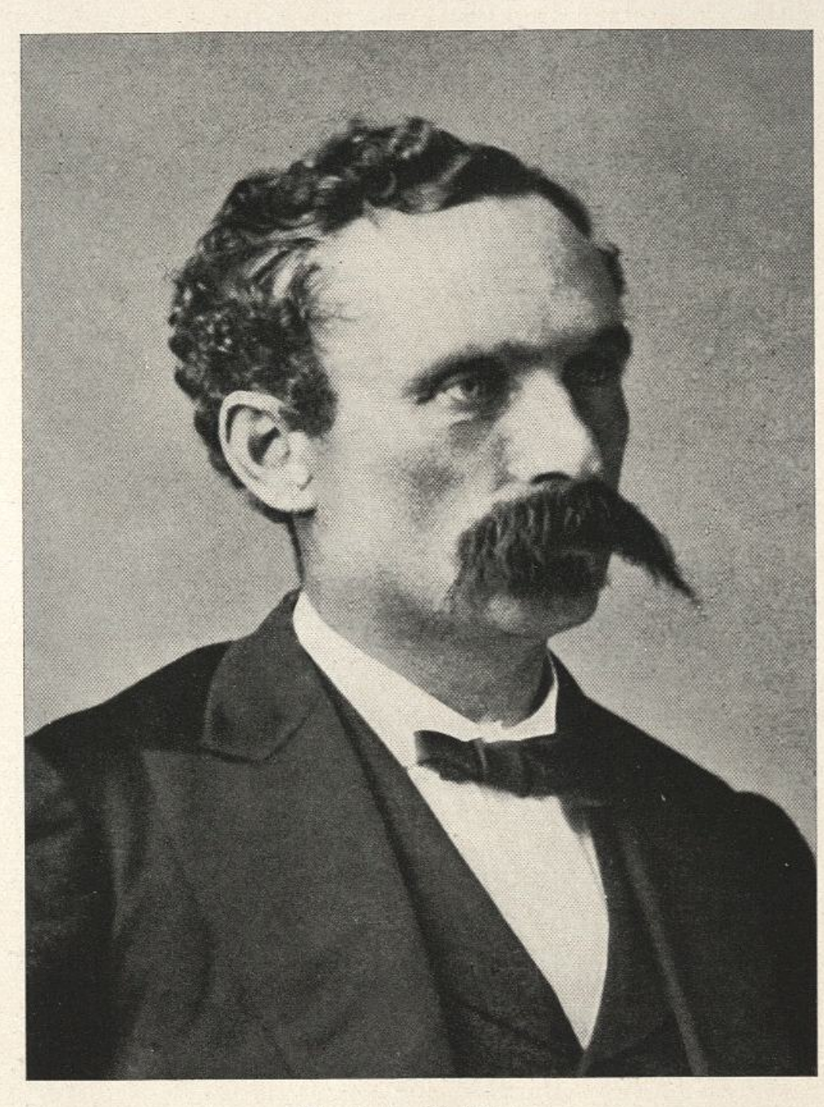
Wo einst Portugiesen, Engländer und Franzosen die Hauptsitze ihres staatlich geregelten Sklavenhandels hatten, zwischen der Mündung des Voltaflusses und dem Delta des Niger, liegt jener Teil von Oberguinea, den die europäischen Nationen die „Sklavenküste" genannt hatten. Von Menschenjagden und -handel war ihr Hinterland verpestet, bis England nach dem Verlust eines großen Teils seines amerikanischen Festlandbesitzes an der Ausfuhr von Sklaven aus Westafrika nicht mehr interessiert war und sich nun mit religiös-sittlichen Beweggründen gegen den Sklavenhandel erklärte. Mit der Aufgabe des Sklavenhandels mußte man sich nun entweder mangels reichlich fließender Einnahmen von diesen Gebieten lösen oder aber an die Stelle des Menschenhandels den Warenhandel treten lassen. Man entschied sich für Letzteres; und so kam der weiße Händler an die Küste, die damals „Weißen Mannes Grab" hieß. Die Engländer entschieden sich für die Goldküste und Lagos, die Franzosen für den östlichen Teil der Sklavenküste, und da, wo seit Mitte des vorigen Jahrhunderts Bremer und Hamburger Häuser ihre Niederlassungen hatten, trat unvermutet im Jahre 1884 Deutschland auf den Plan.

„Togo" war ursprünglich der Name eines Eingeborenendorfes jenseits der Küstenlagune hinter Porto Seguro. Nach diesem Dorf wurde die sich 15 Kilometer weit ins Hinterland erstreckende Lagune Togosee genannt. Das Eingeborenen-Oberhaupt in dem Dorfe Togo nahm die Stelle eines Oberhäuptlings der Dorfschaften um den Togosee und an der Küste bis Lome und Anecho in Anspruch. Mit diesem Manne hat der deutsche Beauftragte Dr. Gustav Nachtigal im Jahre 1884 den ersten Schutzvertrag an der Guineaküste abgeschlossen; und so kam es, daß man dieses neue Schutzgebiet „Togo" nannte und diesen Namen auch beibehielt, als die deutsche Herrschaft sich durch weitere Verträge an der Küste und besonders nach dem Hinterlande ausdehnte.

Vom britischen Keta her hatte die Firma F. M. Vietor u. Söhne ihre Faktoreien bis nach Klein-Popo vorgeschoben, andere deutsche Häuser waren gefolgt. Seit 1882 unterhielt die Woermannlinie in Hamburg einen regelmäßigen Dampferverkehr mit Togo. Und als das deutsche Kanonenboot „Möwe" mit Dr. Nachtigal an der Küste erschien und am 5. Juli 1884 die feierliche Flaggenhissung in Bagida, am nächsten Tage in Lome erfolgt war, da war auch hier in Togo die Flagge dem Handel gefolgt.

Der Hauptagent der Firma Wölber u. Brohm, Heinrich Randat, wurde für das neuerworbene Gebiet als deutscher Konsul eingesetzt.

Die Flaggenhissung in Porto Seguro durch ihn erfolgte erst im September 1884, als der Kreuzer „Leipzig" auf der Rückreise von Südwestafrika an die Togoküste kam. Von der Flaggenhissung in Anecho, das die „Möwe" zuerst angelaufen hatte, war zunächst abgesehen worden, weil mit französischem Einspruch zu rechnen war. Die Franzosen hatten zwar mit den Häuptlingen Verträge abgeschlossen, bis dahin jedoch weder in Groß-Popo noch in Klein-Popo (Anecho) Besitzrechte ausgeübt. Die deutsche Besitzergreifung von Klein-Popo erfolgte erst später auf Grund einer deutsch-



Dr. Gustav Nachtigal
Afrikaforscher und Erwerber der Kolonien Togo und Kamerun

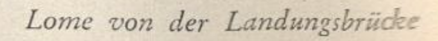
französischen Übereinkunft vom 24. Dezember 1885. Die Küstenausdehnung des deutschen Schutzgebietes von nur 52 Kilometer Länge war damit festgelegt.

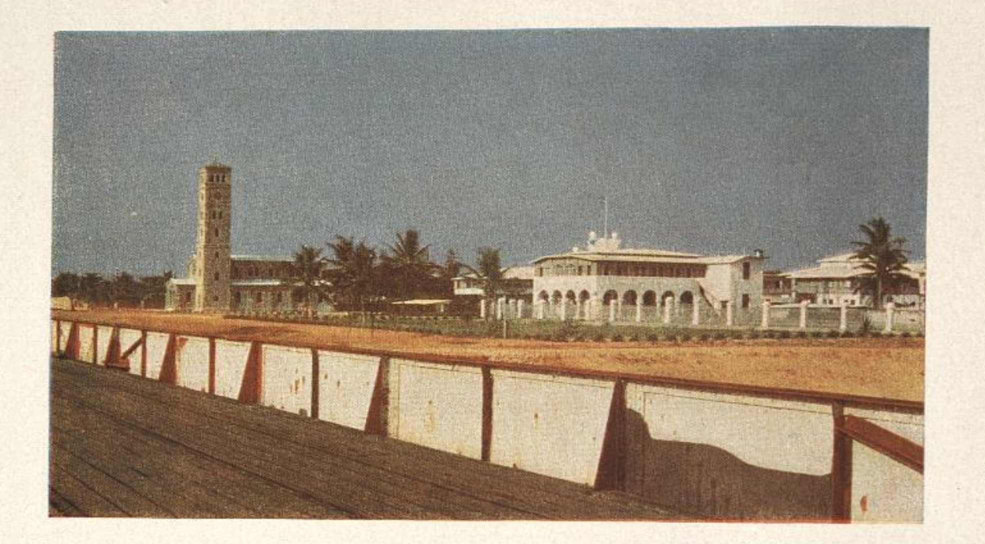
Der Besitz eines knapp bemessenen Streifens afrikanischer Küste konnte nur dann für Deutschland wertvoll sein, wenn er zur Eingangspforte von weiteren Gebieten des Hinterlandes wurde. Die deutsche Togoküste bot dafür günstigere Bedingungen als die westlich benachbarte englische und die östlich benachbarte französische Küste. In der Zeit der deutschen Besitzergreifung bis zur Jahrhundertwende waren die Engländer an der Goldküste nur Herren eines schmalen Küstenstreifens. Der Weg von da nach dem Hinterland wurde von dem kriegsgewohnten Aschantivolk beherrscht, das noch im Jahre 1896 den Schutz Großbritanniens zurückwies. Die gleiche Lage bestand östlich der deutschen Togoküste im französischen Dahomeygebiet. Das in den Jahrhunderten der Sklavenausfuhr mächtig gewordene Dahomeyreich versperrte den Franzosen den Weg zu den Gebieten am mittleren Niger. So bildete zwischen Aschantireich und Dahomeyreich die deutsche Togoküste eine Pforte zu den volkreichen Steppengebieten des Sudan.

Im Auftrage des Auswärtigen Amtes hatte Hauptmann von François, der spätere Kämpfer in Südwest und Heerführer im Weltkrieg, auf dem Marsch nach dem mittleren Volta zu Beginn des Jahres 1888 das Togogebirge über den nach ihm genannten Paß überschritten und war bis an den 12. Breitengrad vorgedrungen. Der Erfolg dieser Expedition waren Schutzverträge mit den Sultanen von Dagomba in Yendi, in Karga und in Nantong, ferner mit dem Sultan von Gonja in Salaga. Den Engländern war der Zugang zu diesen Reichen durch die Aschanti versperrt. Auf die Kunde von dem Vordringen des Hauptmanns von François hatten sich die Engländer beeilt, in einem Abkommen mit der deutschen Regierung in der Heimat die vorläufige Neutralisierung des Gebietes im Rücken des Aschantireiches herbeizuführen. Die von dem Hauptmann von François in Unkenntnis des Abkommens abgeschlossenen Schutzverträge wurden dadurch wertlos gemacht.

Dieser Zustand der Ungewißheit dauerte volle zwölf Jahre an. Die Engländer hatten keine Eile, ihn durch den Sansibarvertrag von 1890 zu beseitigen, obwohl in diesem Vertrag über die Grenze zwischen Togo und der Goldküste von Lome bis zum Voltaknie Bestimmung getroffen wurde. Die Ungewißheit der westlichen Hinterlandsgrenze und das Fehlen eines energischen, ordnenden Einflusses im Aschantiland hat die Schaffung geordneter Zustände im Hinterland von Togo östlich und nördlich des neutralen Gebietes zwölf Jahre lang unmöglich gemacht. Die neutrale Zone hat in der gleichen Zeit die alten Verkehrswege von der Togoküste nach dem Hinterland gesperrt und damit

Küstenstadt Anecho an der Lagune


Lome von der Landungsbrücke



Lome, die Hauptstadt der Musterkolonie Togo, wurde als moderne Kolonialstadt mit breiten, luftigen Straßen und gesunden Wohnhäusern erbaut und hatte bereits 1914 rund 8000 Einwohner. Eine weit ins Meer reichende von Deutschland erbaute Landungsbrücke ermöglichte trotz der starken Brandung den sicheren Verkehr mit den Überseedampfern.

Haus des Gouverneurs in Lome



In Lome war der Sitz der Regierung mit allen Verwaltungsbauten und den Vertretungen der großen Handelsfirmen, insbesondere der Agentur Adolf Woermann.

Hauptstraße in Lome



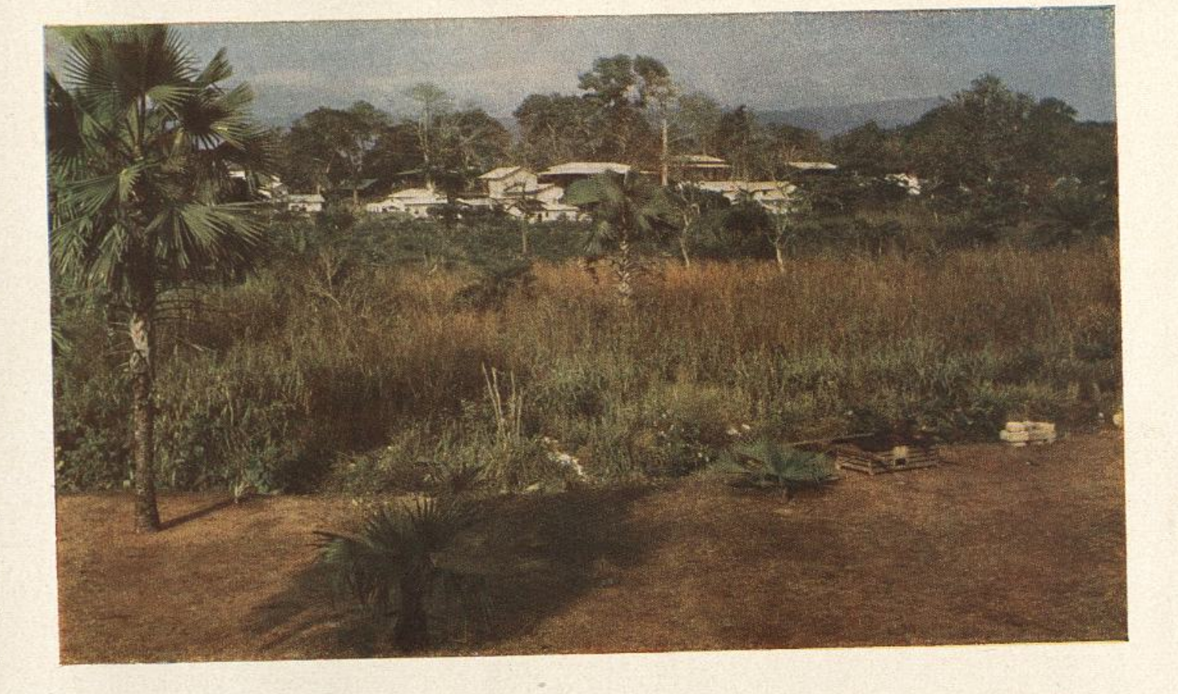
Drei Eisenbahnlinien verbinden Lome mit Anecho an der Küste sowie Palime und Atakpame im Hinterland. Kabel und Funkstation stellen die schnellste Verbindung mit der Heimat her.

Badji bei Anecho



Die Lagunen sind flußartige Gewässer, die sich parallel zur Küste in mehreren Kilometer Tiefe hinziehen und durch einen schmalen Dünenstreifen vom Meere getrennt sind.

Agome-Palime



Agome-Palime ist der Endpunkt der Inlandbahn von Lome und zugleich der Ausgangspunkt für eine ins Innere führende Handelsstraße. Deutsche Handelshäuser unterhalten hier große Faktoreien.

Bismarckbrunnen in Atakpame



Die Station Atakpame wurde bereits 1899 gegründet und später ein wichtiger Handelsort mit Bahnverbindung zur Küste. In Kamina bei Atakpame befindet sich die aus dem großen Kriege bekannte Funkstation, die bis Nauen reichte.

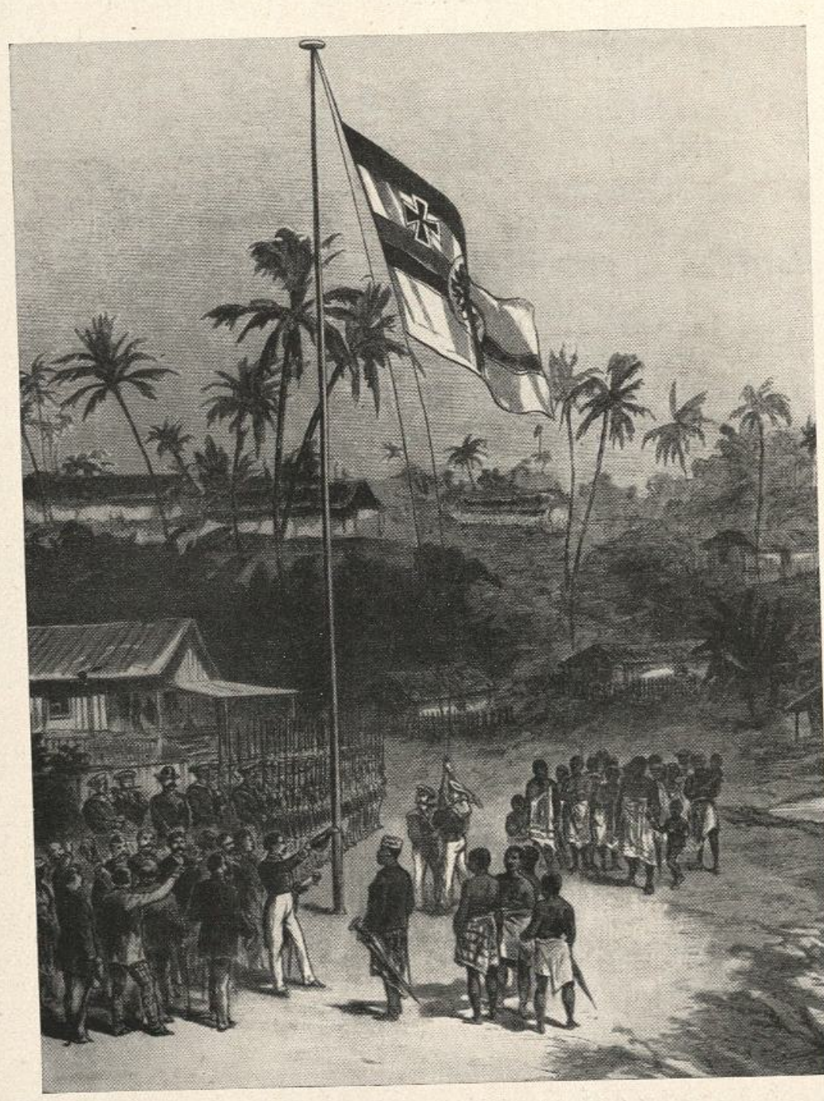
Die Hamburger Straße in Lome

auch das Ausgreifen nach Nordosten gehemmt. Durch Gründung der Station Bismarckburg im Adeleland östlich der neutralen Zone wurde versucht, den Handel und Verkehr aus dem Norden nach der Togoküste auf neue Wege zu leiten. Dieses Ziel wurde indessen nicht erreicht.

Inzwischen war das Reich Gonja durch Bürgerkrieg zerstört, die einst volkreiche Stadt Salaga dem Erdboden gleich gemacht worden. Der chaotische Zustand, dem das Gebiet überlassen werden mußte, hat Tausende von Menschenleben gekostet. Und als dann die Engländer endlich einen Durchmarsch durch das Aschantiland erzwingen konnten, schickten sie den Vereinbarungen mit Deutschland zuwider im Jahre 1894 den Mulattenoffizier Ferguson in das Gebiet, um von den Sultanen, mit denen Hauptmann von François im Jahre 1888 Schutzverträge für Deutschland abgeschlossen hatte, Schutzverträge zugunsten Englands abzuschließen.

Diese unerfreuliche Lage sollte dann durch den Samoavertrag vom Jahre 1899 bereinigt werden. Der Wortlaut dieses Vertrages wurde in Deutschland so verstanden, daß das Dagombareich mit der Hauptstadt Yendi an Deutschland, das Gonjareich mit Salaga an England fallen sollte. Dies würde eine saubere Aufteilung des neutralen Gebietes in zwei Hälften bedeutet haben und wäre für Deutschland nicht einmal allzu günstig gewesen, weil ja auf Gebiete, auf die Deutschland auf Grund der Françoisschen Verträge ein Anrecht hatte, verzichtet wurde. Deshalb war die Enttäuschung groß, als die durch eine gemischte Kommission festgesetzte Grenze bekannt wurde. Sie zerschnitt nämlich das Dagombareich in zwei Teile, während das Abkommen eine derartige Absicht nicht kannte. Es ist notwendig, gerade jetzt auf diese Dinge einzugehen, um aufzuzeigen, wie England sich seit jeher mit Verträgen auseinanderzusetzen pflegte.

Auch für die Auseinandersetzung mit dem anderen Grenznachbar, mit Frankreich, war die lange Verzögerung der Grenzfestsetzung gegen die Goldküste recht hinderlich. Wie schon gesagt, hatte die Schaffung einer neutralen Zone die von der Togoküste ins Hinterland führenden Verkehrswege auf mehr als ein Jahrzehnt gesperrt. Diese Zeit hatten die Franzosen nicht ungenutzt verstreichen lassen. Schon die Wege des Hauptmanns von François hatten sich mit den Marschrouten französischer Expeditionen gekreuzt, die vom oberen Niger und von der Elfenbeinküste her nach dem Hinterland von Togo vordrangen und dort eine eifrige Tätigkeit entwickelten. Es ist das Verdienst des Konsuls Ernst Vohsen, daß er die entstandene kritische Lage erkannte und ein Togo-Hinterland-Expeditions-Komitee gründete, an dessen Spitze er selbst trat. So wurden Mittel für eine Expedition aufgebracht, als deren Leiter der um die Entwicklung von Togo hochverdiente Dr. phil. Gruner tätig wurde. Das Ziel dieser Expe-



Hissung der deutschen Flagge
in Bagida am 5. Juli 1884 durch den Generalkonsul Dr. Nachtigal

dition war, die Verbindung Togos mit dem Niger herzustellen. Dies gelang durch Abschließung neuer Schutzverträge. Leider fehlten indessen die Mittel, sich in diesen Gebieten dauernd einzurichten. Wohl aber hatten die Franzosen inzwischen bereits eine Sperrkette von Stationen südlich des zehnten Breitengrades quer durch das Togohinterland geschoben. Bei der Auseinandersetzung mit Frankreich im Juli 1897 mußte den Franzosen Gurma und Pama überlassen, Norddahomey geräumt werden. Das Jahr 1912 brachte die endgültige Abgrenzung gegen Frankreich im Osten und Norden. Deutschland hatte damals auf eine Ausdehnung der kurzen Küstenstrecke, sei es nach Osten bis zur Mündung des Mono, sei es nach Westen bis zum Volta, verzichten müssen. Nach dem Innern aber dehnte sich das Gebiet bei einer durchschnittlichen Breite von 175 Kilometern auf fast 600 Kilometer Tiefe aus. Ein Land von 87200 Quadratkilometern, also etwa so groß wie das als Folge des Polenfeldzuges an Deutschland zurückgefallene Gebiet wurde damit auf friedliche Weise erworben, im Gegensatz zu den blutigen Kämpfen, die sich westlich und nördlich des Togogebietes im Aschantiland und in Dahomey abgespielt hatten. –

Die Küste Togos verläuft fast schnurgerade in westöstlicher Richtung. In mächtigen Brechern brandet die Dünung des Atlantischen Ozeans, wie überall an der Westküste Afrikas, mit dumpfem Donner gegen den Strand. Denn die Küste ist flach; an einzelnen Stellen wird der gelbe Sand von hellgefärbtem jungem Sandstein unterlagert. Landeinwärts in einer Entfernung von einigen hundert Metern bis zu drei Kilometern zieht sich längs der Küste die „Lagune“ hin, ein Spiel der Natur, das sich in ganz Oberguinea findet. Auf englischem Gebiet, hinter Keta, besteht sie aus einer großen Fläche brackigen Wassers, trocknet in regenarmen Zeiten aus und läßt Salz zurück, das einen wichtigen Handelsartikel bildet. Hinter Lome dagegen ist sie schmal und sumpfig und weiter östlich fast ganz wasserlos. Zwischen Bagida und Porto Seguro aber öffnet sich dann plötzlich der schiffbare, bis vier Meter tiefe, eingangs erwähnte, niemals austrocknende Togosee, der von den Flüssen Sio und Haho gespeist wird. Von hier zieht sich die Lagune, nunmehr stets schiffbar und daher ein wichtiger und vielbenutzter Verkehrsweg, weiter und mündet nach mehreren Abzweigungen, die nordwärts tief in das Land hineinführen, im äußersten Osten der Kolonie in den ebenfalls schiffbaren Monofluß.

Die geschichtliche Betrachtung hatte gezeigt, daß die südliche Hälfte des Schutzgebietes seit langer Zeit politisch von den Nachbargebieten abgesondert war. Diese Entwicklung hat ihre Grundlage in der Bodengestaltung. Der Kern des Togogebietes bildet ein keilförmiges Bergland, von der deutschen Wissenschaft Togogebirge genannt, das in breiter Front im Nordosten in das Gebiet eintritt und mit seiner Spitze in der äußersten Südwestecke des Togogebietes etwa 70 Kilometer von der Küste an den Voltafluß herantritt.

Dieses Gebirge besteht in seinem südlichen Teil aus einem zentralen Hauptgebirge, das zu beiden Seiten von Inselbergzügen begleitet wird. Die Zentralkette zeigt nordwestlich von Palime eine scharfe Einsenkung, den François-Paß. Die höchste Erhebung des Gebirges befindet sich nicht in der Hauptkette, sondern in der östlich vorgelagerten Inselbergkette, in der der Aguberg eine Höhe von 1020 Metern erreicht. Nördlich des François-Passes nimmt das Gebirge mehr plateauartigen Aufbau an und verbreitet sich östlich von Atakpame zu einem Massiv, dem Akpossoplateau, das die Höhe von 820 Metern nicht mehr übersteigt.

Dieses Hauptgebirge, das in manchen Teilen an den Thüringer Wald erinnert, teilt Togo in zwei etwa gleich große, langgestreckte Dreiecke. Das östliche, mit der Grenze gegen den Ketabezirk und mit der Küste als Grundlinie, spitzt sich nach Norden zu, sein Hauptflußgebiet ist das des Mono. Das westliche verschmälert sich nach Süden und wird von dem Otiflusse bis zu seiner Mündung in den Volta durchströmt. Der letztere ist zwar von Kete-Kratschi bis zur See schiffbar, lenkt aber den Verkehr in das englische Gebiet ab.

Die sich nördlich an das Akpossoplateau anschließenden Gebiete von Adele und Fasan weisen nur noch Kuppen auf einer etwa 400 Meter hohen Plateauwelle auf. Nördlich Atakpame geht der Ostrand allmählich in eine sich bis Dahomey hineinziehende, langsam in ostsüdöstlicher Richtung abfallende, mit Inselbergen durchsetzte Ebene über. Nach einigen muldenförmigen Einsenkungen, die als Übergänge aus dem obersten Flußgebiet des Mono nach dem Tal des Oti von Bedeutung sind, erheben sich aus dieser Platte einige gedrungene Gebirgsstöcke, die Tschaudjomassive, von denen das in westöstlicher Richtung ziehende, zerklüftete Sudo-Dako-Hochland mit Erhebungen von über 900 Metern das bedeutendste ist. Das Sudo-Dako-Plateau fällt steil nach Norden ab. Die von dem Karafluß durchzogene Ebene bildet hier eine bis auf 300 Meter heruntergehende Einsenkung. Der Raum zwischen dem Karafluß und dem Atakora-Gebirge, das erst jenseits der Grenze des deutschen Schutzgebietes beginnt und den gesamten Gebirgszug nach Nordosten fortsetzt, ist ausgefüllt von einer Gruppe von Gebirgsketten und Gebirgsstöcken, die unter der Bezeichnung Cabrais-Losso-Bergland zusammengefaßt werden können und als das dichtbevölkerste Gebiet Togos eine besondere Rolle spielen.

Das Togogebirge wird auf seiner Südostseite von einem Streifen der Inselbergplatte von Dahomey begleitet. Diese erhebt sich ziemlich rasch aus dem Küstenvorlande auf 30 bis 50 Meter und steigt dann langsam bis auf 400 Meter am Fuß des Gebirges. Sie verbreitert sich so sehr, daß sie in Dahomey den größten Teil der Kolonie einnimmt. In sie ist der vom Tschaudjohochland kommende nordsüdlich fließende Monofluß eingebettet, der nach seinem Eintritt in das flache Küstenvorland bis zum Meer die Grenze zwischen Togo und Dahomey bildet.

Der westliche Abhang des Togogebirges und das Gebiet von da bis zum Voltafluß im Westen ist eine waldige, malerische Gebirgszone mit einigen hervortretenden Spitzen. Nördlich schließt sich daran als ein Teil des vom Voltafluß durchzogenen Salaga-Tieflandes die wellige Ebene des Flußgebietes des Oti an.

Über die Küstengestaltung wurde bereits in der kurzen geschichtlichen Übersicht gesprochen. An der Goldküste treten Steilufer bis unmittelbar an den Ozean heran. In Dahomey sind bis über 30 Kilometer landeinwärts verschiedene Linien von Sanddünen nachweisbar, die früher einmal die Küste gebildet haben. Zwischen ihnen liegen mehrere Reihen von Lagunen, die zum Teil noch mit Wasser gefüllt, zum Teil verlandet, verfilzt und versumpft sind. Die Dahomeyküste ist jedenfalls eine ungünstige Ausgangslinie für Eisenbahnen und Autostraßen nach dem Hinterlande. Auf der ganzen Strecke von der Goldküste im Westen bis nach Nigerien im Osten ist die Togoküste von Lome bis Bagida der günstigste Ausgangspunkt für Eisenbahnlinien und Kraftwagenstraßen in das Innere des Landes.

Die Kenntnis des geologischen Aufbaus Togos geht heute noch im wesentlichen auf Arbeiten aus der deutschen Zeit zurück. Den Grundstock der wissenschaftlichen Erforschung bilden die Arbeiten des deutschen Geologen Dr. W. Koert, der sich von 1904 bis 1908 im Lande aufhielt. Von ihm stammt eine zusammenfassende Darstellung in den „Beiträgen zur geologischen Erforschung der deutschen Schutzgebiete“ Heft 1, 1913. Die hinter dem Küstenvorland und seinen Lagunen im mittleren und östlichen Togo aufsteigende Inselbergplatte von Dahomey ist eine aus Graniten und Gneisen aufgebaute Fastebene. Das westlich davon das ganze Gebiet diagonal durchziehende Togogebirge ist ein Rumpfgebirge, welches sich aus stark gefalteten, kristallinen Schiefern vorwiegend sedimentären Ursprungs aufbaut, aber auch Einlagerungen eruptiver Art aufweist. Die sedimentären Vorgebirge auf der Westseite des Togogebirges bestehen aus tuffigen, sandsteinartigen Gesteinen, Quarziten, Konglomeraten, Tonschiefern und Roteisenlagern. Sie bilden den Übergang zu den Sedimenten der Otiebene im Nordwesten, die sich als eine nach Norden zu sanft ansteigende, aus Schiefern, Tonen und Sandsteinen der Silurformation gebildete Schichtstufenlandschaft von geringer Meereshöhe darstellt. Die diese Ebene im Norden abschließende erhöhte Böschung ist altkristallinisches Gebiet.

Diese bunte geologische Gestaltung läßt die Hoffnung auf die Erschließung nutzbarer Lagerstätten im Lande nicht unberechtigt erscheinen.

Der englische Mandatsbericht für 1931 stellt die merkwürdige Tatsache fest, daß in dem nörd-

lichen Teil des englischen Mandatsgebietes von Togo in ganz anormalem und hohem Grade eine Zuwanderung aus den benachbarten französischen Gebieten stattfindet, und bemerkt dazu, daß in Afrika südlich der Sahara anscheinend alle Lebewesen, nicht bloß die Menschen, sondern auch das Wild samt den Löwen und die Vegetationsformen in Wanderung nach dem Süden begriffen sind. Diese Behauptung berührt sich mit der von Hans Meyer aufgestellten Theorie, daß in der Pluvialzeit selbst die jetzt ödesten Teile der Sahara von Menschen bewohnt waren. In dieser Zeit habe ein üppiger tropischer Regenwald das ganze Togogebiet bedeckt. Als die Regenmengen auf das heutige Maß einschrumpften, habe sich der dichte Regenwald zum Teil allmählich in lichten Trockenwald umgewandelt. Die Inselbergplatte von Dahomey östlich des Togogebirges und das Salaga-Tiefland westlich davon hätten streckenweise Trockenwald besessen, während sich im Togogebirge selbst, besonders im südlichen Teil, noch lange üppiger Regenwald erhalten habe. Heutigentags ist die Steppe zu beiden Seiten des Togogebirges bis an die Küstenlagunen vorgedrungen, zum Teil haben sicher die Grasbrände, zum Teil das Vordringen des Menschen als Waldschädling dabei mitgewirkt. Für die Theorie von der Nord-Süd-Bewegung spricht die Tatsache, daß in Togo der Regenwald da, wo er vernichtet ist, nirgends von selbst wieder hochkommt, und daß selbst durch künstliche Aufforstung ein tropischer Regenwald nicht wieder zu erzielen ist. Es entsteht nur ein hochstämmiger, aber lichter Trockenwald. Im Togogebirge tritt der Wald flächenhaft nur noch im südlichen Teil etwa bis zur Breite von Atakpame auf. Aber auch hier nimmt er nur einen Teil der Bodenfläche ein. Weiter nördlich ist er nur noch in geschützten Tälern des Gebirges, auf den Talsohlen an den Ufern der Flüsse und Bäche als Galeriewald zu finden. In einzelnen gutbewässerten Gebirgstälern, wie zum Beispiel in der Kameschlucht, finden sich entzückende Szenerien afrikanischen Urwaldes. Mitteltogo hat wenig, Nordtogo fast gar keinen Wald. Togo ist ein Land der Steppe.

Der mit Muscheln durchsetzte, salzige Sand der Küstennehrung ist der gegebene Standort für die Kokospalme. Im Gebiete der Lagunen sind die größeren Wasserflächen von Mangroven eingerahmt. In der Buschsteppe der Inselbergplatte beginnt der Bereich der Ölpalme, der sich nördlich bis in das Bergland von Cabrais-Losso ausdehnt. Im Gebiet von Yendi und Sansanne-Mangu ist die Ölpalme nicht mehr vertreten. Reichlichere Bestände weisen nur noch der südöstliche Gürtel der Inselbergebene in der Nachbarschaft des Lagunengebietes, ferner das Gebirgsland besonders in seinem wesentlichen Teil und die Gegend zwischen Sokode und der Ostgrenze auf. Der höhere Gürtel der Inselbergplatte ist trockene Baumsteppe. Ebenso ist das Salaga-Tiefland in der Hauptsache Gras- und Buschsteppe.

Die Veränderungen in der Pflanzenwelt hatten natürlich solche in der Tierwelt zur Folge. Richtig ist jedenfalls, wie A. Full berichtet, daß in der Tierwelt Togos zahlreiche Vertreter der Waldfauna aufzuzählen sind, wie einige Affenarten, der Siebenschläfer, zwei Büffelarten. Daneben kommen aber so ziemlich alle Steppentiere vor, so Antilopen, Erdferkel, Hyänen, Schakale. Der reinen Sudanfauna gehören an der Strauß, das Warzenschwein, die Gazelle, einige Arten von Antilopen und Hühnervögel. Der Elefant ist erheblich seltener als in Kamerun. Der Elefant von Westtogo gleicht dem der Goldküste, der Osttogos dem von Kamerun. In gleicher Weise soll sich das Flußpferd des Volta-Oti-Gebietes im Westen von dem des Monoflusses im Osten unterscheiden. So bildet Togo ein Grenzgebiet, in dem sich die Tiergattungen des Sudans mit denen des Waldgebietes von Guinea, von diesen wieder die Arten Oberguineas mit denen Niederguineas treffen.

Klimatisch ist das Schutzgebiet ein reines Tropenland: es liegt südlich des sogenannten Wärmeäquators: Juli und August sind die kühlsten, Januar und Februar die heißesten Monate. Da das Relief des Landes nicht übermäßig bewegt ist, können übereinanderliegende Klimazonen nicht ausgeschieden werden. Nur im Togogebirge ragen inselartig einzelne größere Höhen empor und verursachen lokale Abweichungen. Im allgemeinen treffen aber die klimatischen Gegensätze zwischen der Wüste im Norden und dem Atlantischen Ozean im Süden unmittelbar aufeinander und rufen ein Ausgleichklima hervor, das im ganzen Gebiet ziemlich gleichmäßig herrscht. Diese einfachen und klaren Grund-



Station Misahöhe am Agu

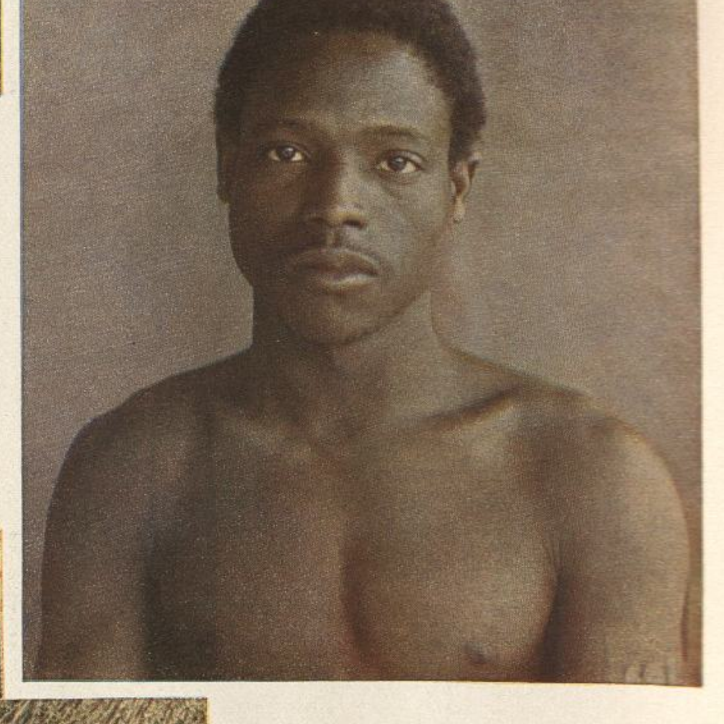


Fetisch in Etoi

Die Fetischfiguren der Togoneger sind Nachbildungen menschlicher oder tierischer Formen, denen die Eingeborenen magische Kräfte zuschreiben. An Dorfeingängen oder heiligen Plätzen werden die Fetische oft unter Schutzdächern von den Eingeborenen aufgestellt.

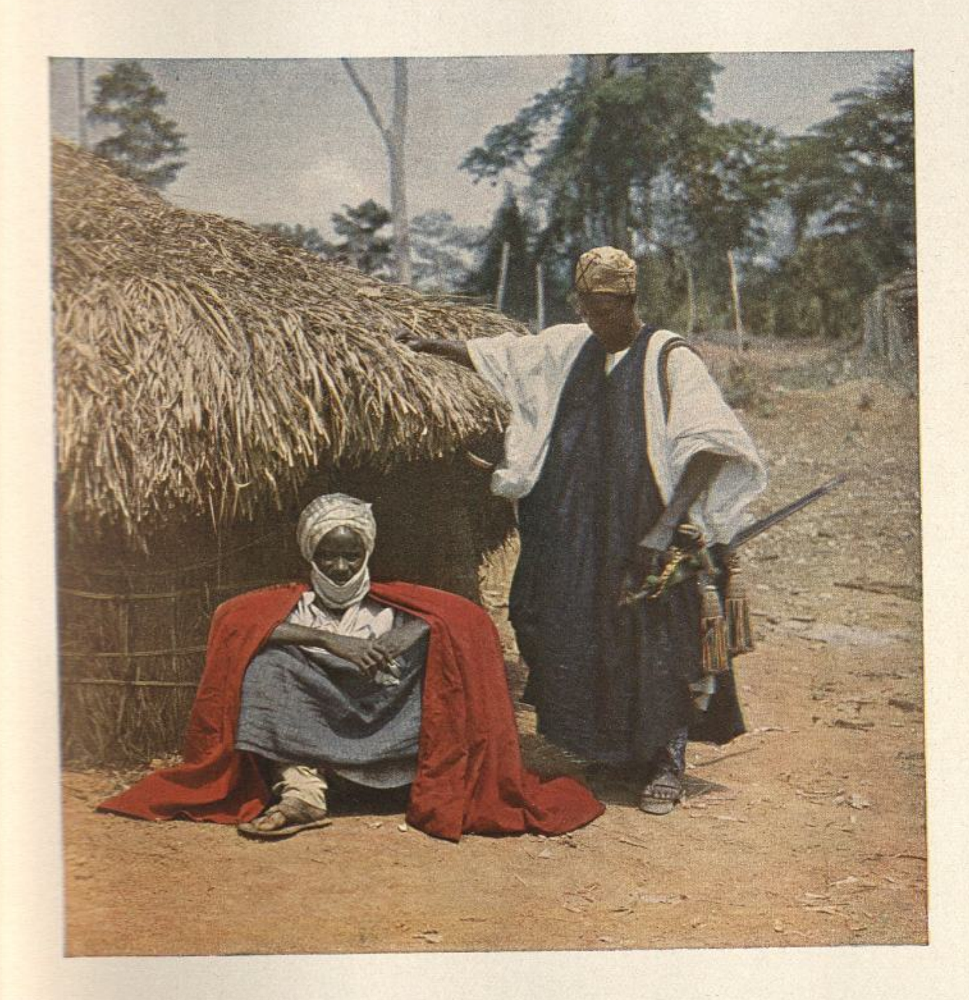
Eweneger

Die Hauptbevölkerung Togos, die Ewe, sind als geschickte Ackerbauer und kluge Händler ein wertvoller Bestandteil der Kolonie. Dem Fetisch-Kult sind sie sehr ergeben.



Fetischmädchen

Der Fetischkult ist in Togo weit verbreitet. Jede Familie hat ihre Fetischfiguren für Männer und Frauen, denen Weihgaben dargebracht werden. Die Fetischpriester und -priesterinnen besitzen große Macht und werden bei Unglücks- und Todesfällen befragt.



Haussa-Neger

Wie in Kamerun, so sind auch in Togo die mohammedanischen Haussa als gewerbe- und handeltreibendes Volk hamitischer Herkunft anzutreffen. Fast jede größere Eingeborenensiedlung hat eine kleine Haussa-Kolonie. Die Haussa-Sprache ist Verkehrs- und Handelssprache im westlichen Sudan und wird in Togo durch die Händler verbreitet.

Marktstand in Agome-Palime

Von dem bedeutenden Handelsort gelangen aus dem Hinterland hauptsächlich Palmkerne, Palmöl, Kautschuk und Baumwolle zur Ausfuhr. Alle 5 Tage findet in Palime ein großer Markt statt, zu dem die Eingeborenen von weither aus dem Lande mit ihren Erzeugnissen und zum Einkauf und üblichen Palaver sich einfinden.





Dorf Bladome am Agu

züge des Klimas werden durch die Lage des Landes zwischen den Wendekreisen insofern etwas abgeändert, als durch den zweimaligen Zenitstand der Sonne im Frühjahr und Herbst ein zweimaliges Anschwellen der Niederschläge innerhalb der Regenzeit verursacht wird. Der Eintritt der Zenitalregen und ihre Stärke ist zeitlich und örtlich verschieden. In der dazwischen liegenden sommerlichen Trockenzeit sinkt die Niederschlagsmenge, die in dieser Zeit von den atlantischen Winden herangetragen wird. Nur in Mittel- und Nordtogo bleibt die kleine Trockenzeit aus.

Für die Entwicklung der Vegetation und die landwirtschaftliche Ausnutzung des Bodens sind neben der absoluten Regenmenge und ihrer jahreszeitlichen Verteilung auch die Kenntnis der Niederschlagschwankungen (Höchst- und Mindestbetrag des Jahresniederschlages) sowie Beginn und Ende der Regenzeit von größter Bedeutung.

Die klimatischen Verhältnisse lassen erkennen, aus welchen Gründen Togo vor anderen Gebieten des tropischen Westafrika bevorzugt ist. Es fehlt in Togo das, was wir gewöhnlich unter tropischem Küstenklima verstehen, ein Küstengebiet mit ungewöhnlich hohen Niederschlägen und aufs höchste gesteigerter Luftfeuchtigkeit bei ständig gleichbleibender Temperaturhöhe. Im Gegenteil: das Küstengebiet Togos ist ausgesprochen regenarm und die relative Luftfeuchtigkeit an der Küste gering. –

Was den Bevölkerungsstand einer tropischen Kolonie bedroht, ist die Seuchengefahr. Ein Land mit scharf ausgeprägten Trockenzeiten wie Togo hat auf diesem Gebiet den Vorzug vor ewig feuchtwarmen Gegenden, wie die immergrünen Regenwaldflächen des Kongo, von Südkamerun oder Neuguinea mit Ausnahme des Hochlandes im Innern. Die Trockenheit wirkt in Togo wie in den gemäßigten Zonen die Winterkälte, als Unterbrechung in der Verbreitung der die Seuchen übertragenden Insekten. Der offene Steppencharakter des Landes ermöglichte aber von alters her ein viel stärkeres Hin- und Herfluten von Menschen und damit eine weniger gehemmte Verschleppung von Seuchen als im geschlossenen Urwaldgebiet. Die Folge ist, daß so ziemlich alle afrikanischen Seuchen im Lande endemisch sind oder das Land aus nächster Nachbarschaft ständig bedrohen. Vom Gelbfieber ist das Land seit alters her so durchseucht, daß die eingeborene Bevölkerung eine relative Immunität dagegen erlangt hat. Dasselbe scheint hier und da bei der Schlafkrankheit der Fall zu sein.

Die Frage, ob in einem solchen Lande der Weiße sich für die Dauer einrichten kann, ist unbedingt zu verneinen. Der Tropenkrankheiten, wie sie in Togo auftreten und das Leben des Europäers gefährden, Herr zu werden, liegt einstweilen noch in weiter Ferne. Dazu gehört Geld, Macht und angesichts der derzeitigen Aufsplitterung der Guineaküste unter verschiedene Nationen, eine internationale Zusammenarbeit. Auf einem für Togo sehr bedeutungsvollen Gebiet, dem der Bekämpfung des Gelbfiebers, ist auch die Wissenschaft noch nicht ganz soweit. Die Fortschritte der Verkehrstechnik, der Hausbautechnik und der Kühltechnik haben die Lage gegenüber der Vorkriegszeit verschoben. Die landwirtschaftlichen wie die kaufmännischen Betriebe sind in Togo Saisonbetriebe, so daß der Europäer regelmäßig die gemäßigte Zone aufsuchen kann, zumal die Luftlinie von Togo nach Europa nicht weit ist. Also wenn auch Togo klimatisch und nach seinen Gesundheitsverhältnissen für die dauernde Niederlassung von Europäern nicht in Betracht kommt, kann es trotzdem ein wichtiges Arbeitsfeld für sie sein. –

Togo ist für ein afrikanisches Land verhältnismäßig gut bevölkert. Der letzte deutsche Jahresbericht gab für 1912/13 die eingeborene Bevölkerung mit 1031715 Köpfen und die durchschnittliche Bevölkerungsdichte auf 11,58 Eingeborene auf den Quadratkilometer an.

Der Aufbau der eingeborenen Bevölkerung Togos nach Stämmen ist am besten zu erklären aus den Spuren geschichtlicher Bewegungen, wie sie sich aus den Stammesüberlieferungen, aus dem Sprachenvergleich, aus der Häuserform und aus der Art des Landbaues verfolgen lassen. Ohne Überhebung können wir sagen, daß die gründlichste Kenntnis auf diesem Gebiete der Arbeit deutscher Gelehrter zu verdanken ist. Weiter waren deutsche Offiziere und Beamte an dieser Forscherarbeit beteiligt. Diedrich Westermann sagte z. B., daß bei einer kleinen Gruppe der Eingeborenenstämme sich nicht erkennen läßt, ob und in welcher Weise sie an den erwähnten Bewegungen beteiligt

waren. Sie könnten insofern als Ureinwohner gelten. Auf einen ursprünglichen Zusammenhang mit den Völkern des westlichen Sudan ließen der Reisanbau und das Lehmkastenhaus, ein Viereck mit flachem Dach, schließen; Merkmale, durch die sich die Angehörigen dieser Gruppe von der übrigen Bevölkerung Togos unterscheiden. Hierher gehören die Rest- und Splittervölker in Süd- und Mitteltogo, wo sie in gebirgigen Gegenden wenig zugängliches Gebiet bewohnen.

Von Osten anlaufende Völkerwellen haben die Ewe und einen versprengten Teil des großen Jorubavolkes nach Togo gebracht. Beide Stämme sind nicht bloß nach ihrer Sprache, sondern auch nach der Stammesüberlieferung verwandt. Das Volk der Ewe füllt das ganze Küstengebiet der Sklavenküste vom Voltaflusse bis zur Westgrenze Nigeriens. Die Stammesüberlieferung bezeichnet Nuatjä als den Hauptort, an dem das Stammesoberhaupt nach der Einwanderung in ihre heutigen Wohngebiete seinen Sitz hatte.

In gleicher Weise wie in Südtogo ist auch in Nordtogo eine ältere und eine jüngere Schicht der Bevölkerung zu unterscheiden. Eine Rolle spielt unter den Stämmen der Oberschicht der Stamm der Dagomba. Sie sind ein Sudanvolk und bilden zusammen mit anderen eine Gruppe der sudanischen Gurvölker. Sie selbst nennen heute noch die von ihnen unterworfenen Vorbewohner die „Landeskinder". Die im Dagombareich herrschende Oberschicht bekennt sich zum Islam.

Was die Bevölkerungsdichte anbelangt, so zeigt Togo wie Kamerun und wie alle Kolonien der afrikanischen Westküste drei Zonen, die von Süden nach Norden übereinandergeordnet sind und sich wesentlich unterscheiden. Die Zone im Süden entlang der Küste ist verhältnismäßig gut bevölkert und entwickelt. Die dritte an den Sudan grenzende Zone ist noch besser bevölkert und strichweise sogar übervölkert. Zwischen den beiden Zonen gibt es einen Gürtel von etwa 200 Kilometer Breite, der fast ganz menschenleer ist, obwohl der Boden für landwirtschaftliche Nutzung und für Anbau von Baumwolle ganz hervorragend geeignet ist. Diese Entvölkerung ist höchstwahrscheinlich auf Sklavenausfuhr nach Übersee und nach den Reichen des Sudan zurückzuführen. Der Rest der Bevölkerung suchte in benachbarten Rückzugsgebieten Schutz. Ein solches Gebiet ist z. B. das der Kabure, heute Cabrais-Losso genannt. Hier sollen 200 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen. Das sind für Afrika ganz ungewöhnliche Zahlen. Die Nahrungsquelle dieser Menschen bietet ausschließlich der Hackbau. Die Enge des Raumes zwingt sie dazu, dem bergigen Gelände durch Terrassenbau Felder abzugewinnen und Düngerwirtschaft anzuwenden. Sonst gibt es im Norden eine Volksdichte bis zu 50 Einwohner auf den Quadratkilometer, während in der Mitte, im Bezirk von Kete-Kratschi, nur zwei Bewohner auf den Quadratkilometer festzustellen sind. Die gleiche niedere Bevölkerungsdichte weisen die östlich anstoßenden Landschaften auf. Das Gebiet des Togogebirges zeigt dann wieder ein Anwachsen auf 25 im Quadratkilometer. Diese Zahl erhöht sich auf 50 in der östlichen Gebirgshalbinsel von Atakpame und in den Kakaobezirken im Umkreis von Palime in Buem und in den westlichen Teilen des Kpandubezirkes. Mehr als 50 für den Quadratkilometer erreicht die Küsten- und Lagunenzone, in der Fischfang nicht nur einen erheblichen Anteil an der Volksernährung hat, sondern als Ausfuhrindustrie auch darüber hinaus noch viele Menschen beschäftigt.

Die weiße Bevölkerung, die sich kurz vor dem Weltkriege im Lande aufhielt, war außerordentlich schwach. Am 1. Januar 1913 zählte sie 368 Köpfe, davon 300 Männer, 66 Frauen und zwei Kinder. Von den 368 Weißen waren 212 innerhalb des vorausgegangenen Jahres ins Land gekommen. Nur 156 hatten sich länger als ein Jahr ununterbrochen im Lande aufgehalten. Daneben wurden im Jahre 1913 263 Mischlinge gezählt. Die Zahl der Abkömmlinge eines Europäers und einer Eingeborenen betrug am 1. Januar 1913 in Lome allein 86. Die Unbedenklichkeit, mit der Mischlingskinder in die Welt gesetzt wurden, gab damals schon Kennern der bevölkerungspolitischen Lage Anlaß zu ernsten Warnungen.

Von der sozialen Ordnung im Lande interessiert uns vornehmlich das Sippenrecht des Ewevolkes, das dem japanischen in den wesentlichen Zügen gleicht. Auch der Eweneger betrachtet es als

etwas Selbstverständliches, Unerläßliches, daß jeder einer Sippe angehört. Das Herkommen kennt daher eingehende Bestimmungen über die Sippenzugehörigkeit, so z. B. der unehelichen Kinder. Der Ausschluß aus der Sippengemeinschaft steht der Ehrloserklärung gleich. Der Ausgeschlossene begeht Selbstmord oder flieht außer Landes. Einem Angehörigen des Ewevolkes wird es nie in den Sinn kommen, auf seine Sippenzugehörigkeit zu verzichten. Die Ausstoßung aus der Sippe vollzieht sich in einem feierlichen Akt, bei dem die Sippenangehörigen ihre Gewehre in der Richtung nach der Sonne abschießen, um die Sonne als Zeugen der Ausstoßung anzurufen. Eine der Hauptaufgaben der Sippe ist der Ahnenkult. Der verstorbene Sippenführer wird in dem Haus oder dem Hof vor dem Haus beigesetzt, und es wird angenommen, daß sein Geist in den Stuhl des Sippenführers eingeschlossen ist und in ihm den Versammlungen der Sippe beiwohnt.

Nach dem Herkommen ist es undenkbar, daß ein Sippenältester durch Beschluß der Sippengenossen abgesetzt wird. Ist er hinfällig geworden, so suchen ihn die Nachältesten zu unterstützen und zu beeinflussen. Aber abgesetzt werden kann er nicht. Das Führerprinzip gilt für die Sippe bei dem Ewevolk. Dr. Asmis hat uns in seiner ausgezeichneten Arbeit: „Landschaft und Grundeigentum im östlichen Teil des Misahöhebezirks" in das Familienrecht der Ewe eingeführt. Und hier erfahren wir z. B., daß der Gemeinschaftsbesitz keine Allmende der Dorfgemeinde in unserem Sinne war, sondern vielmehr, daß die Dorfgemeindeflur ganz in Sippenland aufgeteilt war. –

Nach einem kurzen Anlauf, der zu Anfang des Jahrhunderts mit der Anlage von Plantagen in Togo gemacht worden war, war das deutsche Schutzgebiet Togo bewußt in der Richtung des kleinbäuerlichen Betriebes der Eingeborenen entwickelt worden. Bei Ausbruch des Weltkrieges stand daher Togo unter den deutschen Kolonien in bezug auf Zahl und Umfang der von Europäern betriebenen Pflanzungen bei weitem an letzter Stelle. Die Gesamtfläche des für Plantagen ausgeschiedenen Besitzes betrug etwa 12 000 Hektar, davon entfielen allein 7000 Hektar auf die Togopflanzung in der Nähe des Aguberges, von der erst 1000 Hektar in Kultur standen und mit Sisal bepflanzt worden waren. Die nächstbedeutende war die der Togopflanzung benachbarte Gadjapflanzung mit 1616 Hektar, von denen nur 180 bepflanzt waren, und zwar mit Ölpalmen. Die nächstbedeutende war die Pflanzung Nyongbo mit 716 Hektar fast völlig bepflanzten Landes. Diese drei Pflanzungen bildeten zusammen mit einigen kleineren die zusammenhängende Gruppe der Agupflanzungen an der Bahnlinie Lome–Palime. Sonst hatte nur noch die Pflanzung Kpeme an der Küste zwischen Porto-Seguro und Anecho Bedeutung. Sie hatte bei Kriegsausbruch 400 Hektar Bestand an Kokospalmen und 80 Hektar Sisal. Über die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hat uns A. Full folgende interessante Mitteilungen gemacht: „Togo ist ein Musterbeispiel dafür, wie eine Kolonie, man kann sagen ohne Menschen und ohne Kapital entwickelt werden kann. Es genügt das tatkräftige Zugreifen einiger mit gesundem Menschenverstand und Liebe zur Sache auf das Gedeihen von Land und Volk bedachter Pioniere. Bis zur Wende des Jahrhunderts war man sich in dem deutschen Schutzgebiet Togo, wie auch in den benachbarten Kolonialgebieten, nicht darüber klar, worin die wirtschaftliche Zukunft des Landes zu erblicken sei. Nachdem einige Versuche mit europäischem Pflanzungsbetrieb an der Küste fehlgeschlagen waren, rief man mit deutscher Gründlichkeit die Wissenschaft zu Hilfe. Das Ergebnis war ein Gutachten, dahin lautend, daß wegen nährstoffarmer Böden und ungünstiger klimatischer Bedingungen weder die Küste noch das Gebirge für Kaffee- und Kakaoplantagen geeignet seien. Allein für das Gebiet des Agu wurde eine Ausnahme zugelassen (Siegfried Passarge: Togo, in H. Meyer, Das deutsche Kolonialreich, Bd. II, S. 116). Weiter wurde noch gesagt, daß nach Klima und Bodenbeschaffenheit Togo wohl kaum erstklassige Produkte werde erzeugen können, am allerwenigsten als Negerkultur (ebenda S. 121). Die Wissenschaft hatte sich etwas zuviel zugemutet. Sie besaß damals noch nicht einen ausreichenden Erfahrungsschatz, um ein verlässiges Urteil abzugeben. Heute, nach 35 Jahren, wissen wir, daß das Urteil nur soweit es sich auf das Küstengebiet Togos bezieht, richtig war. Das für den Kakaobau als ungeeignet bezeichnete Gebirge steht heute der Menge des erzeugten Kakaos nach nicht erheblich hinter Kamerun zurück.

In der Erzeugung von Kakao und Kaffee im Verhältnis zur anbaufähigen Fläche ist Togo vor Kamerun weit voraus. Auch in Kamerun werden übrigens drei Viertel der heutigen Kakaoernte nicht von der in dem gleichen Gutachten als erstklassiges Kakaoland bezeichneten Gegend des Kamerunberges, sondern von anderen Gegenden Kameruns geliefert. In Togo ist die Gegend des Aguberges und die europäische Plantagenwirtschaft an der Kakao- und Kaffee-Erzeugung verschwindend beteiligt. Die recht unzutreffend eingeschätzte Negerkultur bringt ein Erzeugnis hervor, das jahrelang im Preis über dem der Goldküste und Kameruns notierte. Die örtlichen deutschen Behörden haben sich im übrigen nicht durch die Männer der Wissenschaft beirren lassen! Dem nachdrücklichen Wirken des Bezirksleiters Dr. Gruner in Misahöhe sowie den Beamten der landwirtschaftlichen Versuchsstation Towe nahe Palime war es zu danken, daß die Kakaokultur als Eingeborenenkultur schon vor dem Kriege im Togogebirge Fuß gefaßt hatte. Auf das Gutachten ist es wohl zurückzuführen, daß die europäische Plantagenkultur, abgesehen von den Kokosnußpflanzungen an der Küste, sich um den Aguberg zusammendrängte und daß Landerwerbungen im Buemgebiet wieder aufgegeben wurden."

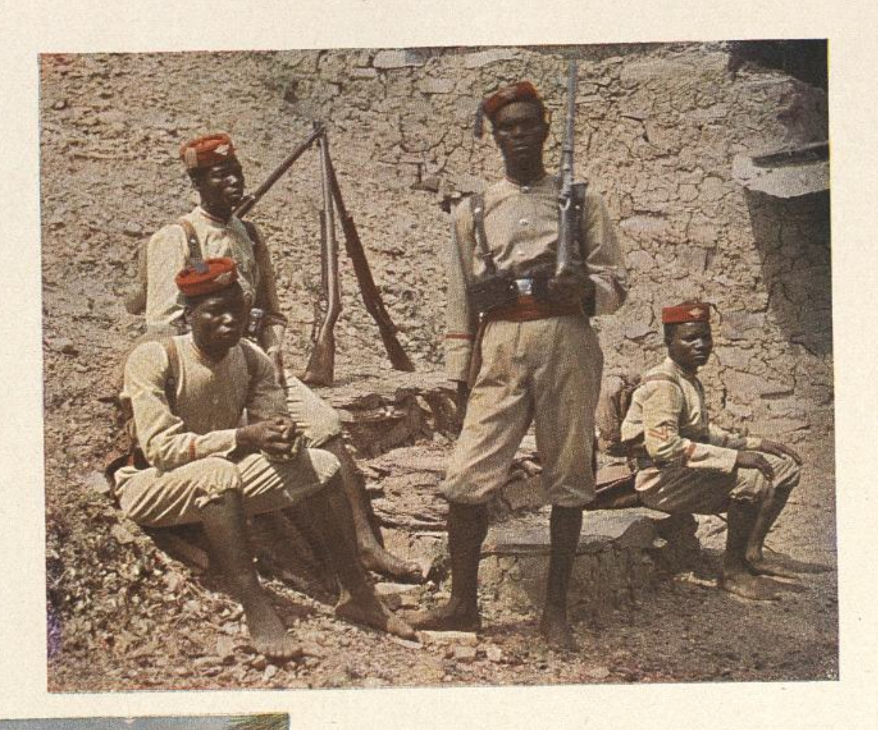
Als es sich dann darum handelte, die Baumwollkultur in Togo einzuführen, war es das Kolonialwirtschaftliche Komitee, das die Initiative ergriff. In einem der besten Baumwollanbaubezirke der Vereinigten Staaten, Alabama, wurden vier schwarze Baumwollpflanzer angeworben und mit der in Alabama üblichen Ausrüstung an Saat, Geräten und Maschinen nach Togo geschickt. Die vier farbigen Baumwollsachverständigen wurden als Wanderlehrer tätig. In Verbindung mit der Aufklärungsarbeit der Behörden wurde der Baumwollbau in Togo grundsätzlich auf Eingeborenenkultur eingestellt. Das gelang um so leichter, als die Baumwolle an sich von alters her in Togo bekannt war. Eine Ausfuhr war nur nicht möglich gewesen, weil die Trennung der Rohbaumwolle von den Samen und das Pressen der entkernten Baumwolle zu transportfertigen Ballen nur durch Maschinen erreicht werden kann, deren Anlage sich wegen der zunächst sehr geringen Mengen nicht lohnte.

Es erwies sich als nützlich, daß die Leiter der örtlichen Verwaltungsstellen Versuchsgärten anlegten, in denen den Eingeborenen die Kultur der Baumwolle vorgeführt wurde. Das Kolonialwirtschaftliche Komitee errichtete in Nuatjä eine dem Baumwollbau dienende Ackerbauschule, die später die Regierung übernahm. Im Jahre 1904 baute die Deutsche Togogesellschaft als erste Erwerbsfirma eine Motorentkernerei in Palime; andere Unternehmungen folgten in den nächsten Jahren, so daß alsbald in Süd- und Mitteltogo, aber auch in großen Teilen Nordtogos die Möglichkeit für den Anbau der Baumwolle gegeben war, die dann auch zur Volkskultur wurde. –

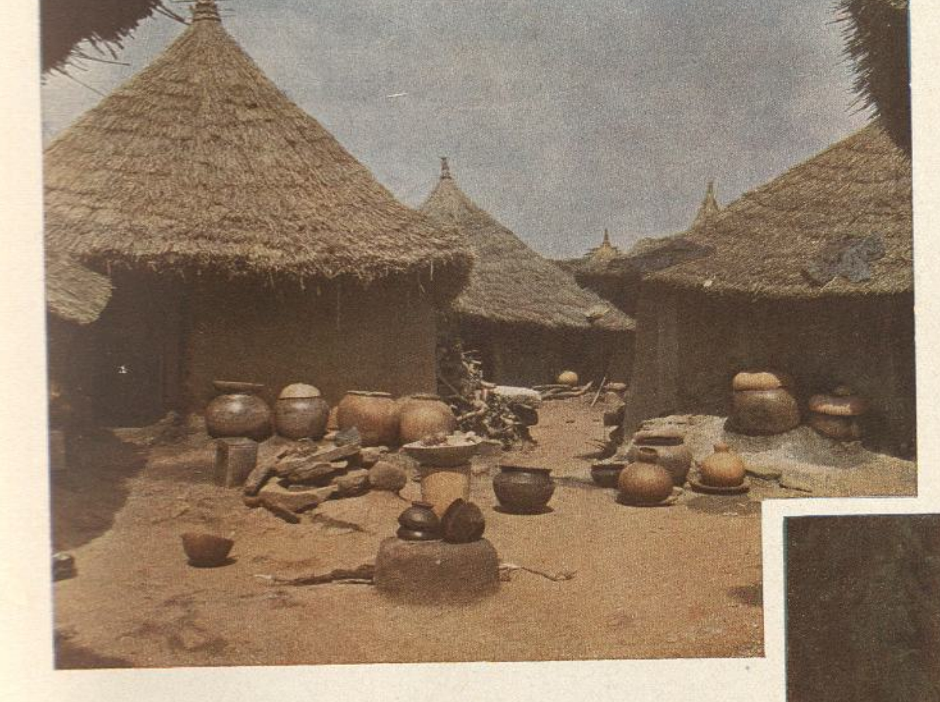
Die Erzeugnisse, die aus den Früchten der Ölpalme gewonnen werden, Palmöl und Palmkerne, sind nach der Unterdrückung des Sklavenhandels diejenigen Handelsartikel gewesen, mit denen Togo zuerst den Weltmarkt belieferte. Dabei handelte es sich aber nicht um ein Erzeugnis, das von selbst wächst und nur abgeerntet zu werden braucht. Die Ölpalmenbestände Togos waren damals nicht das Ergebnis eines planmäßigen Anbaues, sondern mehr der Gegenstand des Schutzes für die natürliche Besamung. Die Wildbestände müssen ausgelichtet und gepflegt werden, sonst tragen sie keine Früchte. An sich ergeben die Früchte mindestens ebensoviel an Öl wie an Kernen. Daß die ausgeführte Menge Öl hinter der Kerneausfuhr so erheblich zurückblieb, lag am Ölverbrauch im Inland, der natürlich bei schlechten Ölpreisen stieg. Der Verbrauch an Palmöl durch die Eingeborenen selbst wurde 1914 auf 5000 Tonnen geschätzt. –

Wie an der Goldküste ist auch in Togo der Kakao das Hauptausfuhrerzeugnis geworden, und zwar hier wie dort als Erzeugnis der Eingeborenenkultur. Seit Eröffnung der Bahn von Lome ins Kakaogebiet im Jahre 1907 ist die Ausfuhr dauernd gestiegen. Da der Kakaobaum erst mit dem sechsten Jahre in den Vollertrag tritt, müssen die Anfänge der Kakaokultur auf die ersten Jahre des Jahrhunderts zurückgehen. Bekanntlich hat nach dem Weltkriege England den westlichen, Frankreich den östlichen Streifen von Togo in Besitz genommen. Dieser umfaßt rund 52000 Quadratkilometer, mit einer Einwohnerzahl von rund 760000 Köpfen, jener rund 34000 Quadratkilo-

Polizeitruppe in Togo



In unserer Musterkolonie Togo war zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung eine farbige Polizeitruppe von einigen hundert Köpfen eingesetzt, die von weißen Offizieren und Unteroffizieren befehligt wurde. Mustergültig war die Ausbildung und Führung dieser schwarzen Truppe unter deutscher Herrschaft.



Hütten der Ewe

Die Eweneger haben eine besondere Dorfkultur entwickelt mit festen strohgedeckten Hütten. Kunstvolle Töpferarbeiten werden von den Frauen in mühevoller Arbeit hergestellt.

Mädchen aus Lome

Mit großer Bereitwilligkeit haben die Eingeborenen Südtogos, die Eweneger, die europäischen Kultureinflüsse aufgenommen. Besonders in der Kleidung sind die Frauen dem europäischen Geschmack gefolgt.

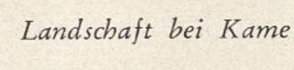
Kameweg bei Liati

Von der Lagunenküste steigt das Land in welliger Ebene mit verstreuten Inselbergen bis zum Togogebirge an, auf dem sich eine große Hochfläche ausbreitet, die durch die Kameschlucht und den Françoispaß ihren Abschluß findet.



Straßenbau am François-Paß

Zur verkehrstechnischen Erschließung der Kolonie wurden unter freiwilliger Mitarbeit der Eingeborenen von der deutschen Verwaltung Überlandstraßen bis weit ins Innere des Landes vorgetrieben.



Landschaft bei Kame



Das Togogebirge erinnert in manchen Teilen an die Landschaft des Thüringer Waldes und erhebt sich in seinen höchsten Gipfeln bis zu eintausend Meter Höhe.



Dorf Jo bei Misahöhe

Das saubere Eingeborenendorf liegt in der Nähe der deutschen Station Misahöhe inmitten dichter Ölpalmwälder.

Dorf am Agu

Agu heißt das Gebirgsmassiv, das dem zentralen Togogebirge östlich vorgelagert ist. Das Gebiet ist reich an Niederschlägen und daher fruchtbar und von Eingeborenensiedlungen dicht besetzt.





Häuptlingshaus in Anecho

Anecho ist neben Lome der wichtigste Handelsplatz an der Küste Togos. Sein an der ganzen Westküste bekanntes Krankenhaus wurde nach dem Erwerber des Landes, Dr. Nachtigal benannt.



Lagunendorf Sokolo

meter mit rund 340 000 Einwohnern. Von den zum Kakaoanbau geeigneten Gebieten fielen rund vier Fünftel auf das britische, und nur ein Fünftel auf das französische Mandat. Von den 400 Tonnen Kakao, die im Jahre 1913 aus dem Schutzgebiet ausgeführt worden sind, ist die Gesamtausfuhr im Jahre 1935 auf 16932 Tonnen angewachsen. Im gleichen Jahre betrug die Kakaoausfuhr (britisches und französisches Mandat) aus Kamerun 27513 Tonnen. Unsere beiden westafrikanischen Tropenkolonien hätten uns also von der deutschen Kakaoeinfuhr des Jahres 1935 von 74754 Tonnen im Werte von 27,5 Millionen Mark 44445 Tonnen oder 60 v. H. liefern können. Am Kamerunberg leidet die Kakaokultur unter allzugroßer Feuchtigkeit und zuviel Wolkenschatten; beides fördert die Pilzschädlinge, denen mitunter der größere Teil der Früchte vor der Ernte zum Opfer fällt. Anders in Togo. Hier spielen Pilzkrankheiten überhaupt keine Rolle, während gleichzeitig durch Sonnentrocknung der geernteten Kakaobohnen ein hochwertiges Erzeugnis erzielt wird. –

Die Sisalkultur ist in Togo den Kriegsereignissen zum Opfer gefallen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Togo für die Kultur der Sisalagave hervorragend geeignet ist. –

Kaffee kommt zwar in Togo wild vor und gehörte daher auch zu den Kulturen, deren plantagenmäßiger Anbau zuerst, in falschen Lagen allerdings, versucht wurde. Er tritt auch nach dem Kriege nur in bescheidenen Mengen in der Ausfuhrstatistik des französischen Mandatsteils auf. Edelkaffeesorten kommen wegen der fehlenden Höhenlage nicht in Frage.

Die Maisausfuhr hatte im Jahre 1908 mit 30205 Tonnen im Werte von über 2 Millionen Reichsmark an der Spitze aller Ausfuhrerzeugnisse Togos gestanden. Eine solche Rekordziffer ist niemals wieder erreicht worden. Die Maiserzeugung, ebenso wie die der Erdnuß, der Kopra und des Maniokmehls ist, ausreichende und stabile Abnahmepreise vorausgesetzt, ohne weiteres steigerungsfähig. Das gleiche gilt von den Faserpflanzen Baumwolle und Kapok. –

Die Mineral- und Edelsteinvorkommen in Togo zeigen eine beachtliche Vielseitigkeit. Im Vordergrunde standen jedoch die Roteisenerzvorkommen. In Togo galt zur deutschen Zeit die Bergverordnung für die afrikanischen und Südseeschutzgebiete vom 27. Februar 1906 und damit die Schürffreiheit. Vor Beginn des Bahnbaues von Lome nach Norden wurde durch eine besondere Verordnung das Recht zum Schürfen und Bergbau auf Eisenerz in den Bezirken Sokode und Basari dem Landesfiskus vorbehalten. Die Auffindung von goldführendem Quarz in der Gegend von Agbandi hat im Juli 1907 dazu Anlaß gegeben, durch eine ähnliche Verordnung dem Fiskus das ausschließliche Recht zum Aufsuchen von Edelmineralen in den Bezirken Misahöhe, Atakpame und Sokode vorzubehalten. Der Erfolg war, wie nicht anders zu erwarten, negativ. Dem Bahnbau von Lome über Atakpame hinaus waren die Eisenerzvorkommen des Bassarigebietes als Ziel gesetzt, denn die Eisenerzverschiffung sollte den Grundstock für die Güterbewegung auf der Bahn abgeben. –

Die Walddecke wurde zu deutscher Zeit auf nur 2 v. H. der Bodenfläche des Schutzgebietes berechnet; der das Land früher einmal bis nahe an den Küstenrand bedeckende immergrüne Urwald war unwiederbringlich dahin. Im Hinblick auf die Bedeutung, die die Waldwirtschaft für Togo angesichts einer nicht aufzuhaltenden Versteppung hat, hatte die deutsche Schutzgebietsverwaltung den Kampf um den Wald aufgenommen. Der Waldschutz galt den Berggipfeln, den steilen Hängen, den Quellgebieten. Alle inländischen und ausländischen Baumarten wurden ausprobiert; bis Kriegsbeginn waren 80 000 Hektar Baumsteppengebiet aufgeforstet worden. Allein im Bezirke Sokode waren 351 Hektar mit 1 022 000 Stämmen Teakholz, dem bekannten asiatischen Nutzholz, bepflanzt worden.

Für ein afrikanisches Land und für ein Tropenland besaß Togo früher eine bedeutende Industrie. In mehreren Gebieten des mittleren Togo wurde Eisenerz verhüttet. Die Verhüttung ging in etwa drei Meter hohen zylindrischen Hochöfen vor sich, die zu Hunderten am Fuße des Erzberges standen. Sie wurden von oben beschickt und von unten angezündet, der Schmelzvorgang wurde ohne künstliches Gebläse nur durch Öffnen und Schließen besonderer Luftklappen genau geregelt. Als Ergebnis einer einmaligen Beschickung erhielt man einen mit viel Schlacke durchsetzten Eisen-

klumpen in schweißbarem Zustande im Gewicht einer Trägerlast. Die im Lande gewonnene Baumwolle wurde im häuslichen Betrieb versponnen und verwebt. Gewebe und Garne wurden eingefärbt, am meisten mit Indigo. Handwerksmäßig wurde auch Tischlerei, Stuhlschnitzerei, Bäckerei, Goldschmiedekunst sowie Korb- und Mattenflechterei betrieben. Leider sind viele von diesen Handfertigkeiten der eindringenden westlichen Kultur zum Opfer gefallen. So spielt die Eisengewinnung und die mit besonderen mystischen Überlieferungen umgebene Schmiedekunst im Lande keine Rolle mehr. Das gegebene Arbeitsgebiet für eine Industrie in Togo ist die marktgängige Aufbereitung der heimischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse.

Wir können das Kapitel von unserem kleinen, aussichtsreichen Schutzgebiet Togo nicht abschließen, ohne unseren Blick der Hauptstadt Lome zuzuwenden, jener leuchtenden, schmucken Stadt, in der der deutsche koloniale Baustil der Westküste eindrucksvolle Gestalt erhalten hatte. Wer auf der Reede von Lome ankommt, sieht die weiße Stadt vor sich ausgebreitet, zur linken Hand beginnend mit dem wuchtigen Bau des Gouverneurshauses. In üppigen Gärten schließen sich die Gebäude der einzelnen Behörden an, überragt von stolzen Kokospalmen, deren Wedel sich in der feinen Meeresbrise wiegen. Vorbei an den sauberen Wohnhäusern, am romanischen Turm der evangelischen, an dem gotischen der katholischen Kirche, kommen wir zu den Niederlassungen der großen Handelsunternehmungen; und auch hier haben wir wieder den überzeugenden Eindruck zielbewußter und solider deutscher Arbeit, die sich durch nichts beirren ließ.

Daß von den im Schutzgebiet anwesenden deutschen Frauen die meisten an der Seite ihrer Männer in Lome lebten, hatte dieser Stadt ihr Gepräge gegeben. Erwerben und Kolonisieren wird immer Männersache bleiben. Bei der geistigen Besitzergreifung aber und insbesondere dann, wenn es gilt, dem Neuland ein deutsches Gesicht zu geben, darf die Mitarbeit der Frau nicht fehlen. Die deutschen Männer, die draußen lebten, waren fast alle scharf umrissene Charaktergestalten. Serientypen waren selten, wenigstens unter den Beamten, Offizieren, Wirtschaftlern. Und so kam es, daß sich die Wesenszüge der Männer, im Guten wie im Bösen, draußen schärfer ausprägten und sich oft zu Bildern starker Eigenart fügten. Daß aber Eigenart nicht allzu kantig wurde, dafür sorgte immer wieder der Einfluß der deutschen Frau. Von ihnen sprechen, heißt ihr Loblied singen. Leicht hatten sie es nicht. Nur Frauen, die an Leib und Seele gesund, warmherzig und tapfer, glücklich und unverdrossen waren, gehörten hinaus als Kameradinnen ihrer Männer, an die koloniale Front. Ihr Leben war, so sagte einmal ein ostafrikanischer Kamerad, Kriegsdienst im tiefsten Frieden. Einsamkeit und Ratlosigkeit durften sie nicht kennen, Pflichtbewußtsein mußte ihr ganzes Wesen sein. Dafür wuchsen dann aber auch mit der Fülle ihrer Aufgaben ihre Kräfte, und wir haben oft zarte Frauen, denen man es hier daheim nicht zugetraut hätte, draußen Bewundernswertes leisten sehen. Und wir dürfen stolz bekennen: Die deutsche Frau hat sich in unseren Schutzgebieten bewährt.

Auch in Togo hatte sie das ihrige dazu getan, daß die Angehörigen des Ewestammes sich immer noch Deutsch-Togoländer nennen.

Kamerun

Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte das Hamburger Haus C. Woermann, dessen Name untrennbar mit der Besitzergreifung Kameruns verbunden ist, seine Segelschiffe in die Mündung des Kamerunflusses entsandt, um Tauschhandel von Schiff zu Land mit den Eingeborenen zu treiben. Dieser Handel nahm bald einen Umfang an, der die Errichtung eigener Niederlassungen an der Küste erforderlich machte; die Schiffe wurden dadurch entlastet und dienten nur noch dem Transport von und nach Europa. Die Folge davon war, daß der deutsche Warenumsatz stieg und die englischen Kaufleute, in deren Hand das Negergeschäft vor dem Erscheinen der Deutschen vornehmlich gelegen hatte, auf diese nicht gut zu sprechen waren. Der Konkurrenzkampf zwischen den deutschen Kaufleuten und den handeltreibenden Angehörigen anderer Nationen begann.

So sah sich das Haus Woermann schon im Jahre 1874 veranlaßt, eine Eingabe an das deutsche Auswärtige Amt zu machen mit der Bitte, einen Konsul für das Küstengebiet zwischen der Nigermündung und der des Kamerunflusses, einschließlich der Insel Fernando Po, zu bestellen. Dem Antrag wurde nicht stattgegeben, wohl aber die sich an der Kameruner Küste anbahnende Entwicklung beobachtet. Hier hatte es inzwischen Schwierigkeiten gegeben. Die Küstenneger, die sich als Zwischenhändler zwischen den Weißen und den Stämmen des Innern betätigten, hatten sich Übergriffe erlaubt und waren dafür von englischen Kriegsschiffen gemaßregelt worden. Zur Schlichtung von Streitigkeiten an der Kameruner Küste wurde alsdann auf einen englischen Vorschlag hin ein internationaler Schiedsgerichtshof, der sich aus Angehörigen aller beteiligten Nationalitäten zusammensetzte, geschaffen. Als sich diese Maßnahme als ein Fehlgriff erwies, hatten die englischen Kaufleute einige Häuptlinge der Küstenstämme veranlaßt, England um Übernahme des Protektorats über Kamerun zu bitten. 18 Monate vergingen, ohne daß England antwortete. Da rieten die deutschen Kaufleute den enttäuschten Häuptlingen, sich nunmehr an das Deutsche Reich zu wenden, und schon am 22. Dezember 1883 teilte das Auswärtige Amt mit, daß es diesen Wünschen zu entsprechen beabsichtige. Und als am 24. April 1884 Bismarck das im Abschnitt Südwestafrika erwähnte Telegramm an Dr. Lippert nach Kapstadt gesandt hatte, da sah die Hamburger Kaufmannschaft den Tag für gekommen, den Kanzler um seine Entscheidung wegen eines Kolonialbesitzes auch in den Tropen Westafrikas zu bitten.

Adolf Woermann, der „königliche Kaufmann“ oder „größte, wagemutigste Reeder Deutschlands“, wie der Kanzler ihn genannt hatte, war es, der Bismarck die Wünsche der Hamburger Kaufleute vortrug. Er hatte Erfolg, denn alsbald erhielt Generalkonsul Dr. Gustav Nachtigal den Auftrag, den Küstenstrich zwischen dem Nigerdelta und Gabun, aber insbesondere die Strecke gegenüber Fernando Po von der Kamerunmündung bis zum Kap St. John unter deutsche Oberhoheit zu stellen.

Dr. Gustav Nachtigal, der am 23. Februar 1834 zu Eichstädt bei Stendal geboren war, hatte Medizin studiert und war seit 1858 Militärarzt in Köln. Eines Lungenleidens wegen suchte er im

Jahre 1861 nordafrikanisches Klima auf. Zwei Jahre später zeichnete er sich in Tunis als Arzt im Feldzuge gegen aufständische Stämme aus und wurde Hofarzt des Beys von Tunis. Als König Wilhelm im Jahre 1868 den Afrikareisenden Rohlfs beauftragte, dem Sultan Omar von Bornu in Kuka am Tsadsee Geschenke zu überbringen, gab dieser den Auftrag an Nachtigal weiter, der im Juli 1870 Kuka erreichte. Von Kuka aus machte Nachtigal Reisen in die Landschaften südlich des Tsadsees und kehrte im November 1874 krank nach Kairo und im Jahre 1875 nach Deutschland zurück, um seine Reiseergebnisse auszuwerten. Er übernahm den Vorsitz der Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft, trat im Jahre 1882 in den deutschen Konsulardienst und ging als Konsul nach Tunis, wo ihn im Jahre 1884 der Auftrag Bismarcks erreichte. Das Kanonenboot „Möve" nahm im Mai 1884 Dr. Nachtigal an Bord, um ihn nach Kamerun zu bringen.

Hier hatten die englischen Kaufleute inzwischen Wind bekommen, was deutscherseits beabsichtigt war; und nun begann ein Wettrennen um die Besitzergreifung Kameruns zwischen englischen und deutschen Kriegsfahrzeugen.

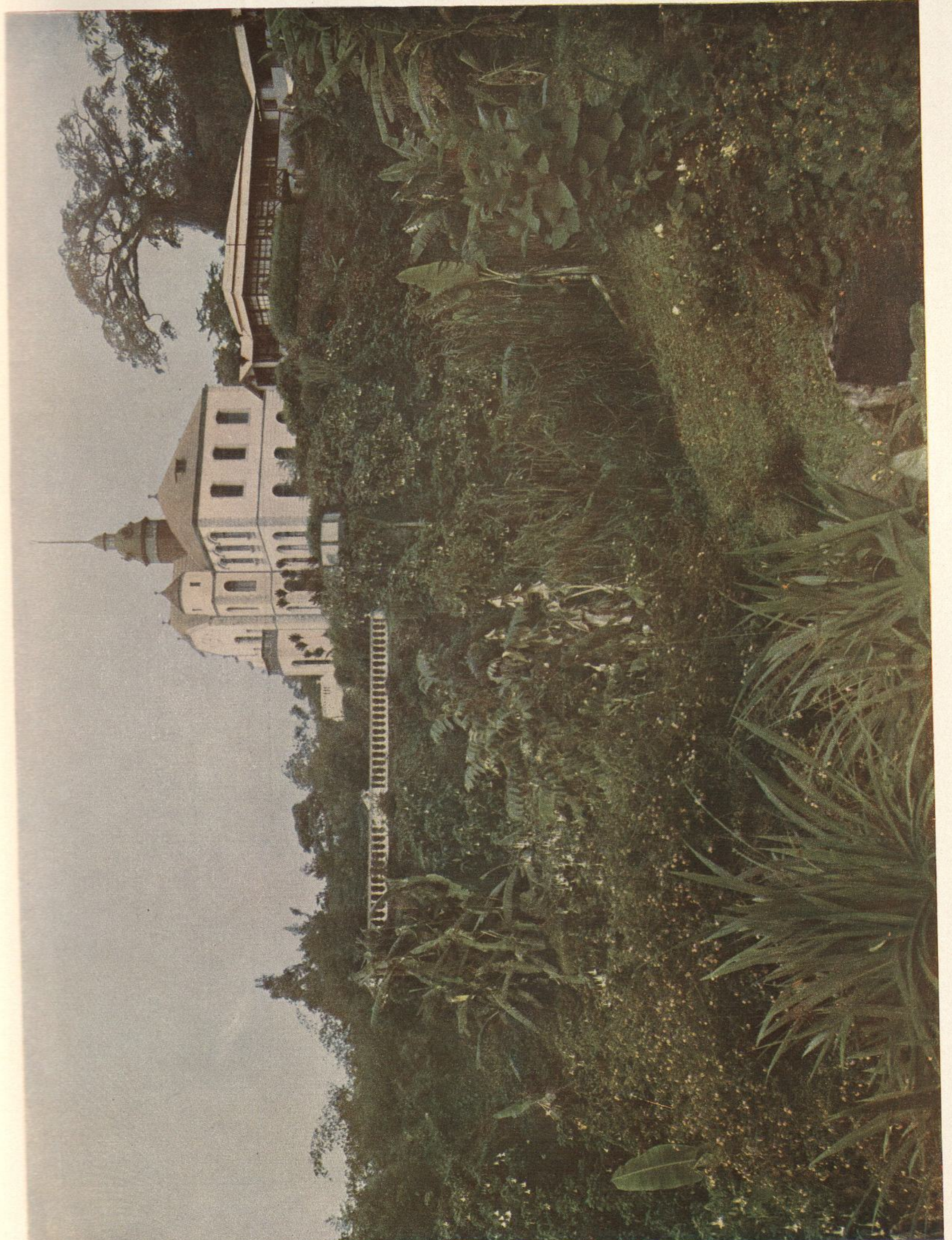
Am 10. Juli 1884 war das englische Kanonenboot „Goshawk" über die Barre in den Kamerunfluß eingelaufen. Der Kommandant ließ sich von seinen Landsleuten berichten und beeilte sich, am nächsten Morgen nach Lagos auszulaufen, um den englischen Konsul herbeizuholen. Am Abend des 11. Juli aber lief die „Möve" mit Dr. Nachtigal an Bord ein, von den Deutschen, die ihre Sache schon für verloren hielten, stürmisch begrüßt. Noch am Abend wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Am 12. Juli war feierlicher Staatsakt an Land. Mit den „Königen" von Akwa, Bell und Deido und allen Großen, die als zeichnungsfähig anerkannt wurden, kam ein Vertrag zustande, in dem sie sich dem Schutz des Deutschen Reiches unterstellten. Am 14. Juli 1884 wurde in den drei Ortsteilen unter Gepränge und Salutschießen die deutsche Flagge gehißt. Kamerun ist deutsch, seine deutsche Geschichte beginnt.

Am 19. Juli traf das englische Kanonenboot „Flirt" ein mit Konsul Hewett an Bord. Er kam um 5 Tage zu spät. Sein Protest wurde von seiner eigenen Regierung nicht ernst genommen, denn England ließ, um die Abrundung des deutschen Besitzes zu ermöglichen, seine Ansprüche auf Victoria am Fuße des Kamerunberges und die Ambasbay sowie die Küste bis Rio del Rey fallen. Übrigens ist den englischen Firmen, die auf dem Kamerunfluß und in der Ambasbay tätig waren, aus der deutschen Besitzergreifung kein Nachteil erwachsen. Sie waren bis zum Ausbruch des Weltkrieges noch in Duala und Victoria ansässig.

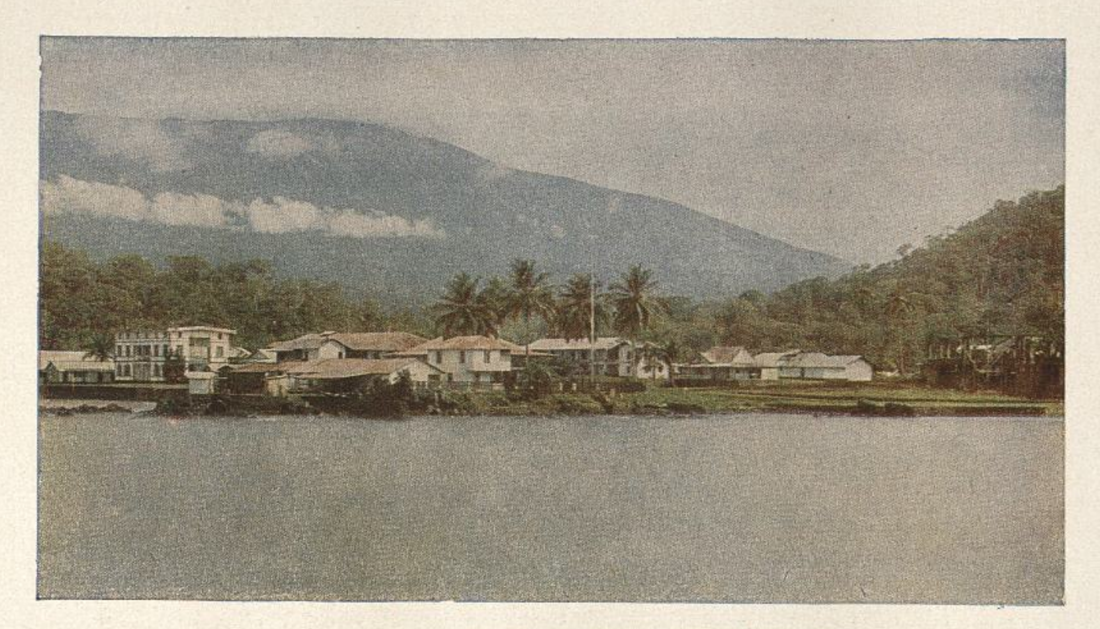
Wie in Duala, war der Abschluß von Schutzverträgen auch an anderen Küstenplätzen, an denen sich deutsche Handelsniederlassungen befanden, vorbereitet. So folgte am 21. Juli die Flaggenhissung durch Dr. Nachtigal in Bimbia, am 22. in Malimba an der Mündung des Sanagaflusses, am 23. in Klein-Batanga, am 24. in Kribi und am 1. August in Rio Benito im heutigen spanischen Munigegebiet. Auf französischen Einspruch wurden die Ansprüche auf Rio Benito später fallengelassen, dafür aber die Anerkennung der deutschen Hoheit über die Küste nördlich des Kampoflusses eingetauscht.

Dr. Nachtigal hatte seinen Begleiter Dr. Buchner als Reichskommissar in Kamerun zurückgelassen, allerdings, seiner Dienstanweisung entsprechend, ohne alle Machtmittel und nur auf die Hilfe der deutschen Handelsvertreter angewiesen. Er konnte sich gegenüber den Aufwieglern und Unruhestiftern in Duala nicht durchsetzen, zumal er schwer erkrankt war. Da erschien gegen Ende des Jahres 1884 ein deutsches Geschwader unter Admiral Knorr und schaffte mit einigen Granaten im Stadtteil Joßdorf und Hikory Ruhe. Dr. Buchner trat als schwerkranker Mann im Frühjahr 1885 die Heimreise an, kurze Zeit darauf traf als erster Gouverneur der Freiherr von Soden in Duala ein.

Die Forschungsreisen, die der politischen Aufteilung und wirtschaftlichen Erschließung Afrikas vorausgegangen waren, hatten das Gebiet, das später das Schutzgebiet Kamerun bilden sollte, nur im Norden gestreift. Beteiligt daran waren: die Deutschen Barth, Overweg, Vogel, Rohlfs, Nachtigal und Flegel. Der Hauptteil des Gebietes war noch völlig unbekannt. Alles, was dafür in Frage kam, stemmte sich der Erschließung des Hinterlandes entgegen: Land, Menschen, Pflanzenwuchs und Klima.



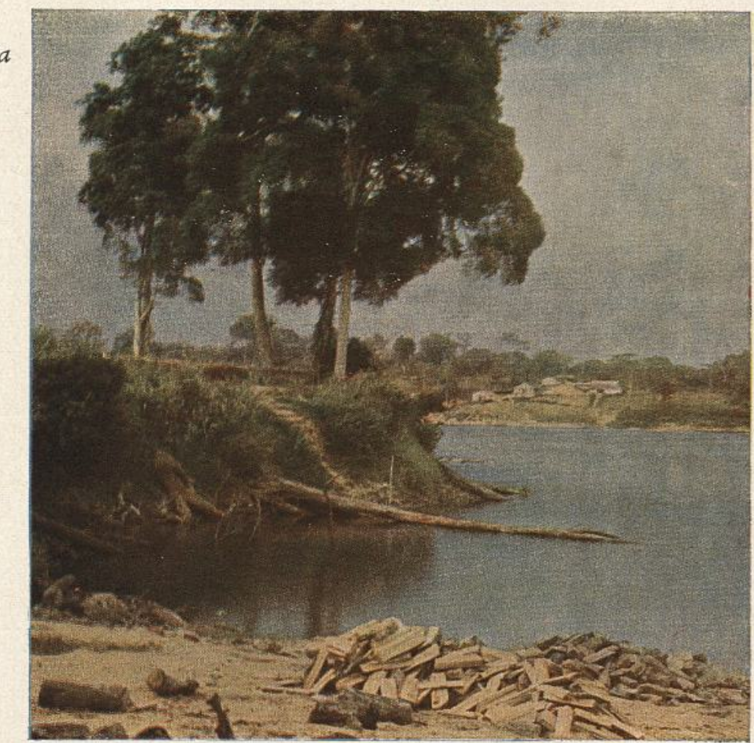
Wohnhaus des Gouverneurs in Buea



Viktoria

Die Hafenstadt Viktoria liegt in der Ambasbucht am Fuße des Großen Kamerunberges und ist mit dem 985 m hoch gelegenen Sitz der Regierung Buea durch eine Straße verbunden. Neben Duala ist Viktoria der zweitgrößte Ausfuhrhafen Kameruns für Kakao, Kautschuk und Ölpalmprodukte.

Edea



Die Bezirkshauptstadt Edea am unteren Sanaga-Fluß, der bis zu den oberhalb der Stadt überstürzenden Edeafällen schiffbar ist, wurde mit seiner Bahnverbindung nach Duala ein wichtiger Handels- und Umladeplatz.

Hafen von Duala

Die Hauptstadt des Landes, Duala, besitzt den besten Hafen an der afrikanischen Westküste mit einem regen Schiffsverkehr. Seit der durch die deutsche Verwaltung erfolgten Ausbaggerung der Sandbänke können Überseedampfer direkt an der Landungsbrücke anlegen.



Kribi

Kribi an der Südküste von Kamerun, der sogen. Batanga-Küste, mit dem Sitz des Bezirksamtes, wurde der Hauptausfuhrhafen des gesamten Süd-Kameruner Gebietes.



Von Kribi aus erschließen zwei wichtige Handelsstraßen den Süden des Landes, die nördliche über Lolodorf und Jaunde nach Adamaua, die südliche nach Ebolowa und Lomie. Schon vor Besitznahme der Kolonie gelangten auf diesen Straßen die Erzeugnisse des Binnenlandes, besonders Kautschuk, Öl und Elfenbein durch Zwischenhandel an die Küste. Der bedeutende Fischfang und die Küstenschiffahrt liegt zumeist in den Händen der Batanga, eines Bantunegerstammes, deren Handelsverbindungen bis tief in das Innere des Landes reichen.



Duala

In Duala, der Hauptstadt der Kolonie, befand sich bis 1907 auch der Sitz der Verwaltung, die von der Küste nach dem höher und gesünder gelegenen Buea verlegt wurde. Die Eisenbahn verbindet Buea mit Edea am Sanaga.



Der kleine Kamerunberg, rund 1800 m hoch. Im Vordergrund Gehöfte von Viktoria

Das Gebiet, das mit Kamerun an Deutschland gekommen war, umfaßte ursprünglich 495 000 Quadratkilometer, war also fast so groß wie das Mutterland selbst. Dieser Besitz wurde durch das am 4. November 1911 zwischen Deutschland und Frankreich als Ergänzung des Marokkovertrages geschlossene Abkommen noch um etwa 250 000 Quadratkilometer vergrößert, so daß die Gesamtfläche Kameruns danach 745 000 Quadratkilometer betrug. Die neuerworbenen Gebiete lagen im Süden und Osten des Schutzgebietes, so daß die spanische Kolonie Guinea von deutschem Gebiet umschlossen wurde. Von der Monda-Bai lief die Grenze ziemlich gradlinig bis nach Wesso am Sanga. Von hier aus wird in weit nach Süden auslaufendem Zipfel der Kongo erreicht. Dann geht die Grenzlinie scharf nach Norden zurück, bildet bei Bera-Njoko einen einspringenden Winkel und trifft in einem zweiten kleineren Zipfel den Ubangi-Fluß bei Mongumba. Eine Linie vom Pama-Fluß bis Gore und endlich der Lauf des Ost-Logone bis zu seiner Vereinigung mit dem Schari bilden weiterhin die Grenzen der Neuerwerbung nach Osten. Von Deutschland an Frankreich abgetreten wurde der nordöstliche Teil des „alten" Kamerun zwischen dem Logone und Schari.

Das Programm, das der erste Gouverneur mitgebracht hatte, sah die friedliche Erschließung des Hinterlandes vor. Aber weder die Bevölkerung der Küste noch die des Hinterlandes war geneigt, sich auf solche einzulassen. Trotzdem verliefen die ersten ohne Machtmittel unternommenen Vorstöße verhältnismäßig ruhig. Die Offiziere Kundt und Tappenbeck und der Geologe Dr. Weißenborn gelangten 1887 von der Batangaküste auf das Hochland, überschritten den Njong und den Sanaga und kamen bis ins Grasland. Auf dem Rückmarsch durch das Bakokoland wurden sie von Eingeborenen angegriffen; Kundt und Tappenbeck wurden verwundet. Aber die Verbindung mit dem Hochland war hergestellt. Im Jaundeland wurde eine Station gegründet, auf der der Botaniker und Zoologe Dr. Zenker vier Jahre lang ein friedliches Dasein führte. Den nördlichen Aufstieg in das Baliland eröffnete Dr. Zintgraff; der Erfolg war die Gründung der Station Baliburg.

Von den übergroßen Schwierigkeiten und Entbehrungen, denen nicht nur die genannten Reisenden und Forscher, sondern auch die ersten Pioniere der Verwaltung und der Wirtschaft ausgesetzt waren, können wir uns heute keine Vorstellung machen, ausgenommen die kühnen Verteidiger unserer Kolonien im Weltkriege. Es ist daher nicht nur aus Gründen der Tradition, sondern im Hinblick auf die Zukunft dringend nötig, sich immer wieder die großen Leistungen jener ersten Deutsch-Afrikaner vor Augen zu halten. Sehen wir daher zu, wie die Lage sich zu Beginn der neunziger Jahre weiter gestaltet hatte.

Allmählich hatte sich herausgestellt, daß ohne Einsatz von Machtmitteln keine Erfolge zu erringen waren. Die paar hundert Mann, die aus verschiedenen Teilen Afrikas herangeholt und einer Expedition zur Erschließung der Handelswege als Schutz beigegeben wurden, reichten nicht aus, um diesen Zweck zu erfüllen. 400 Schwarze waren zum Zwecke der Bildung einer Polizeitruppe in Liberia, Togo und Dahomey angeworben und dem in vielen Kämpfen in Ostafrika bewährten Hauptmann Gravenreuth für seine Expedition zur Verfügung gestellt worden. Dieses Unternehmen nahm keinen glücklichen Verlauf. Gravenreuth selbst fiel bei einem der ersten Unternehmen im Küstenvorland beim Sturm auf das Bakwiridorf Buea im November 1891. Sein Begleiter von Stetten wurde verwundet. Dr. Zintgraff, der in Baliburg einige Verstärkungen erhalten hatte, ließ sich verleiten, in eine Stammesfehde einzugreifen. Seine Expedition wurde dabei vernichtet, und die Bali-Station mußte aufgegeben werden. In der Zeit von März bis Mai 1892 führte Hauptmann von Ramsay eine Expedition von Edea den Sanaga aufwärts nach Balinga und Jaunde, sodann zurück zur Küste. In Balinga am Mbam hatte er Leutnant von Volkamer zurückgelassen. Von diesem Posten kam keine Nachricht mehr. Später stellte sich heraus, daß von Volkamer vor Monaten eine Streife gegen die Barongo unternommen hatte, von der er samt seiner Truppe nicht zurückgekehrt war. Das Ende dieser Epoche bildete der Aufstand der angeworbenen Dahomeyleute in Duala im Jahre 1893. Selbst die Joßplatte in Duala hatte mehrere Tage den Meuterern überlassen werden müssen, dann erst gelang es unter Zusammenfassung aller Kräfte, die Meuterei niederzuschlagen.

Um gegenüber England und Frankreich die Ansprüche auf die Nordgebiete geltend zu machen, wurde 1893 die Expedition von Üchtritz-Dr. Passarge nach Adamaua abgeschickt. Das Ergebnis war die Erkenntnis, daß die Weiterentwicklung ohne eine festgefügte Verwaltung und eine disziplinierte Eingeborenentruppe nicht sicherzustellen sei. So wurde im Jahre 1895 die Schutztruppe errichtet; gleichzeitig wurde Jesko von Puttkamer Gouverneur und blieb es während der nächsten zwölf Jahre.

Einer der hervorragendsten unter den Männern, die sich in jener Zeit um Kamerun verdient gemacht haben, war Hans Dominik, von dem A. Full uns berichtet hat, daß er vor allem der Erschließungsarbeit den Stempel altpreußischer Disziplin und Pflichtauffassung aufgedrückt hat. Er vertrat den Grundsatz betontester Überlegenheit der weißen Rasse im Gegensatz zur französischen Verbrüderungs- und Angleichungstendenz, und die Erfolge haben ihm recht gegeben. Dieser Geist, der ja nicht allein von Dominik ausging, aber in ihm seinen ausgeprägtesten Träger fand, hat dazu geführt, daß bis zum Marokkoabkommen das Schutzgebiet Kamerun ein festgefügtes Gebäude geworden war, auf das man getrost ein neues Stockwerk aufsetzen konnte.

Allerdings war in den Jahren von 1895 bis 1899 das beherrschte Gebiet lediglich die Küste und die Strecke Edea–Jaunde. Erst als diese Linie hinreichend gesichert war, begann das weitere Ausgreifen. Und von dieser Basis aus erfolgte in den Jahren 1899 bis 1903 die Ausbreitung der Verwaltung über das ganze Gebiet. Das die Südwestecke ausfüllende zahlreiche Volk der Bulus hatte noch 1900 Kribi angegriffen. Sie wurden durch von Bülow unterworfen. Im Oktober 1900 wurde der Verwaltungssitz Ebolowa gegründet. Die Bulus stellten von da ab wie die Jaundes treue und tapfere Soldaten zur Schutztruppe. Die Südostecke wurde von Freiherrn von Stein geöffnet. Das Jahr 1899 hatte das endgültige Vordringen von Jaunde nach dem Hochland nördlich des Sanaga und die Errichtung der Station Joko gebracht. 1901 folgten die Errichtung der Residentur Ngaundere, 1902 die der Residentur Banjo. Im selben Jahre wurden im Norden des Schutzgebietes Dikoa durch den Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Pavel, besetzt. Zwei Ereignisse hatten die Veranlassung dazu gegeben, nach dem Norden vorzudringen. Die Engländer hatten den Emir Subeiru von Jola, den Sohn Adamus, des Gründers des Reiches Adamaua, bekriegt und vertrieben. Subeiru trat mit einem starken Heer auf das deutsche Gebiet über und forderte die Gefolgschaft seiner bisherigen Lehensleute, besonders der Lamidos von Garua, Rey-Buba und Marua. Im äußersten Norden hatte der ehemalige Führer der türkisch-ägyptischen Sudanarmee, der spätere Usurpator und Sklavenjäger Rabeh nach Vernichtung mehrerer französischer Kolonnen bereits 1893 von Osten her den unteren Schari überschritten, das Reich Bornu vernichtet und in der Stadt Dikoa, die damals 100 000 Einwohner zählte, seine befestigte Residenz errichtet. Am 22. April 1900 hatten die Franzosen auf deutschem Boden, in der Nähe von Kusseri in einer Schlacht, in der auf beiden Seiten mit Artillerie gekämpft wurde, den Rabeh entscheidend geschlagen. In dem Kampf waren die Führer auf beiden Seiten, Rabeh und der französische Major Lamy, gefallen. Die Franzosen hatten den Sohn des Rabeh, Fadel Allah, durch das deutsche Gebiet verfolgt, auf britischem gestellt und vernichtet und dann in Dikoa einen neuen Herrscher eingesetzt, dem ein französischer Berater zur Seite stand.

Am 19. November hatte Hauptmann Cramer von Clausbruch, der aus dem Hochland nach dem Norden abgestiegen war, am Benue östlich Barua einen Angriff des Emirs Subeiru zurückgewiesen. Am 14. Januar 1902 wurde Subeiru bei Marua von Dominik entscheidend geschlagen. Dominik und von Bülow hetzten mit einer kleinen Reiterschar durch das Mandaragebirge hinter dem Flüchtenden her, der bald darauf auf englischem Gebiet den Tod fand. Darauf wurde Dikoa von den Franzosen der deutschen Schutztruppe übergeben. –

Wir wollen uns nun der Landeskunde Alt-Kameruns zuwenden.

Der Rio del Rey bildet auf eine kurze Strecke die Westgrenze Kameruns. Wichtiger aber als er ist für die Erschließung des deutschen Gebietes der auf englischem Boden bei Old Calabar in den

Atlantischen Ozean mündende Croßfluß, der mit dem Rio del Rey zusammen ein weitverzweigtes Ästuarium bildet. Er erhält von Norden her zahlreiche Zuflüsse von dem aus dem Waldlande steil aufsteigenden Randgebirge und von Süden her aus dem bergigen Waldbezirk von Ossidinge. Deutsche Dampfer und Fahrzeuge der Gesellschaft Nordwestkameruns trugen von Old Calabar aus Waren nach dem Hauptdepot der Gesellschaft Nssanakang, zwei Kilometer oberhalb der Croßschnellen, dem Anfangspunkt der langen, nach Nordosten bis Yola reichenden deutsch-englischen Grenze. An den Croßschnellen wird der oberhalb derselben 200 bis 300 Meter breite Fluß auf eine Breite von höchstens 40 bis 50 Meter eingeengt, und mit gewaltiger Kraft stürzen die Wassermassen durch diesen Engpaß. Es gehörten besonders starke Schiffsmaschinen dazu, um die beladenen Fahrzeuge durch die reißenden Strudel hindurchzuziehen. Von Nssanakang wurde der Verkehr durch Barkassen und Kanus noch weiter flußaufwärts geleitet, an der Regierungsstation Ossidinge vorbei bis an die alte Balistraße heran.

Der Bezirk Ossidinge ist ein geologisch hochinteressanter Teil der Kolonie. Alle möglichen Mineralien kommen vor, es wurde auch die Versteinerung eines ganzen Waldkomplexes wissenschaftlich nachgewiesen. Starke Salzquellen wurden von den Eingeborenen in primitiver Weise ausgebeutet; das sehr gute Salz bildete früher einen Haupthandelsartikel bis weit in den Norden hinauf. Südlich und östlich des Ossidingebezirkes schließen sich die Landschaften Keaka, Mbang und das stark bevölkerte Banyang an, noch weiter östlich das erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen zur Ruhe gebrachte Land Fontem.

Das ganze Gebiet ist vulkanisch. Häufige Eruptionen haben hier stattgefunden und wunderbare Schöpfungen hervorgebracht, vor allem die Bucht von Victoria, die vom Meere aus eins der großartigsten Panoramen der Welt bietet. Der Ort Victoria liegt inmitten des tiefgrünen Waldhintergrundes und der gigantisch aufragenden Berge wie ein strahlendes Juwel da, das auf dunklen Samt gebettet wurde, um eine um so prächtigere Wirkung hervorzubringen. Im Halbkreis umgibt das Gebirge die Bucht, die nach dem Meere zu durch zwei große und mehrere kleine, felsige, dichtbewaldete Inseln geschützt wird. An ihnen bricht sich die Dünung des Atlantik, so daß die Victoriabucht und die nördlich von ihr liegende Bucht „Kriegsschiffhafen“ sichere Ankerplätze bieten.

Dunkel drohend erhebt sich hinter Victoria der Götterberg bis zu einer Höhe von 4050 Meter. Daß der gewaltige Vulkan, den man bereits für erloschen hielt, noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist, haben die in den Jahren 1909 und 1924 erfolgten unerwarteten Ausbrüche bewiesen.

Eine grandiose Hochgebirgsschöpfung, die im bunten Wechsel ihrer Bilder nicht mit Unrecht zu den schönsten Landschaften der Welt gezählt wird, breitet sich im Kamerungebirge vor uns aus: Am Strande von Viktoria rauschen die Meereswogen, der Limbefluß rieselt ihnen seine klaren Gebirgswässer zu, die Wedel stolzer Kokospalmen zittern in der feinen, hohen Luft der Brise. Über dem berühmten Botanischen Garten von Viktoria, in den deutsche Fachleute Tropenpflanzen aus aller Welt zusammengebracht hatten, über die feierliche Stille der Kakao- und Gummiwälder der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria schweift der Blick zur dunklen Kulisse des Urwaldes, der uns wie ein Märchenwald erscheint.

In langsamer Steigung gelangen wir durch ihn zu dem auf einer Höhe von 800 Metern gelegenen Soppo, wo sich das Kommando der Schutztruppe eingerichtet hatte. Auch hier umfängt uns die tropische Üppigkeit der Vegetation. Und noch höher hinauf liegt Buea, der Sitz des Gouverneurs. Vor dem weißen Schlosse liegt, in Terrassen angelegt, ein herrlicher Park. Efeu umrankt das Gestein, in dichten Gebüschen duftet der Flieder, Rosen und Veilchen blühen in verschwenderischer Pracht, aus dem Gewirr tropischer Kräuter lugt die Walderdbeere und hinter dem Apfelsinenhain brüsten sich flammende Orchideen. Jenseits des Waldrandes liegt mit tausend schroffen Schründen der Berg, dessen Haupt meist eine Wolkendecke verhüllt. Und unten in weiter Ferne sieht man silberglänzende Streifen: das Mündungsdelta des Kamerunflusses zwischen dem tiefen Schwarz der ausgedehnten Mangrovenwälder. Und dann schweift der Blick über das Meer, bis weit hinüber zum fernen Pic

von Fernando Po, dem Bruder des Kamerunberges, der dem Ozean noch jäher und unvermittelter gegenübertritt als dieser.

Drei Stunden aufwärts am Kamerunfluß liegt Duala, der Ausgangspunkt der deutschen Herrschaft. In ihren drei großen Häuptlingsschaften Bell, Deido und Aqua wohnten die Duala, ein Fischer- und Händlervolk in einer Stärke von vierzig- bis fünfzigtausend Köpfen am Flusse; über ihren Ortschaften erhebt sich, sie beherrschend, die Joßplatte, auf der die Gouvernementsgebäude und die Europäerniederlassungen Dualas liegen. Die schnelle Entwicklung Dualas beruhte auf dem zielbewußten Vorgehen der Regierung und der europäischen Kaufleute, die es verstanden haben, die günstige Lage dieser Hafenstadt auszunutzen, die bestehenden Wasserwege zu verbessern und schließlich durch Eisenbahnbauten eine gesunde Grundlage für eine großzügige Entwicklung dieses Einfalltors des Schutzgebietes und seiner selbst zu schaffen.

Angesichts der hochragenden Joßplatte, die sich am linken Ufer des hier über 1000 Meter breiten Flusses erhebt, gingen zunächst außerhalb der Barre, die die Einfahrt in den eigentlichen Dualahafen für große Seeschiffe sperrt, die Schiffe der Woermannlinie und des späteren deutschen Afrikadienstes vor Anker. Die Woermannlinie hatte inzwischen eine erstaunliche Entwicklung genommen. Waren es im Jahre 1882 nur drei kleine Dampfer, die in regelmäßiger Fahrt die Westküste Afrikas bedienten, so konnten im Jahre 1884 bereits fünf Dampfer von zusammen 7400 Brutto-Registertonnen den Verkehr mit der neuen Kolonie aufnehmen. Im Jahre 1904 waren es bereits 36 Dampfer mit insgesamt 75000 Brutto-Registertonnen. Ungeheure wirtschaftliche Möglichkeiten hatten sich dem deutschen Handel an der Westküste Afrikas eröffnet: Hamburg stand im Handel mit den Produkten der Ölpalme führend in der Welt da.

Die Entwicklung des Dualahafens bedingte, daß die Landungs- und Stapelplätze unmittelbar am Flußufer bald mit einer Kaimauer versehen wurden, Bootshäuser, Reparaturwerkstatt mit Slip, Hauptmagazin und die große Landungsbrücke der Regierung mit dem Kohlendepot hatten den Ausbau des Hafens vervollständigt. Ein lebhafter Betrieb entwickelte sich. Die gelben Wasser des Kamerunflusses, der bei Ebbe starke Strömung hat, dessen Wassermassen aber gestaut werden, wenn die Gezeiten wechseln, waren belebt von Dampfpinassen, die mit Leichtern oder Booten im Schlepp den Verkehr zwischen dem Ufer und den Schiffen vermittelten. Eingeborene Fischer fuhren in ihren Kanus mit Mattensegeln stromauf und stromab, und jenseits der Barre lagen die Kriegsfahrzeuge, die gerade auf westafrikanischer Station waren, vor Anker sowie die Regierungsfahrzeuge: die jachtartige „Herzogin Elisabeth", die „Nachtigal", der „Soden" und der „Mungo", letztere zwei Heckraddampfer für den Verkehr auf dem flachen Unterlauf der Flüsse bestimmt. Sie waren sogenannte Barredampfer, gingen flach genug, um die Barre zu passieren, um an den Brücken festmachen zu können. Schließlich unterhielt die Woermannlinie ein Schwimmdock, nicht nur für die deutschen Schiffe, sondern auch für die aus den anliegenden Kolonien der Engländer und Spanier.

Die Eisenbahnbauten hatten die Entwicklung Dualas in günstigster Weise beeinflußt. Die Nordbahn von Bonaberi bis zu den Manengubabergen wurde am 1. April 1911 eröffnet, die Mittellandbahn, die von Duala aus über Edea den schiffbaren Nyong erreichen sollte, hatte Edea am Sanaga erreicht. Auf beiden Ufern des Kamerunflusses fauchten die Rammen, rasselten die Krane und dröhnten die Bagger, die Eimer um Eimer Meeresgrund heraufholten, um tiefes Wasser auch für die größten Schiffe an den neuen Kais zu schaffen. Duala stand im Zeichen eines stürmisch zunehmenden Verkehrs, und wer hineinfuhr, sah mit Befriedigung die großen Mittel arbeiten, die das Mutterland seiner reichen Kolonie voll weitausschauender Einsicht für seine Entwicklung zur Verfügung gestellt hatte.

Bietet so Duala mit seinem vielen Wasser, der offenen Landschaft und den reichen Palmenbeständen ein heiteres Bild, so stimmt die Küste im Süden des Schutzgebietes, nach einem sie bewohnenden Fischervolk Batangaküste genannt, ernst. Die gewaltige Dünung des Ozeans jagt Welle um Welle den weißen Strand hinauf; und wo das Wasser aufhört, beginnt bereits der Urwald mit seinen

unendlichen, fast undurchdringlichen, dunklen Waldmauern. Ohne wesentliche Einschnitte – auch die Flußmündungen sind infolge einer nordwärts laufenden Meeresströmung durch vorgelagerte Bankbildungen gesperrt – läuft die Küste, immer vom Urwald begleitet, fast gradlinig von der Sanagamündung bis zu der des Kampoflusses, der die Grenze gegen das spanische Gebiet bildet.

Der größte Fluß Kameruns, der Sanaga, ist zum Schaden der Erschließung des Schutzgebietes nur bis Edea hinauf schiffbar, wo er in zwei starken Fällen von einer Terrasse herabstürzend inmitten des dunklen, hochstämmigen Urwaldes ein fesselndes Bild bietet. Etwas oberhalb der Fälle überschreitet die Eisenbahn den Fluß. Besonders in der Regenzeit ist der Anblick des Flusses und der Fälle von großem Reiz. Mit den ungeheuren Wassermassen, die die Felsenmauern in der Höhe des Falles einschließen, kommen entwurzelte Bäume, Gestrüpp, ja selbst kleine Inseln dahergejagt, erreichen den befreienden Absturz, stürzen als wallende, brausende Masse in die Kessel, aus denen gelbe Wogen weitausladend, gurgelnd, große Schaummassen tragend hervorschießen. Aber schöner ist es, wenn in ruhigeren Zeiten unter blauem Himmel die klaren, silbernen Wasser heranrauschen, im Engpaß zu einem weißen Strudel zusammenschießen und stäubend, bunte Regenbogen bildend, in den Kessel stürzen, aus dem dann ein lichter, offener Strom zu Tal zieht. Der Beschauer kann dicht an die Fälle herantreten und sie von oben und unten besichtigen.

Wie der Sanaga stürzen auch der Nyong-, der Bekundja-, der Kribi- und der Lobofluß mit Fällen zu Tal, und bei letzterem, südlich von Kribi, liegen diese Fälle unmittelbar am Meeresufer. Es ist voll wunderbaren Reizes, bei Sonnenuntergang an der Lobomündung zu sitzen. Auf der einen Seite das Meer, aus dem wie eine dunkle Wand die gigantischen Umrisse des Fernando-Po-Berges sich erheben, zu den Füßen die Brandung des Ozeans und auf der anderen Seite in stiller Bucht ein Kranz aufragender waldbestandener Hügel, und zwischen den Felsen, aus dem Dunkel hervorbrechend, der Lobo, der in drei Fällen seine klaren aus dem Waldesinnern kommenden Fluten mit dem Ozean vermählt.

Als im Jahre 1887 Kundt und Tappenbeck, Morgen und von Stetten es als Erste versuchten, von Kribi aus durch den scheinbar unendlichen Urwaldgürtel in das Innere des Landes vorzudringen, wußte man nur, daß 80 Kilometer weit überhaupt keine seßhaften Menschen im Urwald wohnten. Nur ein auf niederster Kulturstufe stehendes Zwergenvolk, die Bakelle, durchstreiften sammelnd und jagend den Wald. Erst jenseits des Lokundjaflusses saßen die Mabea und Ngumba, die auf schmalen Pfaden die Batanga trafen, um ihnen das Elfenbein, das sie von den Bakelle kauften oder von den weiter im Hinterlande wohnenden Fanstämmen einhandelten, zum Verkauf an der Küste zu übergeben. Seitdem ist Kribi, das ehemalige Dorf am Meere, stattlich aufgeblüht und zum Ausgangspunkt für die Karawanenstraße in das Innere geworden. In zahlreichen Faktoreien wurden die Tauschhandelsartikel gegen Elfenbein und Wildgummi bereitgehalten. In Kribi wurde damals die Verbindung zwischen Schiff und Faktorei mit Brandungsbooten hergestellt, einer gefahrvollen Angelegenheit, die ein kunstvolles Steuern innerhalb der schweren Brecher erforderte.

Die großen Stationen, die im Buleland und im Fangebiet, in dem ungeheuren Waldland Südkameruns, angelegt werden mußten, um die deutsche Herrschaft unter der kriegerischen Bevölkerung zu befestigen, waren zu Haupthandelszentren geworden. In Jaunde, Ebolowa und Lomie waren alle Firmen der Bantangaküste vertreten.

Nördlich des mittleren und oberen Nyong, dort, wo der Urwald allmählich in die Parklandschaft übergeht, beginnt die Vorherrschaft der Ölpalme. In Msolia hat man einen herrlichen Ausblick auf das bewaldete Hügelland und auf die in Bakoko liegenden dunklen Bergketten. Die Anlage der Karawanenstraße Kribi–Lolodorf hatte in dieser Berglandschaft erhebliche Schwierigkeiten gemacht; besonders bei Lolodorf hatte die Straße tief in den Felsen eingesprengt werden müssen, um die Paßhöhe zu erreichen. Lolodorf ist herrlich hoch über dem Lokundjaübergang gelegen. Die Hauptverkehrsader der Fangebiete ist der Nyongstrom, der von Widemenge an bis fast in sein äußerstes Quellgebiet schiffbar ist. Wo seine Schiffbarkeit zu Ende ist, führt flaches Land kaum 50 Kilometer weit

zu dem in allen Jahreszeiten schiffbaren Dumefluß herüber, der in den Kadei mündet, dessen Wasser dem Sanaga beziehungsweise dem Kongo zufließen. Im Quellgebiet des Nyong und des Dume befanden sich die ergiebigen Wildgummidistrikte des Schutzgebietes. Große Gummiwälder bedeckten das Land, und an vielen Stellen riefen die dichten Bestände der Bäume den Eindruck einer von Menschenhand angelegten Plantage hervor.

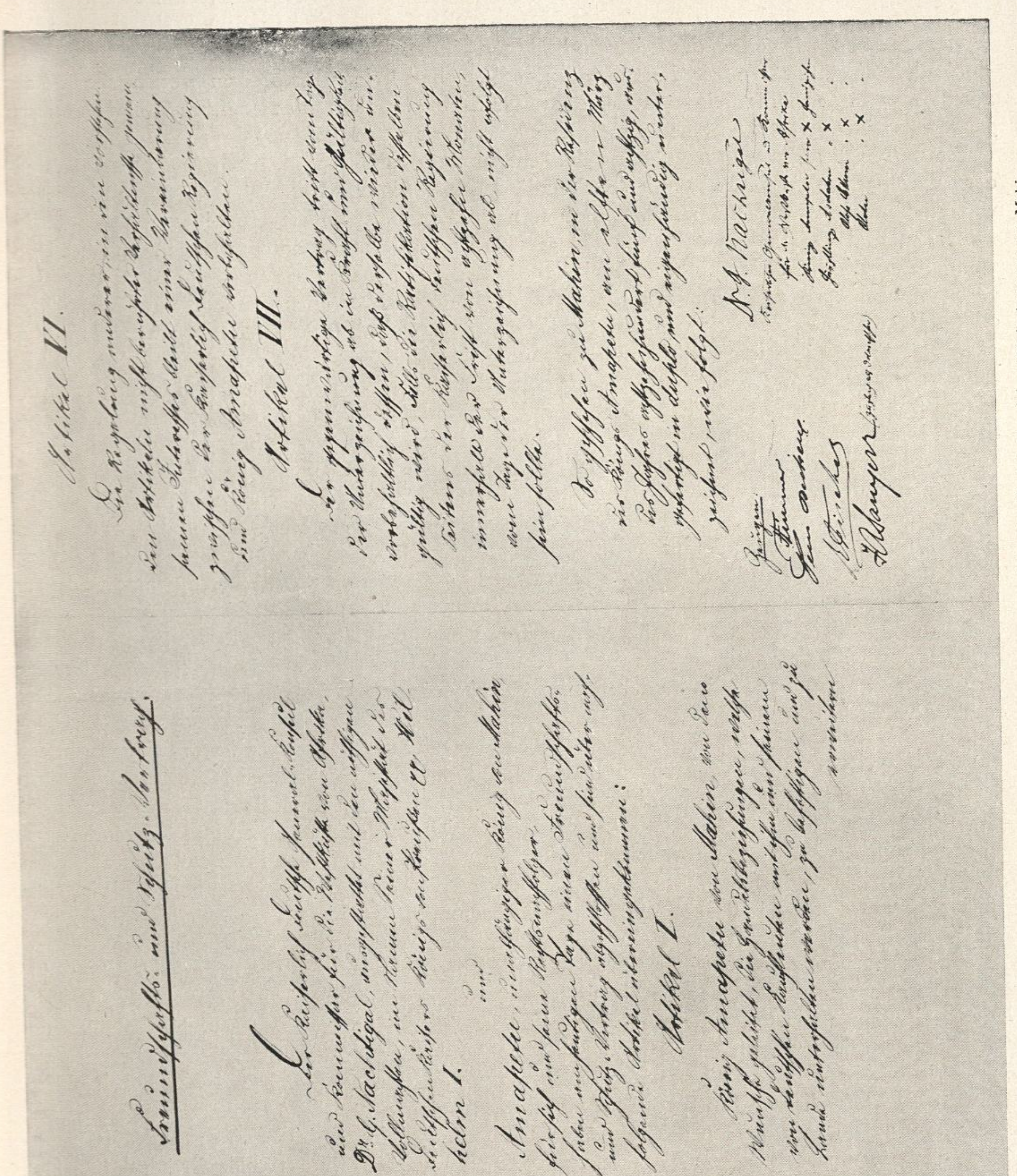
Nördlich des Sanaga und des Dume hört der Urwald im allgemeinen auf und die Steppe beginnt, in der Trockenzeit und Regenzeit regelmäßig abwechseln. Aber diese Steppen bedecken nicht etwa scharf abgegrenzt nun mit einem Male das Land, sondern der Übergang ist ein allmählicher. Noch tage- und wochenlang stößt der zu Fuß Reisende immer wieder auf Waldkomplexe, bis er das innerafrikanische Hochplateau betreten hat, das von den Dang-Dang-Bergen im Osten der Kolonie über Yoko nach Bali sich hinüberzieht. Zwischen dem Sanaga, dem Mbam und der erwähnten Gebirgskette liegen die weiten Grassteppen, in denen die Wute, die Baja und Inkabba wohnen. Sie sind bereits Sudanvölker und wohnen in geschlossenen Stadt- und Dorfgemeinschaften beieinander.

Hier waren früher die weiten Grassavannen Standort für zahlreiches Wild. Einsam zog der Elefant seinen Wechsel, starke Büffelherden standen in den Niederungen. In Herden zu Hunderten standen an den Berghängen gelbe Pallaantilopen und an den Flüssen der mächtige Wasserbock. In den Fluten selbst aber tummelte sich das Flußpferd in zahlreichen Herden.

Gras und immer wieder Gras, dazwischen an den Wasserläufen Galleriewald, das ist das Bild, das der Zurückschauende in sich aufnimmt, wenn er die innerafrikanische Hochebene erklommen hat. Hier wird der Graswuchs niedriger, und in weiten dünenartigen Wellen, die der Boden bildet, tritt häufig schuttartiges Geröll zutage. Zwischen den Felsen erscheint bellend der Hundsaffe, und auf Zäunen und Hütten hockt der Geier, der die Waldländer und die Hochgrassavanne ängstlich meidet.

Hier auf dem Hochplateau wohnen Sudanneger, die also von Norden nach Süden vorgedrungen sind. Sie stießen an der Grenze des Wald- und Graslandes mit den entgegengesetzt, von Süden nach Norden, vordringenden Bantunegern zusammen, so daß die Sanaga-Dume-Linie im allgemeinen die Grenze zwischen den Sudan- und Bantustämmen bildet. In einem großen Teil des Kamerunplateaus haben sich die Sudanneger mit den Bantu vermischt. So entstanden die Stämme der Bali, Bafut, Bandeng, Bamum bis hinunter nach Ngambe, und als Folge trat auch eine entsprechende Vermischung der ethnographischen, anthropologischen und sprachlichen Verhältnisse ein; im allgemeinen aber überwiegt nach jeder Richtung hin das Sudanelement. Gerade die zahllosen Dialekte in Kamerun erschwerten dem Beamten, Offizier und Kaufmann das Eindringen in die Eigentümlichkeiten, die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen, ohne das es nun einmal nicht abgeht. Es gibt in den Bantugebieten Kameruns keine Sprache, die etwa so allgemein verstanden wird wie das Kisuaheli in Ostafrika oder das Haussa in Nordkamerun und Togo.

Die Haussa sind kein einheitliches, sondern ein Mischvolk aus vielen innerafrikanischen Negerstämmen und Sudanesen; das Wort „Haussa" bedeutet vielleicht nur „Sprache", so daß, wie Julius Richter sagt, alle diejenigen bezeichnet wären, die dieselbe wohllautende, biegsame, leicht zu erlernende Sprache reden, jene Sprache, die man heute als die Verkehrssprache der Länder westlich vom Tsadsee bis zur Goldküste hinunter bezeichnen kann. Sie sind wahrscheinlich von den Oasen der Sahara nach Süden gewandert, etwa seit dem 14. Jahrhundert, und waren damals teilweise schon Mohammedaner; sie schufen im Süden eine Reihe von Staaten, darunter die sieben „echten" und die sieben „unechten" Haussastaaten; aber diese Gründungen waren nicht fest und dauerhaft, da es den Haussa weniger auf die Erlangung politischer Macht als auf die Ausbreitung ihrer Handelsbeziehungen ankam. Sie waren und sind in erster Linie Kaufleute, ihr Handelsgeist hat stets ihren Religionseifer übertroffen – eine seltene Erscheinung bei Mohammedanern. Dieser Eigenschaft ist auch die einzig dastehende Verbreitung der Haussasprache zuzuschreiben. Überall haben sich die



Erste und letzte Seite des Freundschafts- und Schutz-Vertrages zwischen Dr. Nachtigal und dem König Amapetu von Mahin

Haussa mit den Bantu vermischt, aber sie werden stets nach mohammedanischer Art gekleidet gehen und den Vorschriften des Korans auf das peinlichste nachkommen. Sie haben Handel und Wandel an sich gerissen; sie sind Ärzte, Apotheker, Hufschmiede, Sattler, sie betrieben Webereien und Färbereien im Lande, sie gerben das Leder und flechten Körbe.

Anders die Fulbe, die wir der Gegenüberstellung halber hier beschreiben wollen. Sie sind aus Nordafrika in den Sudan eingewandert. Ihre Geschichte läßt sich mit ziemlicher Sicherheit bis zum Jahre 1300 zurückverfolgen; man nimmt aber an, daß sie schon um das Jahr 1000 Mohammedaner waren und in dieser Zeit in die Gebiete des Senegal eingewandert sind. Nach Ansicht hervorragender Ethnologen sollen die Fulbe mit den Somali, denen sie biologisch ähnlich sind, verwandt sein und von Nordostafrika, der Heimat der Hamiten, nach Westen gewandert sein. Sie waren ursprünglich Nomaden und wohnten zwischen den Negervölkern und Haussastaaten, die sie allmählich überwanden, so daß ein großer Fulbestaat mit dem Mittelpunkt Sokoto in den sogenannten Haussaländern entstand. Das große Reich zerfiel aber wieder in mehrere Vasallenstaaten, die in einer größeren oder geringeren Abhängigkeit von Sokoto blieben, so das von dem Fulbefeldherrn Adama zwischen 1820 und 1831 gegründete und nach ihm benannte Reich Adamaua mit der Hauptstadt Yola. Einzelne Provinzen dieses Reiches wurden an Prinzen des Hauses Yola vergeben, und so entstanden die neuen Vasallenstaaten Ngaundere, Gaschacka, Bubandjida, Tibati, Manjo und Yoko. Mit der politischen Macht war auch die Beutegier der Fulbe gewachsen. Unter der Führung ihrer Lamido-Statthalter veranstalteten sie große Sklavenjagden; und alle die Scheußlichkeiten, die sich an die Namen der ostafrikanischen Sklavenjäger Tippu Tip und Rumaliza knüpfen, wurden auch hier begangen. Nur ihrem Auftreten ist es zuzuschreiben, daß so große, durchaus fruchtbare und bewässerte Gebiete Kameruns, wie besonders die Grasländer zwischen Banyo, Tibat, Ngaundere und Yoko fast völlig unbewohnt waren. Die früheren Einwohner waren entweder zu Sklaven gemacht oder zur Abwanderung gezwungen worden.

Blauer Himmel, blauer Dunst über der weiten Steppe und blaue Berge in der Ferne, das ist die Farbentönung, die dem mohammedanischen Kamerun bis in die Tsadseeländer hinauf ihr Gepräge verleiht. In den tieferen Regionen geben mit Gras bewachsene Gebirge und kahle, aus nacktem Fels bestehende Hochgebirgsketten, wie der Gendero zwischen Banjo und Kontscha, Adamaua den eigenartigen Charakter. Der Benuë mit seinen Nebenflüssen ist der Lebensspender des Landes. In den Tälern, die fruchtbarer Humusboden bedeckt, und auf den bewässerten Hochebenen liegen die Städte. Hier residiert der Lamido, hier handeln die Haussa oder gehen ihrem Gewerbe nach, und hier arbeiten die Ureinwohner des Landes, die mohammedanische Sitten und Gebräuche angenommen haben, auf den Feldern, oder weiden die großen Viehherden ihrer Fulaherren. In den Bergen sitzen fern von aller Kultur die Ureinwohner, die sich dorthin gerettet haben, bis im Jahre 1901 die Deutschen ins Land kamen und sie schützten.

Eine Fullastadt ist in der Regel von Wall und Graben umgeben; die Gebäude sind aus Lehm und Laterit errichtet. Die Bindung des Materials ist bei der Trockenheit der Luft und der dörrenden Hitze eine vollständige. Den mit Schießscharten versehenen Mauern sind Zinnen aufgesetzt; hohe Tore und Dämme geben der Stadt ein fast mittelalterliches Aussehen. Den Mittelpunkt bildet der Sultanspalast mit dem in seiner Nähe befindlichen Markt und dem von Bäumen beschatteten und sorgfältig mit weißem Sand bestreuten Gebetsplatz. Die Straßen führen zwischen hohen weißen Mauern hindurch, die nur von Eingängen unterbrochen werden, da der Muselman bestrebt ist, sein Haus nach außen vollkommen abzuschließen. Die Lamidowohnung bildet einen Stadtteil für sich. Hohe Mauern umgeben sie; als Eingang sehen wir ein mit hohem kunstvollen Grasdach bedecktes großes rundes Torhaus, in dem die Leibwache untergebracht ist. Ein Hof mit mannigfachen Wirtschaftsgebäuden folgt, dann wieder ein großes Torgebäude mit neuer Halle und neuem Hof und so weiter Tor an Tor, Hof an Hof, je nach der Macht und dem Reichtum des Herrschers. Schließlich gelangt man dahin, wo der Lamido selbst, das Gesicht mit dem Litham umhüllt, von seinen Großen

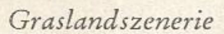


Waldlandschaft bei Viktoria



Straße nach Jaunde

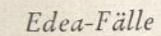
Jaunde, eine der ältesten Stationen im Hinterland der Kolonie, liegt am Südkameruner Randgebirge auf der Grenze zwischen Urwald und Grasland. In Jaunde kreuzen sich mehrere wichtige Handelsstraßen. Die Straße nach Kribi ist zu einem brauchbaren Fahrweg umgebaut worden.



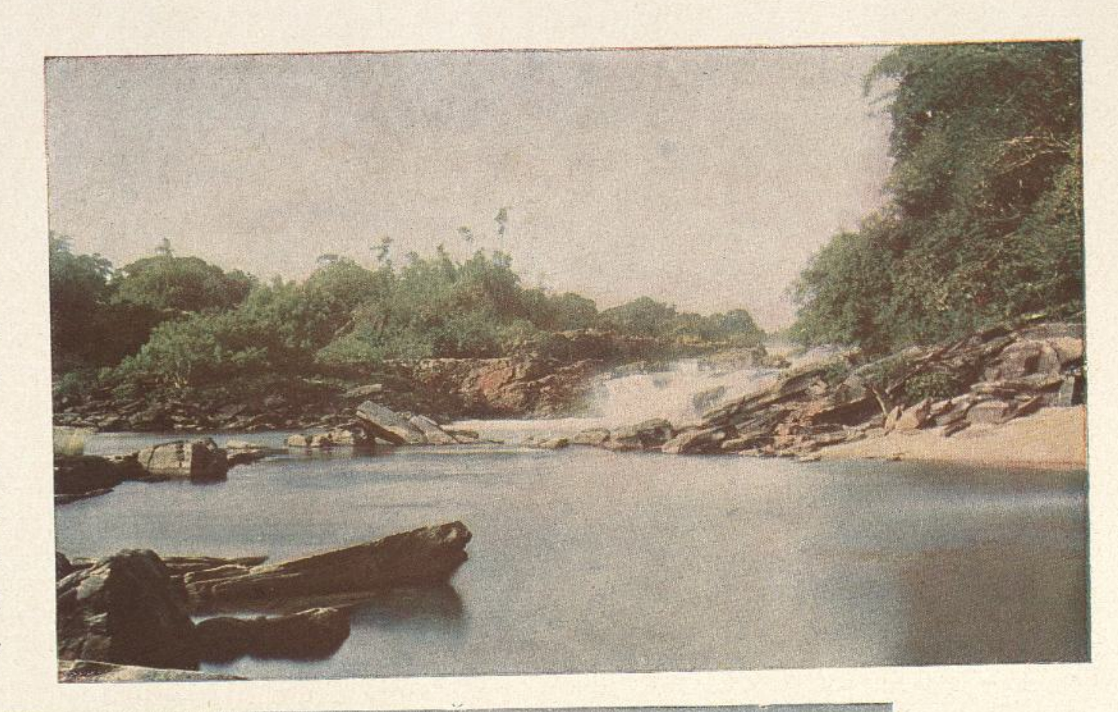
Graslandszenerie



Nördlich des Sanaga und des Dume hört allmählich der Urwald auf, und die Steppe beginnt. Unendliche Graslandsteppen, unterbrochen von Wasserläufen und Urwaldstrecken, bedecken weit das innere Hochland von Kamerun.



Edea-Fälle



Kameruns größter Küstenfluß, der Sanaga, entspringt im Innern des Hochlandes von Adamaua. Mit zahlreichen Stromschnellen stürzt der Sanaga oberhalb Edea bei den sog. Edeafällen aus 90 m Höhe zu Tal und wird dann bis zur Küste schiffbar



Kriegskanu der Batanganeger



Landschaft bei Groß-Batanga

Groß-Batanga liegt südlich von Kribi an einem Mündungsarm des Lobe, der, aus dem Kameruner Randgebirge kommend, durch undurchdringlichen Urwald mit malerischen Stromschnellen und Fällen zur Küste fließt und versumpft. Nördlich des Sanaga und des Dume hört allmählich der Urwald auf und die Steppe beginnt.



Der Sanaga mit dichtem Urwaldgürtel

umgeben, Audienzen erteilt. Jeder dieser Fullafürstenhöfe war nach dem Muster des glänzenden Hofes von Sokoto eingerichtet. Der Lamido erschien selbst nur zum Gebet am Feiertage oder an hohen Festtagen vor seinem Volke, sonst verkündete er seinen Willen durch die Würdenträger seines Hofes, dessen Rangstufen durchaus geordnet waren. Die vornehmen und reichen Fulbe bildeten zu Pferde die Ritterschaft des Sultans. Zum Schutz gegen Pfeilschüsse steckten Roß und Reiter in bunten Wattepanzern, die die Farben des Lamido oder des Ritters zeigten.

Als der Sklavenhandel noch blühte, waren die prächtigen Gewänder aus Tripolis und Sokoto häufig auf den großen Märkten anzutreffen; es gab Samt und Seide, gute Waffen, Gewehre und Pulver, Duftstoffe aller Art, Gewürznelken, ja sogar Tee und ganze Zuckerhüte. Alles, was die vornehmen und reichen Mohammedaner sich wünschten, schafften die Händler im Tausch gegen kräftige Arbeitssklaven und schöne Mädchen heran. Zur deutschen Zeit sind die Fulberesidenzen Bauernstädte geworden, und auf den früheren Sklavenmärkten wurden nur noch billige Stoffe, Salz und Emaillewaren feilgehalten.

Von der Hochebene von Ngaundere geht es allmählich zum Benuë hinab; zwischen ihm und Banyo liegt das gewaltige Genderogebirge. Von seinen Kämmen sieht der Reisende auf eine unendliche Ebene: als feines silbernes Band durchzieht der Fluß ein blauschimmerndes Land: Adamaua.

Durch den Mao-Kebi und den Tiburisumpf steht der Benuë zur Hochwasserzeit mit dem Logone und durch ihn mit dem Schari und dem Tsadsee in Verbindung. Unvorstellbar sind die Wassermassen, die sich vom August bis Oktober in dieser zentralafrikanischen Senke ansammeln. Der Benuë steigt dann über acht bis zehn Meter, so daß auch tiefgehende Dampfer von der Küste bis nach Garua hinauffahren können, vorsichtig allerdings und nur bei Tage, denn zahllose Strudel, Bänke und Untiefen gefährden die Schiffahrt. In der Hochwasserzeit werden die während des Jahres aufgespeicherten Erzeugnisse zu Tal geführt: vor allem Erdnüsse, Gummi, Kopal, Wachs und Häute.

In der breiten Tiburisenke wohnen kräftige, tiefschwarze Neger, die sich, von ihren Sümpfen geschützt, zwischen den mohammedanischen Fulbe und den noch älteren Bornu erhalten hatten. Sie gingen fast nackt und bewohnten festgebaute Dörfer, deren Rundhütten mit spitzem Strohdach aus eisenharter Kieselerde erbaut waren.

Bei der Grenzziehung zwischen Deutschland und England fiel ein kleiner Teil des alten Bornureiches mit der Stadt Dikoa an Deutschland. Nun trat die alte Bornudynastie der Schefu, deren Häupter sich in den Haussaländern versteckt gehalten hatten, wieder in ihre Rechte. Merkwürdigerweise hat der Bornuherrscher mit seinen Leuten in manchem die Sitten des Rabeh angenommen, und in Dikoa wirbelten am Aldjuma, am Freitag, wie einst zu des Kriegsgewaltigen Zeiten, die Trommeln und flatterten die Fahnen.

Dumpf hallten die Pauken, wenn der Sultan aus dem Tore des Palastes ritt, um mit den Truppen zu beten. Nach dem Selamlik stieg der Herrscher wieder zu Pferde und nahm mit seinem Gefolge unter dem historischen Baum Aufstellung, in dessen Schatten sich der Rabeh seinem Heere zu zeigen pflegte. Der Lamido war reich in Samt und Seide gekleidet. Sein Sattel war mit rotem goldbetreßtem Tuch überzogen; die schweren Quasten der mit Koransprüchen in grüner Seide bestickten weißen Schabracke schleiften am Boden. Der Hals des mächtigen Hengstes war beladen mit Gehängen, Schellen und grünen Lederstreifen, ein Stutz von Straußfedern schmückte die Stirn, und hell klangen die Maria-Theresien-Taler, die an den Backenstücken des Zaumzeuges befestigt waren. Rund um den Sultan hielten die Großen seiner Leibwache, helle Araber, auf gutgepflegten Pferden. Gliederweise in langsamem Schritt defilierten die Kanurisoldaten, sehnige schwarze Gestalten mit einem Querschnitt auf der Backe, das Gewehr auf der Schulter.

Zwischen Dikoa und dem Tsadsee dehnen sich weite Ebenen aus, auf deren grauem Boden in der Zeit der Sandstürme eine schwere stauberfüllte Luft lagert. Der Horizont erscheint bald greifbar nahe, bald verliert er sich in endlose Weiten; wenn der Wind weht, ziehen mächtige Wolkenschwaden heran, die auf der Erde zu ruhen scheinen. Doch bringen sie weder Kühlung noch erquickendes Naß,

sondern vielmehr unerträgliche Schwüle und feinen weißen Wüstenstaub, der Menschen und Tieren das Atmen erschwert. Diese Staubstürme kommen mit Ausnahme der Regenzeit während des ganzen Jahres aus der Sahara; sie bilden sogar inmitten des Überschwemmungsgebietes des Tsadsees Sanddünen. Wo diese aber fehlen, da ist der Boden unendlich ertragreich; hier könnte ein großer Teil des deutschen Bedarfes an Baumwolle erzeugt werden.

Je mehr wir uns dem Tsad nähern, desto seltener werden die Dörfer. Die Straßen und Wege hören auf, und dafür häufen sich Seen, Tümpel und Lachen ohne jede Ufererhebung. An ihren Rändern tummeln sich schwere Gänse und Enten im Schlamm, Fische springen auf und beweisen, daß alle diese Wasser in der Regenzeit mit dem Tsadsee und dem Schari in Verbindung stehen. Sumpf- und Wiesenflächen wechseln ab, in denen Reiher und Flamingo einherstelzen. Hin und wieder ist ein Krokodil zu sehen, und zahlreich sind die tiefen Fährten des Flußpferdes. Niedriger, buschartiger Wald breitet sich aus. Und hier gleitet auf breiten Schuhen die Sumpfantilope durch den Busch, und dort, wo festerer Boden ist, kreuzen sich die Wechsel des Elefanten mit denen des Nashorn, den Fährten des Wasserbocks, der Giraffe und des Warzenschweins. Sie alle kommen, wenn es dunkelt, zur Tränke an das weite Süßwasserbecken, das der Sahara ein Ziel setzt, und über das nachts donnernd die Stimme des Löwen hallt.

Hinter dem Grün des Waldes und Sumpfes, zuerst schilfbewachsen und sich kaum von diesem abhebend, liegt die Wasserfläche des Tsadsees, stundenweit ganz flach, bleiern grau, wo sich offenes Wasser zeigt, und nur dunkler, wenn eine Windwolke darüber hinhuscht. Zahlreiche Inseln haben sich in diesem gigantischen Wasserbecken gebildet, das mit seiner Fläche von 20000 Quadratkilometern zu den größten Binnengewässern der Welt gehört, aber überall so flach ist, daß es mehr einem Riesensumpf ähnelt. An seinen Ufern treffen die Gebiete Deutschlands, Englands und Frankreichs aufeinander.

Flaches, steppenartiges Land bildet die Westufer des Tsadsees von Bornu bis zu den Mandarabergen hinunter, die dem vom Tsad zur Küste des Atlantischen Ozeans strebenden Reisenden entgegenwinken. Kühle Bergluft umfängt den von der Bornuhitze ausgedörrten Wanderer auf den waldigen Höhen, auf denen prächtige Baumwollpflanzungen der den Kanuri verwandten Eingeborenen gedeihen. Grüne, von weidendem Vieh begangene saftige Triften bilden einen scharfen Gegenatz zu dem ewigen Grau der Ebene. Hier berühren sich die Fulbe mit den Mandaraleuten. Von den Grenzen Nigerias sitzen diese in ihrem blauen Gebirgsland bis hinunter zu den südlicher wohnenden Tikarstämmen, die im Bereiche der beiden großen deutschen Stationen Banyo und Bamenda wohnen.

Übermannshohes Gras, das auch die Bergkuppen bedeckt, die überall der westlich von Bali beginnenden Hochebene aufgesetzt sind, geben den Landschaften Mittelkameruns ihr eigenartiges Gepräge.

Die Eingeborenen, großgewachsene, kräftige Menschen, die in großen Volksgemeinschaften in „Städten" beieinander wohnen, sind mehr oder weniger der weitverbreiteten Tikarfamilie verwandt. Die muhammedanische Kultur hat auch hier, lange ehe die Europäer ins Land kamen, befruchtend gewirkt. Überall ist eine Hausindustrie vorhanden, und die Fertigkeit der Eingeborenen in Schmiedearbeiten, in der Töpferei und im Holzschnitzen ist groß. Die Hochebene und die Gebirgsländer weisen einen großen Reichtum an Palmen auf, deren Saft zu berauschendem Palmwein vergoren wird.

Berühmt als Palmweinzecher war der alte König Garega von Bali, der Freund und Blutsbruder Dr. Zintgraffs, der als erster Europäer diese Länder bereiste und dessen Forschungsberichten wir die erste Kunde von diesen schönen, reichbevölkerten und fruchtbaren Gegenden verdanken. Die Anstrengungen und Entbehrungen haben auch ihn in der Blüte seiner Jahre dahingerafft, und die von ihm begonnene Arbeit der Erforschung des nordwestlichen Kamerun wurde erst fast zehn Jahre später durch die Reisen von Pavel, von Puttkamer, Glauning, von Ramsay und anderer von neuem aufgenommen. Dem Letztgenannten ist es im Verein mit Oberstleutnant Sandrock 1901 geglückt, die letzte und vielleicht interessanteste Entdeckung in Kamerun zu machen, nämlich die Entdeckung der

größten und bedeutendsten Stadt südlich des Benuë, Fumban, der Hauptstadt des Bamumreiches und seines klugen Sultans Njoja. Dieser Negerhäuptling erhob sich durch seine Begabung und Einsicht weit über seine Volksgenossen und hat, gleich Garega und dessen Nachfolger und Sohn Fonjong, von vornherein die Absicht gehabt, in Frieden und Eintracht mit den deutschen Herren zu leben, deren Überlegenheit er sofort erkannte. Ein Zeichen für seine große Intelligenz ist, daß er sich für seinen Schriftverkehr ein eigenes Alphabet zusammengestellt hatte, dessen Zeichen vielfach an arabische und altägyptische erinnern.

Das Reich Bamum liegt zwischen den beiden großen, dem Sanaga von Norden her zuströmenden Flüssen Nüng und Mbam, deren Quellen und Nebenflüsse von dem Ost- und Südabhang des Bamenda-Bansso-Plateaus herabkommen. Die Häuser in Bamum zeigen eine Form, die sich, an ägyptische und ostasiatische Bauten erinnernd, in keinem anderen Teile Afrikas wiederfindet, und auch der Anbau des Landes ist ein so starker und geregelter, wie sonst kaum irgendwo im Schutzgebiet. Die Stadt Fumban hat eine bedeutende Ausdehnung; mit Mauer und Graben konnte sie als für Neger uneinnehmbar gelten.

Es war beabsichtigt, die von Duala ausgehende Bahn von den Manengubabergen weiter ostwärts durch das gesunde Hochland Dschang nach Bamum weiterzuführen. Hier liegen Landstrecken, in denen für die deutsche Wirtschaft benötigte Nahrungsmittel und Rohstoffe erzeugt werden können.

Sich westwärts wendend, steigt man von diesen Hochländern etwa 800 bis 1000 Meter steil herab in die Ebene und wieder in die Urwaldzone. Nördlich von Bali liegt, der deutsch-englischen Grenze folgend, eine zum Teil großartige Gebirgslandschaft, fruchtbar und reich bewässert, aber von unbotmäßigen Stämmen bewohnt, die der deutschen Regierung wiederholt zu schaffen gemacht haben. In den Kämpfen gegen die schwer zugänglichen Bergdörfer ist einer unserer bewährtesten Offiziere der Kameruner Schutztruppe, Hauptmann Glauning, gefallen, dessen Name für immer mit der Geschichte und Erforschung Kameruns verbunden ist.

Es würde den Rahmen dieses Buches sprengen, wenn wir es unternehmen wollten, alle die kleinen Stämme und Splitter von Stämmen, die in Kamerun, diesem Schlachtfeld afrikanischen Rassenkampfes, zerrieben und zerbröckelt, sich irgendwo angesiedelt haben, aufzuzählen. Wir wollen uns daher darauf beschränken, den wichtigsten der noch nicht erwähnten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: den Duala, den Ngumba und Mabea, den Bule, den Wute und den Bakelle.

Die Duala sind Bantuneger, wie alle Volksstämme Kameruns, die an der Küste und in dem ihr zunächst gelegenen Urwaldgürtel wohnen. Sie besitzen das dem Neger eigentümliche Nachahmungstalent in hohem Maße, und ihre Entwicklungsfähigkeit unter europäischen Einflüssen ist, sehr zu ihrem Nachteil, eine bedeutende. Neigt der Bantuneger an sich schon im allgemeinen zu törichter Selbstüberschätzung, Unwahrhaftigkeit und Unzuverlässigkeit, so war vor allen der Duala durch seinen jahrelangen Verkehr mit den Europäern gründlich verdorben. Die allen Bantu angeborenen schlechten Eigenschaften hatten bei den Duala sich so gesteigert, daß sie das bei den Europäern unbeliebteste Negervolk des ganzen Schutzgebietes geworden waren. Wenn der Duala arbeitete, und er arbeitete im allgemeinen nur notgedrungen, so tat er es, um seine Eitelkeit zu befriedigen. Einen dunklen Anzug, Lackstiefel, Faltenhemd mit festen Manschetten und einen möglichst hohen Kragen mußte jeder bessere dieser „Europäeraffen", der in einer Schule lesen und schreiben gelernt hatte, zeigen können, wenn er abends auf den Hauptstraßen der Stadt flanierte oder sich seiner aufgeputzten Freundin zeigen wollte. Niemand hat es damals fertiggebracht, auf diese Eigenschaften einen moralischen Einfluß auszuüben. So bildeten die Duala keinen erfreulichen Bestandteil in der Fülle von Rassen, Völkern und Kulturen unseres Schutzgebietes.

Die Ngumba und Mabea saßen als kleine Händler und Gummiaufkäufer im Hinterland von Kribi, weit im Innern, bei den am meisten vorgeschobenen Faktoreien. Die Aussicht auf einen verhältnismäßig leichten und großen Verdienst veranlaßte diese sonst feigen und faulen Küstenneger, sich in noch ganz unbekannte, unbefriedete, von Kannibalen bewohnte Gegenden zu wagen. Sie

durchstreiften fremdes Gebiet, und da es ihnen nur darauf ankam, möglichst rasch viel Gummi zu sammeln, so vernichteten sie schonungslos die Bestände der angesessenen Eingeborenen. Die Ngumba und Mabea sind ein kleiner, unansehnlicher Menschenschlag, schmutziges Gelb ist die vorherrschende Farbe, übergroße Köpfe sitzen auf ungelenken Gliedern, Männer und Weiber waren in der Regel von Kopf bis zu Fuß tätowiert. Schwer beladen mit Gummi oder Waren, die sie in einem Rohrgestell auf dem Rücken trugen, kamen sie daher; der abgeschabte Gehrock oder Wintermantel bei den Männern, der schmutzige, hemdartige Hänger bei den Weibern an Stelle des früheren Rinderschurzes machte sie nicht ansehnlicher. Sie lebten unter dem düsteren Druck des halbdunklen Urwaldes und bauten ihre Hütte unter irgendeinem Riesenbaum, dessen Krone alle Helligkeit fernhielt. Ihre Geräte waren primitiv, wie sie selbst.

Der Bulestamm galt ursprünglich, der Natur seines Landes entsprechend, als der wildeste und roheste unter allen. Tiefdunkel brausen dort im Urwald die Waldbäche, und in den von keines Menschen Fuß betretenen Felstälern der Berge haust der Gorilla. Viel Blut, Mühe und Arbeit hatte die Unterwerfung der kampfesfrohen Bule gekostet; die Militärstation Ebolowa war Zeuge davon. Aber auch die Bule lernten Gummi zapfen und Lasten tragen. Sie sind Soldaten, Arbeiter, Hauspersonal beim Europäer geworden und stellten schließlich die nützlichsten und fleißigsten Eingeborenen Kameruns dar. Ihr Anpassungsvermögen brachte sie, ein ausgesprochenes Binnenlandvolk, dazu, in Victoria die Boote und Leichter zu bedienen, Lokomotiven zu heizen und den Schlag der Ramme beim Hafenbau zu regeln. In Duala zwar ging der Jaunde im Gehrock und Lackstiefeln einher, und in Garua trug er die Haussarobe. In Küstenschulen lernte er, und in Adamaua und Bornu lehrte er als Schul- und Exerziermeister. Wenn er aber wieder daheim bei seiner Sippe war, wollte er nichts, als das alte Kind seiner Heimat sein.

Die Wute, ein im Grasland wohnendes Sudanvolk, waren bis zu ihrer Unterwerfung Kannibalen, aber sie beschränkten sich im allgemeinen auf den Genuß des Fleisches ihrer erschlagenen Feinde, dem sie geheime Kraft zuschrieben. Als im Jahre 1900 im Wutelande die Station Joko errichtet wurde, war es mit dem alten Räuberleben dieses Volkes vorbei. In früheren Jahren arbeitete der freie Wute grundsätzlich nicht; dazu hielt er sich seine Sklaven, die außerhalb der befestigten Städte in geschlossenen Sklavendörfern wohnten. Sie mußten die Durrhapflanzungen anlegen, Mais, Erdnüsse und Pisangs anbauen, Sesam und Kürbis pflanzen und das Kleinvieh hüten. Von da belieferten sie den Haushalt ihres Herrn in der Stadt. Über alles aber gingen dem freien Wute seine Waffen. Eigentum hatte nur der Häuptling, der frei schaltete und seinen Kriegern Land, Waffen und Frauen für tapfere Taten gewissermaßen zu Lehen gab. Der Häuptling und seine Ratgeber sorgten auch dafür, daß der Wutemann nicht gar zu lange bei seinem Bier und seinen Weibern ruhte. Immer wieder mußte er hinaus zum Kampf an die Grenze des Reiches, immer wieder Sklaven jagen, denn der Häuptling brauchte Menschen, die er an die Haussahändler gegen Pferde, Waffen und Munition eintauschen konnte. Er wollte neue Weiber haben für seinen Harem, der nach Hunderten zählte. So dröhnten täglich die Kriegstrommeln in den Wutestädten, und in großen geschlossenen Trupps zogen die Wutekrieger, das Knie vor dem Häuptling beugend, hinaus über Wall und Graben in den Kampf oder zur Jagd. Sie waren ein rohes Kriegsvolk, bis die Deutschen kamen, die sie gebändigt und zu nützlichen Mitarbeitern an der Erschließung des Schutzgebietes gemacht haben.

Auf niederster Kulturstufe stehen die Pygmäen, die kleinwüchsigen Jägervölker des Urwaldes, die zweifellos mit den Pygmäen des Kongogebietes verwandt sind. In Kamerun durchstreift das Zwergvolk der Bakelle den Wald, um mit Pfeil und Bogen, Schlingen und Giften den Tieren des Waldes nachzustellen oder mit Fanggruben den Elefanten zu überlisten. Die Größe der Männer liegt im allgemeinen zwischen 1,50 bis 1,55 Meter, die Frauen sind bedeutend kleiner. Auffallend sind die nach vorn gedrückten Schultern dieser Zwerge, wahrscheinlich eine Folge des Schleichens. Die Hautfarbe ist verhältnismäßig hell, eine Mischung von grau bis gelblich. Wenn der weiße Jäger den Gorilla, den Waldelefanten oder gar den Bongo, die Edelantilope des Urwaldes, jagen wollte, dann

brauchte er die Pygmäen zum Lauschen, Fährtenfinden und -halten. Denn wie könnte der Weiße im primären Urwald, in der mit den Gerüchen modernder Pflanzen durchsetzten, dumpfschwülen Treibhausluft, ohne Wegweiser, den Pygmäen entbehren.

Die Zerrissenheit der Völkerschaften, die erheblichen Unterschiede im Kulturzustand der Kamerunbewohner nötigten die deutsche Regierung zu individueller Behandlung der verschiedenen Stämme und Staaten bezüglich der ihnen zu belassenden Selbständigkeit. Den Sultanen und Lamidos der Nordhälfte traten Residenten beratend zur Seite. Auch in den geschlossenen Hochlandstaaten Mittelkameruns, Ngaundere, Banjo, Bamum, Bali wurde das geschichtlich gewordene, bodenständige Staatsgebilde soweit als möglich erhalten. Bei den in der Entwicklung zurückstehenden Buschstämmen wurde durch Heraushebung besonders befähigter und angesehener Häuptlinge ein System beschränkter Selbstverwaltung und teilweiser Rechtsprechung nach Möglichkeit zu entwickeln und damit das Eigenleben zu erhalten versucht. Hiermit hatte Deutschland eindeutig seine Achtung vor fremdem Volkstum unter Beweis gestellt.

Für Kamerun galt im besonderen der Satz, daß die Entwicklung des Landes und seiner Wirtschaft von der Entwicklung seiner Einwohner abhängt. Und hier sind drei Daten von entscheidender Bedeutung: die Bevölkerungsdichte, die Lebensform der Eingeborenen, ob sie Nomaden, Viehzüchter oder Hackbauer sind, und schließlich die Erschließungsformen des tropenkolonialen Bodens.

Kamerun war mit knapp 3 Millionen Einwohnern auf einer Fläche von rund 790 000 Quadratkilometern, also etwa nur 4 bis 5 Menschen je Quadratkilometer, nur sehr dünn bevölkert. Dazu kam, daß die Verteilung der Eingeborenenbevölkerung nicht etwa eine gleichmäßige über das ganze Land, sondern vielmehr, wie wir gesehen haben, eine sehr ungleichmäßige war. Während zum Beispiel in Dschang im Grashochland eine Bevölkerungsdichte von bis zu etwa 68 Köpfen je Quadratkilometer bestand, wurden in den Tiefen des Tsadseebeckens etwa 15 bis 20 angetroffen. Und auf der zentralen Hochfläche sank diese Ziffer bis auf zwei bis drei. Sehr dünn bevölkert waren gleichfalls die Urwaldgebiete. Und so mußten unsere Pioniere feststellen, daß die von der Natur am meisten begünstigten Erzeugungsgebiete am schwächsten bevölkert waren. Diese Tatsache war in Verbindung mit der doch nur langsam fortschreitenden Befriedung des Landes natürlich für die Wahl der Erschließungsform des tropenkolonialen Bodens entscheidend. Da nach dem damaligen Stand der Erforschung des Landes Kamerun mit dem Vorkommen abbauwürdiger Bodenschätze nicht gerechnet wurde, lag von vornherein der Schwerpunkt der Wirtschaft in der Landwirtschaft und dem Handel, bzw. in einer Verbindung von beidem.

Die wesentlichsten deutschen Pflanzungen wurden am Fuß des Kamerungebirges westlich, südlich und östlich angelegt; sie stellten eine der größten geschlossenen deutschen Besitzungen in Übersee dar. Die Geschlossenheit erklärt sich daraus, daß bei der Anlage von Pflanzungen in der Vorkriegszeit verkehrswirtschaftliche Faktoren eine derartig wichtige Rolle spielten, daß die nicht unter allen Umständen günstige klimatische Lage dagegen zurücktrat. Allerdings leistete auch die Bodenfruchtbarkeit der vorwiegend durch die Verkehrsfaktoren bedingten Zusammenschließung Vorschub. Außerdem bestand, wegen der noch nicht überall durchgeführten Befriedung des Landes, eine Absperrung des Hinterlandes durch die Eingeborenen. So entstand ein einheitlicher deutscher Pflanzungskomplex, dessen Handelbasis nach Übersee die Küste mit den Häfen Victoria, Tiko und Duala bildete.

Die üppige Urwaldvegetation des Kamerungebirges, dessen kleiner Teil also für die Zwecke der tropischen Landwirtschaft in Anspruch genommen wurde, hat ihre Grundlage in der Bodenstruktur und der klimatischen Gestaltung. C. Weiler beschreibt in seiner Wirtschaftsgeographie Kameruns, daß der Gehalt an Stickstoff, Phosphorsäure und Magnesia die Basaltverwitterungsböden des Kamerungebirges eine üppige Pflanzendecke tragen läßt und daß nur Kali zugesetzt werden muß, um gute Ernten zu erzielen. Die Verwitterung der vulkanischen Basalte wird durch starke Niederschläge begünstigt, die unter dem Einfluß des Nordostpassats und Südostmonsums entstehen. Die jährlichen

Niederschlagsmengen schwanken zwischen 4000 bis 10000 Millimeter. Diese starken Niederschläge schrieben den Großplantagen die anzupflanzenden Kulturen vor. Die einheimische Ölpalme hatte sich im Anbau am besten bewährt; die gewöhnliche Ölpalme ergab einen Ertrag je Hektar von etwa 1630 Mark im Jahr. Wenn man dagegen die besten Palmensorten pflanzte, nämlich die Lisombe, dann stieg der Gewinn auf über 2000 Mark im Jahr. Dies ermutigte zur Großkultur der Ölpalme auf einigen Pflanzungen. Diese Großkultur bedingte, daß die Früchte an Ort und Stelle in Aufbereitungsanlagen verarbeitet wurden, und es war die Gesellschaft Nordwest-Kamerun, die damit den Anfang machte.

Die Ernte der Ölpalme findet in den regenreichen Gebieten des Westens und Südwestens des Kamerungebirges eigentlich während des ganzen Jahres statt. In den trockeneren Strecken (Victoria und das nordöstlich sich anschließende Land) setzt die Ernte von Oktober bis Dezember aus. Die Ölpalme bringt Vollernten vom 10. Jahre ab, und zwar 10 bis 20 Fruchtbündel mit etwa 800 bis 1000 Früchten.

In den ersten Jahren nach der Besitzergreifung hatte man auf die Kultur des Kaffees große Hoffnungen gesetzt. Der Kamerunberg gleicht in jeder Beziehung den Voraussetzungen auf den Inseln Fernando Po und San Thomè, wo in den Jahren 1884 bereits eine blühende Kaffeekultur bestand. Nichts war natürlicher, als daß man auch am Kamerunberg einen Aufschwung der Kaffeekultur erwartete. Diese Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, so daß die Kaffeekultur wieder aufgegeben wurde. Einerseits waren es Kaffeeschädlinge, die großen Schaden anrichteten, andererseits die Konkurrenz des Brasilkaffees, die bei dem Wirtschaftsdenken der damaligen Zeit den Entschluß zur Aufgabe der Kaffeekultur beschleunigte. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß der Kaffeebaum im Waldlande wild wächst.

Wie vom Kaffee erwartete man von der Tabakkultur den größten Gewinn. Namentlich in Bibundi wurde in den ersten Jahren viel Tabak gepflanzt, der auch von ausgezeichneter Güte war. Indessen wurde der Anbau zu teuer, wie auch das zu feuchte Klima die Aufbereitung erschwerte. Das war denn auch wohl der Grund, warum der Anbau wieder völlig eingestellt wurde. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß an anderen Stellen Kameruns, zum Beispiel in Jaunde, im Pflanzungsbetrieb ein hochwertiger Tabak mit Gewinn angebaut werden kann.

Auch beim Anbau des Kakaos mußten zunächst viele Erfahrungen gesammelt werden, bevor es zu der heutigen bedeutsamen Erzeugung kam. Als Ende der neunziger Jahre der Plantagenbau am Kamerunberg einen bedeutenden Aufschwung nahm, setzte man auf den Kakao die allergrößten Hoffnungen. Indessen war der erste Erfolg kein so glänzender, als man erwartet hatte. Der Kakao erwies sich als zu bitter, so daß er nur in wenigen Prozenten der Schokolade zugesetzt werden konnte. Außerdem traten bald sehr unangenehme Schädlinge auf. Durch Verbesserung der Aufbereitungsmethoden wurde dann der Kakao zwar hochwertiger, allein die Anpflanzung der edlen amerikanischen Sorten, wie Venezuela-, Soconusco- und Nicaragua-Criollo war anscheinend wegen der Schädlinge und aus klimatischen Gründen nicht geglückt. Im Jahre 1907 wollte man den Anbau von Kakao nicht erweitern und sich vielmehr dem Kautschuk zuwenden. Dann aber, mit zunehmender Verbesserung der Aufbereitungsmethoden, trat in der Kakaokultur eine Wendung zum Besseren ein: der Kamerunkakao konnte mit dem von San Thomè in Wettbewerb treten.

Außer am Kamerunberge, wo Tausende von Hektar mit Kakao bepflanzt waren, wurde noch etwas Kakao im Bezirk Johann-Albrechtshöhe und im Bezirk Kribi angebaut, hier jedoch mit wenig Aussicht auf Erfolg.

War in Kamerun die Kakaokultur zunächst der Wirtschaftsform der Großplantage vorbehalten, so wurde an der Goldküste die bedeutende Kakaoausfuhr zum größten Teil im Kleinbetrieb als Eingeborenenkultur erzeugt. Dieses Vorbild wurde dann auch in Kamerun die Veranlassung, die Eingeborenen zur Erzeugung von Kakao zu ermuntern. Zunächst schien es, als habe der Kamerunneger keine Neigung zum Kakaobau, der in keinerlei Beziehung zu seinem bisherigen Hackbau stand. Er

hat auch wohl zunächst aus diesem Grund seine Kakaokulturen nicht sorgfältig genug behandelt und keine rechten Erfolge erzielt. Dann aber trat ein Wechsel ein, die Kakaokultur wurde volkstümlich und begann sich auszubreiten, und zwar nicht nur an der Küste, sondern auch in Jaunde. Eine Schwierigkeit lag nach wie vor darin, daß am Kamerungebirge die Erzeugung in Jahren langanhaltender Regenfälle unter der Bildung der Kakaobraunfäule, der dann beträchtliche Teile der Ernte zum Opfer fallen können, litt.

Für die Kautschukerzeugung wurde erst kurz vor dem Weltkriege der Anbau der Hevea brasiliensis aufgenommen, da die bisher angebaute, in Kamerun einheimische Kixia ungenügende Mengen Rohkautschuk lieferte. Die Erträge der Hevea stehen in keinem Falle denen der ostasiatischen Anbaugebiete nach, die jährliche Ausbeute beträgt im Vollertrag, der erst nach dem Kriege eingetreten ist, 3 bis 4 Kilogramm je Baum. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die besten Anbaugebiete für Hevea diejenigen des Kamerungebirges sind, die zu den weniger regenreichen zählen.

Zahlreiche Versuche mit anderen tropischen Kulturpflanzen, die teils von den Pflanzern, teils in den Versuchsgärten der Regierung unternommen worden sind, haben wechselnde Erfolge gezeitigt. Mit Kola wurden im Europäerbetrieb keine guten Erfahrungen gemacht, während die Eingeborenen diesen Baum, namentlich im Waldlande und im Kumbahochlande mit Erfolg kultivierten. Während bei den Versuchen mit Vanille keine Erfolge erzielt werden konnten, lieferten Pfeffer, Gewürznelken und Zimt ein ausgezeichnetes Erzeugnis.

Man muß es den deutschen Pflanzern in Kamerun zur Ehre anrechnen, daß sie keine Mühe und keine Mittel gescheut haben, sich allmählich zum Erfolg hindurchzuarbeiten. Kein Rückschlag in den durch die Natur bedingten Verhältnissen, keine Konjunktur des Weltmarktes, von der sie damals abhängig waren, hat sie entmutigen können; zurückgeworfen, haben sie immer wieder neuen Anlauf genommen und sich allen Gewalten zum Trotz erhalten. So ist es ihnen denn auch zu gönnen, daß sie in der erfolgreichen Kultur bei Banane schließlich einen Ausgleich für alle Verluste und Enttäuschungen gefunden haben.

Die deutsche Kamerunbanane, die heute als Volksnahrungsmittel ein Begriff für den deutschen Volksgenossen geworden ist, hat wie kaum eine andere tropische Frucht für die Ernährungswirtschaft der Heimat Bedeutung gewonnen, und jeder, der sie ißt, sollte sich daran erinnern, daß es die deutschen Pflanzer am Kamerunberge waren, die die Grundlagen für die Erzeugung dieser schmackund nahrhaften Frucht gelegt haben. Zur artenreichen Gattung der Musa gehören drei Hauptgruppen: Die Hanfbanane Manilas und Westindiens, die Mehl- und die Obstbanane. Die Amerikaner waren uns in der Kultur der Obstbanane, bei der sie sich für die Kultur der Platano Roatàn entschieden hatten, vorausgegangen, und der Verfasser erinnert sich gern der großen Anlagen der United Fruit Co am Rio Papaloapam im Staate Veracruz in Mexiko, die er anläßlich einer landwirtschaftlichen Studienreise im Jahre 1925 besuchen konnte.

Aus Schößlingen gezogen, die dem Wurzelstock der Mutterpflanze entsprießen, entwickelt sich die Bananenstaude zu einer Höhe von zwei bis sechs Metern. Der Blütenstand wird gegen allzu starke Sonnenbestahlung durch die mächtigen Blätter geschützt, die etwa zehn an der Zahl, bei einer Breite von bis zu einem Meter eine Länge von vier bis sechs Metern erreichen. Die Banane verlangt einen humosen, tiefgründigen, feuchten Boden bei einer mittleren Jahrestemperatur von über 20 Grad Celsius. Starker Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist gleichfalls erforderlich, wenn schmackhafte Früchte sich voll entwickeln sollen. Diese Bedingungen findet die Banane auf den verkehrsgünstig gelegenen Plantagen am Kamerungebirge, die dieses gehaltreiche Nahrungsmittel vor dem Kriege versuchsweise und nach dem Kriege planmäßig angebaut haben.

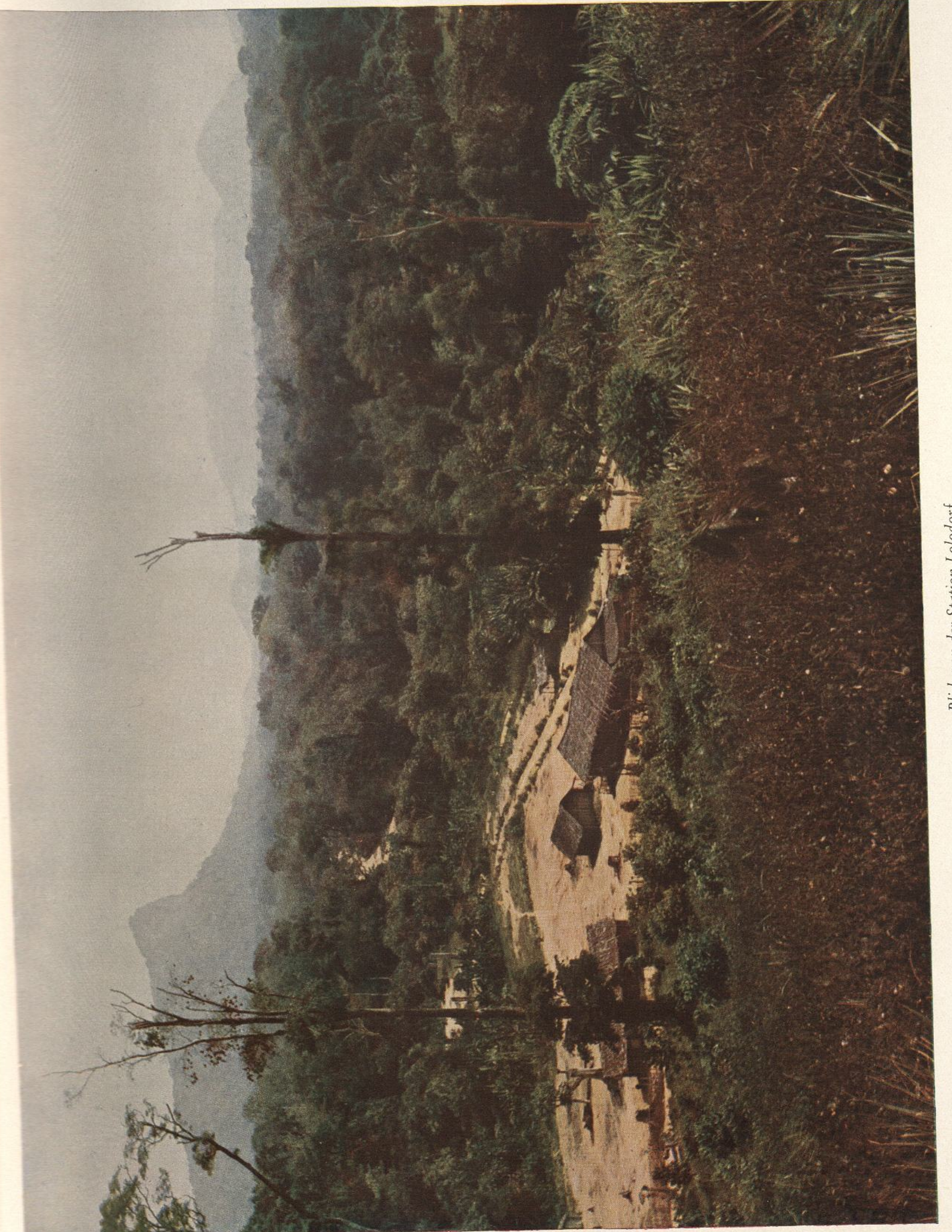
Haben wir uns in kurzen Zügen bisher mit den vornehmlich in der europäischen Plantagenwirtschaft erzeugten Nahrungsmitteln und Rohstoffen beschäftigt, so wenden wir uns nun kurz den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Eingeborenen zu, wobei wir uns auf diejenigen beschränken wollen, die für die Ausfuhr nach Deutschland eine Rolle spielen konnten. Unter den Körnerfrüchten spielte

der Mais die größte Rolle; an einzelnen Stellen wurde Reis gebaut, beide Kulturen sind ausdehnungsfähig. An Ölfrüchten sind Erdnuß und Sesam weit verbreitet, und namentlich die erstere ist es, die für die Fettversorgung Deutschlands eine wichtige Rolle spielt. Sie gehört zu den ältesten Kulturpflanzen Afrikas, stammt vermutlich aus Südamerika und ist von den Sklavenhändlern durch den ganzen Erdteil verbreitet worden. Beim Eingeborenen Kameruns ist eine ausgeprochene Vorliebe für den Anbau der Erdnuß festzustellen, denn ihre Kultur ist einfach und sagt deswegen primitiven und im Hackbau begriffenen Völkern zu, sie gliedert sich leicht in ihre Wirtschaftsweise ein. Das Anlagekapital für den Eingeborenen-Erdnußpflanzer ist sein und seiner Familie Arbeitsleistung, die um so höher sein wird, je größer der Antrieb durch möglichen Verdienst persönlicher Art ist. Wollte man dagegen die Erdnuß als Großunternehmer anpflanzen, würde man dafür Mittel aufzuwenden haben, die um ein Beträchtliches über die Kosten hinauswachsen würden, die im Interesse einer Belebung einer schon vorhandenen Eingeborenenkultur erforderlich sind. Im Norden des Schutzgebietes ist die Baumwolle berufen, eine wichtige Rolle in der landwirtschaftlichen Erzeugung der Eingeborenen zu spielen, sobald die Transportverhältnisse geregelt sind.

Die wichtigste Kulturpflanze der regenreichen Vegetationszone der westafrikanischen Tropen ist die schon erwähnte Ölpalme, die sich überall da ansiedelt, wo die Axt im Urwald Licht schafft. Sie kommt in riesigen wildwachsenden Beständen vor, wird vom Eingeborenen für den eigenen Haushalt ausgenutzt und dient ihm andererseits durch Verkauf des Öls an den Europäer als immer fließende Erwerbsquelle. Ebenso wie der Europäer hatte der Eingeborene mit dem Anbau der Ölpalme begonnen. Heute bilden die Ölpalmenkulturen der Eingeborenen den bedeutendsten Anteil an der Kameruner Ölpalmenproduktion: sie liefern neunzig vom Hundert der Exportmengen. Da die Ölpalme keine allzu hohen Ansprüche an den Boden stellt, ist sie eine ideale Kulturpflanze für die extensive Eingeborenenwirtschaft.

Die Viehzucht war im Waldlande und in den grasreichen Steppenländern wesentlich verschieden, sie ist ja zum großen Teile vom Klima abhängig. Im Waldlande züchtete man im allgemeinen ausschließlich Kleinvieh. Rinder kamen meist nur auf hohen Gebirgen oder örtlich in der Nähe des Graslandes vor. Die nördliche Hochfläche Südadamauas war für die Rinderzucht weitaus am geeignetsten. An Rassen gab es ein kleines kurzhörniges Rind bei den Gras- und Waldlandstämmen, andererseits die großen, schönen langhörnigen Buckelrinder der Fulbe.

Die junge Kameruner Wirtschaft hatte es verstanden, den Handelsverkehr aus kaum nennenswerten Anfängen zu ganz beachtlichen Zahlen zu entwickeln, die zwar im Vergleich mit dem gesamten deutschen Warenverkehr klein, aber in stetem Anstieg begriffen waren. Das konnte auch gar nicht anders sein, da gleichzeitig mit dem Handel der Schutzgebiete rund 25 Milliarden deutscher Auslandskapitalien die Hauptträger des deutschen Außenhandels waren. Immerhin war damals schon der Sinn der deutschen Kolonialwirtschaft, die Bedürfnisse, die aus dem ererbten deutschen Boden nicht mehr herausgewirtschaftet werden konnten, allmählich aus dem kolonialen Ergänzungsraum zu befriedigen. Kamerun nahm, seinen damaligen Erzeugungsverhältnissen entsprechend, an diesem Handel teil mit Lieferung von Kautschuk, Palmkernen, Palmöl, Elfenbein, Kakao, Hölzern, Kolanüssen, Kopal, Baumwolle, Erdnüssen und tierischen Erzeugnissen. Es führte dagegen ein: Eisenbahnbaumaterial, Lebensmittel für die Europäer, Düngemittel, bedeutende Mengen Reis, Bauholz, Zement, Salz, Kohlen, Seife, chemische Erzeugnisse, Textilwaren, Lederwaren, überhaupt alle möglichen Erzeugnisse der deutschen Fertigwarenindustrie. Duala stand bezüglich der Einfuhr an erster, Kribi an zweiter Stelle. Bezüglich der Ausfuhr war es umgekehrt. Bestanden im Jahre 1884 zwei deutsche und zwei englische Firmen, so waren es im Jahre 1899 bereits elf deutsche und acht englische Gesellschaften. Im Jahre 1907 bestanden 42 deutsche und sechs englische Firmen in Kamerun. Entsprechend war die Entwicklung der Schiffahrt. Hatten bis zur Jahrhundertwende die englischen Linien den Hauptanteil des Verkehrs bestritten, so war es bereits im Jahre 1907 umgekehrt: die deutschen Linien, voran die Woermannlinie, hatten den Engländern den Rang abgelaufen. Aller-



Blick von der Station Lolodorf

Urwaldweg bei Lolodorf



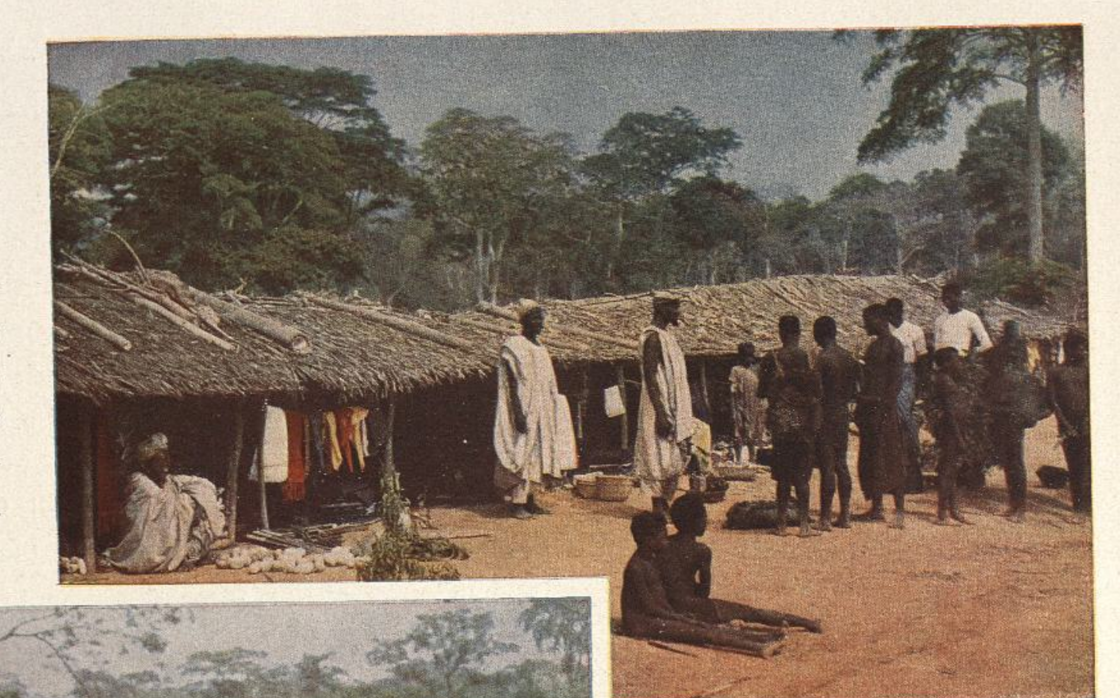
Kamerun ist unsere waldreichste Kolonie. Die Küstengebiete und der gesamte Süden sind mit Urwald bedeckt, der im Hochland über die Baum- und Buschsteppe in das Grasland übergeht. Die Urwaldbäume werden 40—60 m hoch, zumeist mit einem undurchdringlichen Lianendickicht bedeckt. Die Mündungen der Küstenflüsse sind von einem Gürtel von Mangrovenwald umsäumt, aus dem sich allmählich der Sumpfwald mit dichtem Unterholz, den Raphia- und Phönixpalmen entwickelt. Der eigentliche tropische Urwald, der in immergrünen Regenwald übergeht, liefert die verschiedensten wilden Kautschukarten und wertvollsten Edelhölzer wie Mahagoni, Teakholz, Ebenholz und Rotholz.



Urwaldweg mit Lichtung zwischen Jaunde und Lolodorf

Haussahändler

Die Haussa sind ein ausgesprochenes Handelsvolk hamitischen Ursprungs, das einst große Reiche zwischen Niger und Tschadsee besaß und vom Norden nach Kamerun vorgestoßen sein soll.

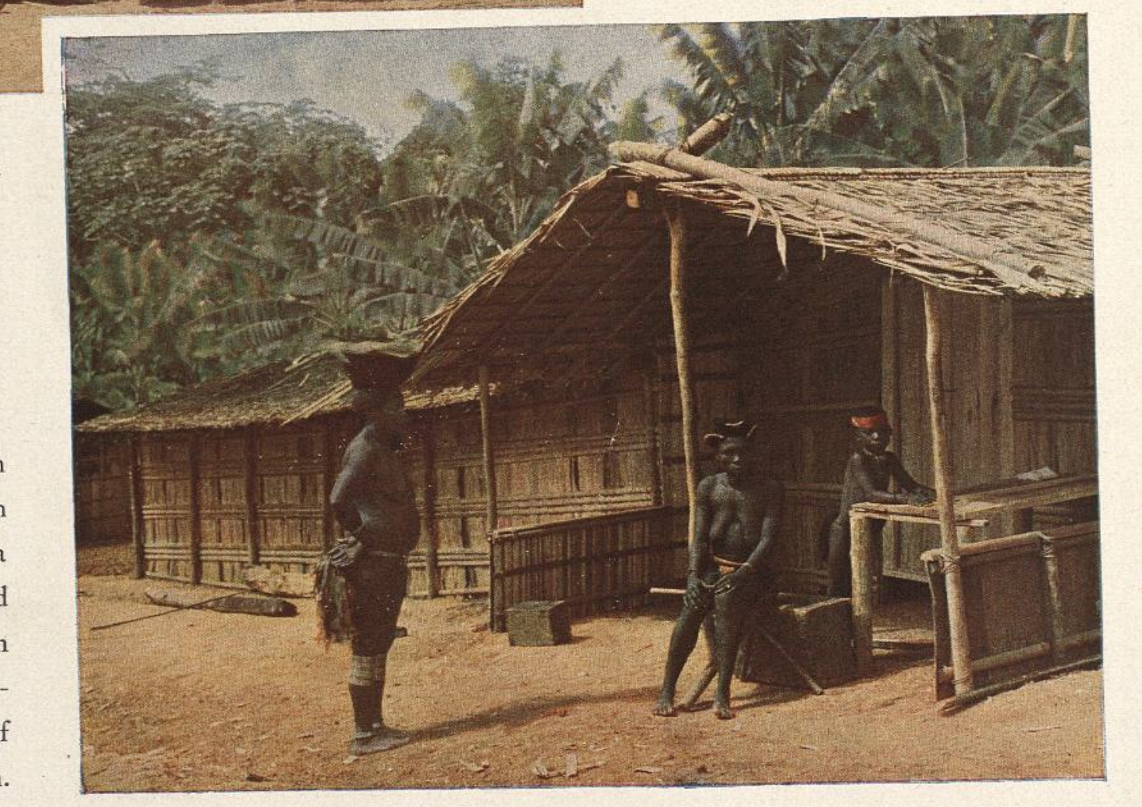


Wute-Neger

Die Wute-Neger nördlich des Sanagaflusses waren einst ein grausames und kriegerisches Volk. Sie wohnen in Einzelhöfen oder Siedlungen und sind sehr musikliebend.

Hütte der Jaunde-Neger

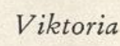
Die Jaunde-Neger sitzen in Südkamerun auf dem Plateau zwischen Sanaga und Lokundje. Sie sind große schöne Menschen von brauner Hautfarbe. Besonderen Wert legen sie auf kunstvolle Hausbauten.





Kakaopflanzung bei Viktoria

Am Fuße des Großen Kamerunberges sind schon zu deutscher Zeit große Pflanzungen entstanden. Kakao und Bananen wurden hier vornehmlich angebaut. Ferner wurden die wildwachsenden Ölpalmen sowie Kautschukbäume und Lianen verwertet und später auch plantagenmäßig gezogen.





Viktoria



Feldbahn in der Viktoriapflanzung

Eine der größten Unternehmungen ist die westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria, die bereits 1897 gegründet wurde. Feldbahnen sind oft kilometerlang. So wurden wöchentlich gewaltige Mengen von Bananen in dreizehntägiger Fahrt mit Transportdampfern von Tiko oder Viktoria nach Hamburg befördert.

dings standen die deutschen Transporte dieser Zeit unter dem Einfluß der Bahnbauten im Schutzgebiet. Das Jahr 1908 brachte einen Rückschlag, der mit der Erschöpfung der Wildkautschukbestände zusammenhing. In den Jahren von 1908 bis 1914 war dann aber die Ausfuhr aus den deutschen Kolonien fast auf das sechsfache gestiegen, nämlich von 28 auf 162 Millionen Mark. Kamerun war entsprechend daran beteiligt. Die Woermannlinie betrieb vor Ausbruch des Weltkrieges mit Tochtergesellschaften einen Flußdienst auf dem Kongo und Ubangi nach dem Hinterland Neukameruns und auf dem Benuë nach den nördlichen Bezirken unseres hoffnungsvollen Schutzgebietes.

Über das Sammeln des Wildkautschuks ist folgendes zu sagen:

Während im küstennahen Südkamerun sich vorzugsweise Kautschuklianen befanden, die besonders guten Gummi lieferten, leider aber meistens durchschlagen und dadurch zum Absterben gebracht wurden, waren weiter im Innern die Kixiabestände zahlreicher. Die eingeborenen Gummisammler zapften den Gummisaft ab und fingen ihn in Gefäßen auf. Dann kochten sie ihn, ließen ihn erkalten und formten die sich dabei zusammenziehende weiße Kautschukmasse zu kleineren Kügelchen, größeren Bällen oder Kuchenformen. An diesen im Handel vorkommenden Formen konnten die Kaufleute gewöhnlich den Ursprung des Gummis erkennen. Da er nach Gewicht verkauft wurde, verunreinigten die Sammler die Kautschukmasse häufig mit Sand und kleinen Steinen, um das Gewicht zu erhöhen. Dies führte dazu, daß der Käufer, um sich vor diesen Betrügereien zu schützen, jedes Gummistück auf seine Reinheit prüfen mußte.

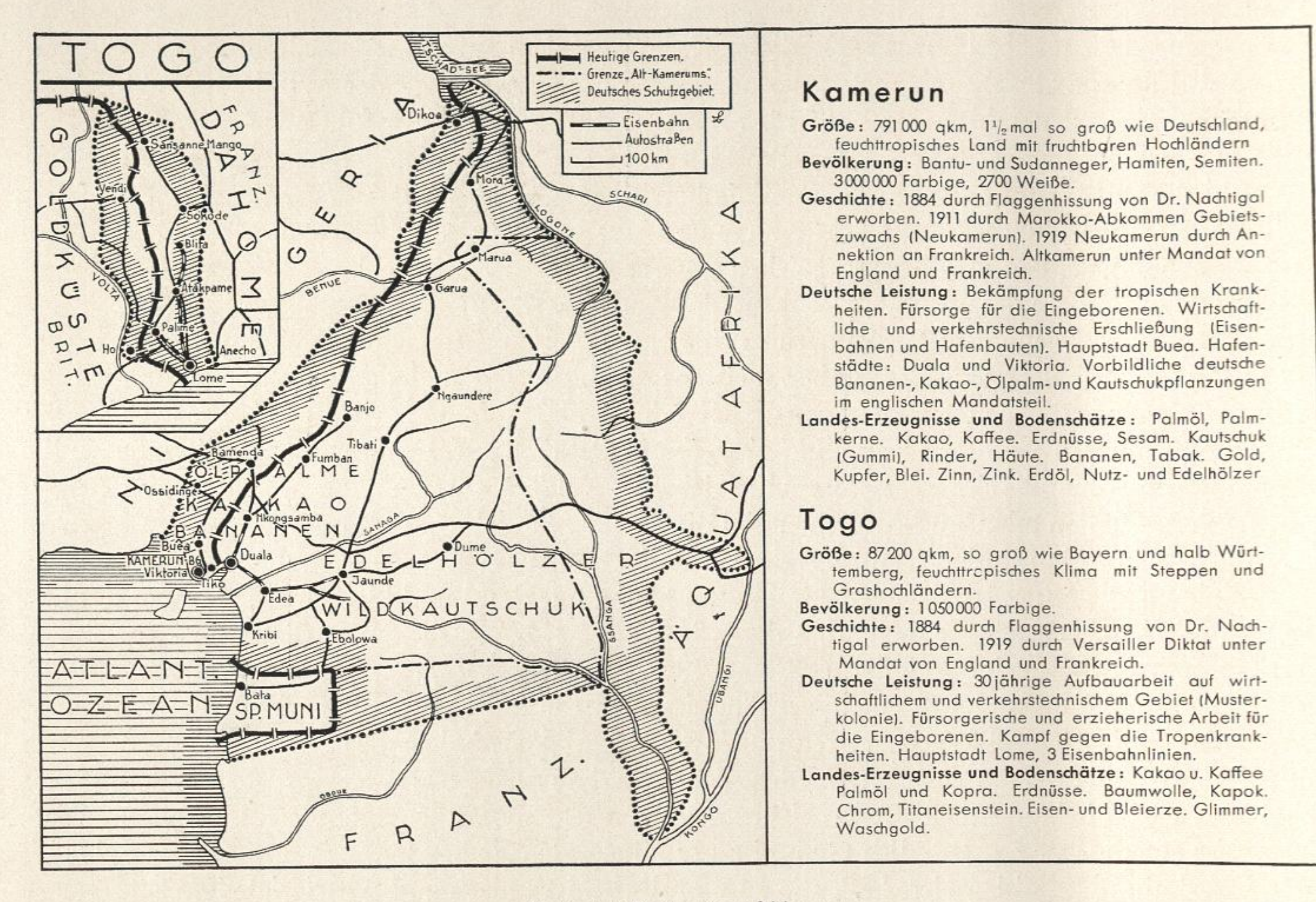
Dieser Gummihandel hatte einen verhängnisvollen Einfluß auf den Ackerbau gehabt. Die Bewohner des östlichen Waldlandes waren durch die Leichtigkeit, hohen Gewinn beim Sammeln von Kautschuk zu finden, dazu verleitet worden, den Ackerbau so gut wie ganz einzustellen, und, soweit nicht Jagd und Fischfang aushalfen, Lebensmittel von den schwarzen Händlern zu kaufen. Diese trieben die Buschneger an, lediglich Gummi zu sammeln, den sie bevorschußten. So begann eine bis dahin unbekannte Schuldenwirtschaft, die zu moralischem Verderb und Schwierigkeiten führte.

Bergbau wurde in Kamerun vor dem Weltkriege überhaupt nicht betrieben. Auch jetzt steckt er noch in den Anfängen. Immerhin hat sich seit 1933 eine vielversprechende Gewinnung von Gold und Zinn entwickelt, die die vorläufig wichtigsten Bergbauprodukte des noch keineswegs gründlich erforschten Landes zu sein scheinen.

Den größten natürlichen Reichtum Kameruns bildet sein Urwald als Teil des mittelafrikanischen immergrünen Regenwaldes, der zu den größten Waldgebieten der Welt gehört. Sein Vorhandensein ist bedingt durch eine das ganze Jahr über annähernd gleichmäßig verteilte Niederschlagmenge von durchschnittlich mindestens 1500 Millimeter. Auf der ungeheuren Fläche von schätzungsweise 300 Millionen Hektar, von Sierra Leone bis zu dem Kongostaat, findet sich in dieser Regenzone nur Wald, der, von Natur aus zusammenhängend, im allgemeinen nur durch menschliche Siedlungen unterbrochen wird. Früher war die Ausdehnung dieses Waldes noch viel größer. Verständnislose Eingriffe von Menschen haben den Nordrand dieses geschlossenen Urwaldgebietes im südlichen Sudan um mehrere hundert Kilometer zurückverlegt, und es wird hohe Zeit, daß die noch vorhandenen Urwälder in eine geregelte Bewirtschaftung übernommen werden, und der weiteren Waldverwüstung der Eingeborenen Einhalt geboten wird. In diesen unermeßlichem Waldgebiete werden bei meist hervorragenden Wachstumsbedingungen alljährlich in einer sinnverwirrenden Fülle von den verschiedensten Holzarten, vom schwersten Luxus- und Werkholz bis zum leichtesten Weichholz viele hundert Millionen Festmeter erzeugt, von denen freilich weitaus der größte Teil nutzlos im Walde verrottet, während nur ein sehr kleiner Teil der Weltwirtschaft zugeführt wird.

Der Anteil Altkameruns an diesem gewaltigen Waldgebiet beträgt 22 Millionen Hektar; was das bedeutet, wird uns klar, wenn wir uns vor Augen halten, daß die gesamte Waldfläche Großdeutschlands etwa 17,5 Millionen Hektar beträgt. Entsprechend der dünnen Bevölkerung Afrikas entfallen je Kopf 2,3 Hektar, während die analoge Zahl in Europa etwa ein halbes Hektar beträgt.

Wir haben im Abschnitt Ostafrika gesehen, daß der Wald durch die ungeregelten Nutzungen



Karte von Kamerun und Togo

der Eingeborenen, besonders ihren Waldfeldbau, die Überstockung der Baumsteppen mit Vieh, die Grasbrände in den Waldsavannen, einer schleichenden Verwüstung ausgesetzt ist, deren Folgen unabsehbar sind. Die rasche Vermehrung der Bevölkerung infolge des Unterbindens der Stammeskriege und der Tropenmedizin des weißen Mannes, wie aber auch der Übergang der Eingeborenen zu weltwirtschaftlichen Kulturen neben dem bisherigen Anbau nur für den Eigenbedarf steigert den Druck gegen die vegetabilischen Reserven des Waldes. Wenn einer solchen Entwicklung nicht systematischer Waldschutz und eine Intensivierung der extensiven, regellosen Waldnutzungsmethoden entgegengesetzt wird, dann ist die Waldzerstörung unaufhaltsam. Ihre Folgen in Afrika sind weitgehende Bodenabschwemmung (soil erosion), Versteppung, Störung im Wasserhaushalt der großen Ströme, in deren Quellgebiet der Wald zerstört wurde, und anderes mehr. Hierdurch können ganze Kolonien vernichtet werden.

Der Kameruner Urwald ist eine Rohstoffquelle, deren Erschließung für die Industriewirtschaft Deutschlands ständig um so mehr an Bedeutung gewinnt, als die deutsche Waldrohstoffbasis infolge unserer starken Bevölkerungsdichte und der rasch fortschreitenden Industrialisierung immer unzulänglicher wird. Die Bedingungen für eine rationelle Erschließung des afrikanischen Regenwaldes sind: systematische Erschließung der technischen Eigenschaften und der wirtschaftlichen Verwendungsmöglichkeiten sowie der zu wirtschaftlich tragbaren Kosten erreichbaren Mengen jener zahlreichen Holzarten, die die Genossenschaftsflora des afrikanischen Waldes darstellen, und von denen bisher nur sehr wenige den Weg nach Deutschland gefunden haben.

Im Reichsinstitut für ausländische und koloniale Forstwirtschaft in Hamburg, das unter Leitung des Professors Dr. ing. Franz Heske steht, besitzt Großdeutschland eine Einrichtung, die wie keine andere berufen ist, die Voraussetzungen für die Erfüllung obiger Forderungen zu schaffen.

Wenn wir wissen, daß der Kameruner Urwald über sechshundert verschiedene Holzarten enthält, während der deutsche Wald sich nur aus etwa dreißig Arten zusammensetzt, so verdanken wir das in erster Linie den Arbeiten, denen Professor Dr. Heske sich persönlich im Kameruner Urwald unterzogen hat. Er hat uns auf den Reichtum dieses Waldes, den wir früher zwar ahnten, indessen noch nicht erklären konnten, hingewiesen, insbesondere auch auf die ewige Unerschöpflichkeit dieses Waldes, die durch eine geregelte, nachhaltige Bewirtschaftung erreicht werden kann. Aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchungen seines Institutes haben wir gelernt, daß der Kameruner Wald uns nicht nur Luxushölzer, sondern auch zahlreiche harte und besonders dauerhafte Spezialhölzer, dazu Konstruktionshölzer für alle Arten des Baugewerbes, sowie weiche, leichte Massenverbrauchshölzer für Zellstoff, Papier, Sperrplatten, Kisten usw. liefern kann. Daß darüber hinaus dieser Wald als Lieferant von Fettrohstoffen (Ölpalme) und Kraftfuttermitteln für unsere Viehwirtschaft berufen ist, eine für Großdeutschlands Fettversorgung ausschlaggebende Rolle zu spielen; daß er uns ferner an Nebennutzungen Harze, Gummiharze, Balsame, echte Gummiarten, Gerbstoffe, Farbstoffe, eßbare Produkte und Medizinpflanzen geben kann.

So sehen wir, daß der Kameruner Urwald, der vor dem Weltkriege noch ein verhältnismäßig geringes Interesse hatte, heute von größter Tragweite für Großdeutschlands Rohstoffversorgung geworden ist. –

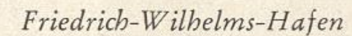
In bunten wechselreichen Bildern hat sich Kamerun vor uns ausgedehnt als ein Land voll von Unterschieden und Gegensätzen. In einer Frage aber gab und gibt es nur Gemeinsamkeit: vor dem Weltkriege im Vertrauen, daß unter Deutschlands Schutz das Land und seine Bewohner einer glücklichen Zukunft entgegengingen, nach dem Kriege im Mißtrauen, daß unter dem Mandatssystem das Schicksal dieses Landes ungesichert ist. Großdeutschlands Recht auf dieses Land legt ihm auch Pflichten auf; wir sind uns unserer Treuhänderschaft bewußt und warten nur noch auf des Führers Auftrag: Fanget an!

Lagune von Friedrich-Wilhelms-Hafen



Landungsbrücke in Herbertshöhe

Bei Herbertshöhe in der Blanche-Bucht von Neu-Pommern entstanden bereits 1891 die ersten deutschen Kokospalm - Pflanzungen. Herbertshöhe war bis 1909 auch Sitz der deutschen Regierung von Deutsch - Neuguinea.



Friedrich-Wilhelms-Hafen



Friedrich-Wilhelms-Hafen ist der günstigste Hafenplatz an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land und wurde erst 1884 von Kapitän Dallmann auf der „Samoa“ entdeckt.



Rabaul

Rabaul an der Blanche-Bucht von Neu-Pommern hieß früher Simpson - Hafen und ist seit 1909 Sitz der Regierung von Deutsch - Neuguinea.

Kraterrand der „Südtochter“ mit der Blanche-Bucht und der Insel Matupi

Deutsch - Neuguinea umfaßt eines der gewaltigsten Vulkangebiete der Erde, deren schaffende oder vernichtende Kraft heute noch am Werke ist.





Jaluit

Jaluit ist ein bewohntes Atoll der Marshall-Insel-Gruppe und war der Kopra-Ausfuhrhafen der Jaluit-Gesellschaft.

Bienenkorb - Insel in der Blanche - Bucht

Die Blanche - Bucht im Nordosten der Gazelle-Halbinsel von Neu - Pommern ist mit seinen kleinen malerischen Tuffstein-Inseln vulkanischen Ursprungs.



Ponape, die größte Karolineninsel

Kaiser-Wilhelms-Land und die Inselwelt im Stillen Ozean

Neuguinea ist kein Westafrika, wo man gleich ganze Königreiche kaufen kann. Hier ist es eben unendlich schwieriger; denn an vielen Plätzen, wo wir waren, hatten die Leute kaum einen Weißen gesehen...", so hatte Otto Finsch am 21. Februar aus Mioko (Duke-of-York-Insel) an seine ihm vom grünen Tisch her bevormundenden Vorgesetzten der deutschen Neuguinea-Kompagnie geschrieben. Und fürwahr, nichts ist geeigneter, als diese Worte, die Schwierigkeiten, Deutschlands Wirtschaftsraum auch im Stillen Ozean auf friedlichem Wege und mit verhältnismäßig geringen Mitteln auszudehnen, zu umreißen.

Geschichtlich verbürgte Nachrichten besagen, daß die Nordküste Neuguineas erstmalig im Jahre 1526 gesichtet wurde, als ein von Hinterindien nach den Molukken fahrender portugiesischer Segler durch Unwetter aus dem Kurs gesetzt und in Sehweite von Neuguinea verschlagen wurde. Der Führer des Schiffes, Georges de Meneses, gab dem gesichteten Lande den Namen Papua. Die große Insel Neuguinea und die vorgelagerte melanesische Inselwelt wurde in den nächsten 300 Jahren vielfach von der Handelsschiffahrt und von besonderen Forschungsunternehmungen besucht. So fand Carteret, ins Blaue fahrend, den heutigen Gazellekanal zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern. Bei der Durchfahrt gelangte er auch nach Neu-Lauenburg, der damaligen Duke-of-York-Gruppe, und sah als erster die Vulkane an der Blanchebucht, die Mutter mit den beiden Töchtern. Die Bucht selbst aber fand er nicht. Sie wurde erst 100 Jahre später, im Jahre 1872, durch das englische Kriegsschiff Blanche unter Kapitän Simpson aufgefunden. Zu einem Zugriff der kolonialen Mächte ist es damals indessen nicht gekommen. Erst im Jahre 1828 wurde das Land westlich des 141. Breitengrades der Insel Neuguinea für Holland in Besitz genommen.

Aber bereits ein Jahr nach der Bekanntgabe der Simpsonschen Feststellungen, im Jahre 1873, trafen Beauftragte des Hamburger Handelshauses Johann Cesar Godeffroy & Sohn, von der Niederlassung Apia über die Karolinen kommend, in der Blanchebucht ein, um eine Handelsniederlassung zu gründen. Sie gaben den Platz aber bald zugunsten einer Station in Mioko auf Neu-Lauenburg, der Inselgruppe am Eingang der Blanchebucht, auf. Im Jahre 1876 erschien auch die Hamburger Firma Herrnsheim auf der Insel Matupit im Innern der Blanchebucht. Dies veranlaßte die australische Kolonie Queensland im Jahre 1883 Besitz von Neuguinea und allen Inseln zwischen dem 141. und 150. Grad östlicher Länge zu ergreifen. Die englische Regierung erkannte jedoch dieses Vorgehen nicht an, so daß die weit ausgedehnte Inselflur Melanesiens politisch wieder herrenlos wurde.

Um das Jahr 1880 hatten nämlich die Australier begonnen, ihre Arbeiteranwerbungen für die Zuckerplantagen in Queensland auszudehnen. Zahlreiche Anwerbeschiffe fuhren nach allen Teilen der Inselwelt, um Arbeitskräfte für die Plantagen anzuwerben. Meist verfuhren sie so, daß sie den Häuptlingen Gewehre und andere begehrte Dinge auslieferten gegen Hergabe einer genügenden Menge von Menschen. Ein Gewehr bedeutete für die stets untereinander im Kampfe liegenden Insu-



Johann Cesar Godeffroy
der Hamburger Kaufmann und koloniale Vorkämpfer in der Südsee

laner viel; vermittels der Schußwaffe konnte man die feindlichen Stämme überfallen, Kriegsgefangene machen, um sie dann als Arbeitstiere wiederum eintauschen zu können. Häufig gaben sich die Werber als Missionare aus und luden die neugierigen Eingeborenen zum Gottesdienst auf das Schiff ein. Mit Musik und frommen Gesang wurde begonnen und währenddessen der Anker gelichtet. Wer sich nicht durch einen Sprung über die Reeling in Sicherheit bringen konnte, wurde gefesselt, nach Queensland gebracht, um dort für den Rest seines Lebens, fern der Heimat, die er nie wiedersehen sollte, ein elendes Leben zu fristen. Es gibt keine Scheußlichkeit, die hier nicht begangen worden wäre. Kein Wunder, daß die schon an sich mißtrauischen Melanesier alle Weißen, deren sie irgendwie habhaft werden konnten, ermordeten, und es nur langsam möglich war, friedliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen.

Ein Umschwung trat im Jahre 1884 ein, als in Übereinkunft mit England die deutsche Korvette „Elisabeth" an der Nordküste Neuguineas und im Bismarckarchipel die deutsche Flagge hißte, während England an der Südküste von Neuguinea und auf den südlichen Salomoninseln in gleicher Weise vorging. Es kamen zwei wissenschaftliche Expeditionen zustande, die sich in die geographische und ethnographische Erkundung der Inseln teilten; die deutsche Korvette „Gazelle" und die englische Korvette „Challenger" nahmen längeren Aufenthalt in den Gewässern von Neuguinea. Ein großer Teil der Küsten, Berge und Flüsse wurde festgelegt, und deutscherseits wurde so die Besitzergreifung von Kaiser-Wilhelms-Land vorbereitet.

Inzwischen hatte sich ein Berliner Syndikat unter Führung des Chefinhabers der Diskonto-Gesellschaft in Berlin, Adolf von Hansemann, um die Rettung des sich zu Anfang der achtziger Jahre in Zahlungsschwierigkeiten gekommenen Hamburger Hauses Godeffroy bemüht, das, wie wir schon sahen, bereits in den siebziger Jahren im Südseehandel führend tätig war. Zu Beginn des Jahres 1884 wurde der Schonerdampfer „Samoa" ausgesandt, dessen Führung Kapitän Dallmann und Professor Dr. Otto Finsch, der schon von 1879 bis 1882 Neuguinea, die Karolinen und Marshallinseln besucht hatte, übernahmen. Dieses Unternehmen setzte die Arbeiten der „Gazelle"-Expedition fort, schloß Verträge mit Eingeborenen, erwarb Ländereien größeren Umfangs an der Nordwestküste Neuguineas, auf der Insel Neu-Hannover, auf der Gazellehalbinsel und den beiden nördlichen Salomoninseln Buka und Bougainville, und schuf damit die völkerrechtliche Grundlage für die Unterstellung der Gebiete unter die deutsche Flagge. Das Kanonenboot „Hyäne" hißte am 3. und 4. November 1884 auf den Inseln Matupit und Mioko des Bismarckarchipels die deutsche Flagge, die Fregatte „Elisabeth" tat das gleiche in der Astrolabebucht und in Finschhafen. Am 6. April 1886 erfolgte durch besonderen Vertrag mit England die Abgrenzung des beiderseitigen Besitzes im westlichen Stillen Ozean. Das deutsche Gebiet erstreckte sich vom Äquator bis zum 8. Grad südlicher

Breite und vom 141. bis zum 156. Grad östlicher Länge. Der Flächeninhalt der Inseln umfaßt etwa 250000 Quadratkilometer.

Inzwischen war die Neuguinea-Kompagnie gegründet worden. Durch die Kaiserlichen Schutzbriefe vom 17. Mai 1885 und 13. September 1886 wurden der deutsche Teil Neuguineas, der Bismarckarchipel und der deutsche Teil der Salomoninseln der Neuguinea-Kompagnie mit der Verpflichtung der Ausübung der Hoheitsreichte und der Einrichtung einer geordneten Verwaltung übertragen. Das Reich behielt sich die Oberhoheit vor. Auch hier hatte die Initiative deutscher Kaufleute das Reich nach Übersee geführt.

Zum Hauptsitz der neu einzurichtenden Verwaltung wurde Finschhafen gewählt. Der erste „Landeshauptmann" war Admiral Freiherr von Schleinitz. In diesem Jahre hatte auch eine wohlausgerüstete wissenschaftliche Expedition, der Dr. Schrader, Dr. Hollrung und Dr. Schneider als Geographen und Geologen und Dr. Schellong als Arzt angehörten, den Augustafluß befahren. Dr. Schellong, einer der wenigen Überlebenden aus dieser Zeit, hat uns unlängst äußerst wertvolle Mitteilung über die Anfänge und ersten Jahre deutscher Kolonisation in Neuguinea gemacht, die die recht beschränkten Verhältnisse und großen Schwierigkeiten jener Zeit des Anfangs beleuchten. Diese bestanden vornehmlich in dem Mangel an ausreichenden Mitteln, in der damals langweiligen Verständigung mit Berlin, menschlichen Unzulänglichkeiten, schwierigem Gelände und schwieriger Navigation im Schutzgebiet, Widerstand der Eingeborenen und massenhaften Malariaerkrankungen, an denen alle Rassenangehörigen teilnahmen. Wie die Dinge auch immer gelegen haben mögen, die Neuguinea-Kompagnie kann mit Recht für sich in Anspruch nehmen, bereits in diesen ersten Jahren des Anfangs eine gute Grundlage für die spätere Entwicklung des Schutzgebietes gelegt zu haben. Die Grundbedingungen für die Kolonisation waren in der Südsee eben ungleich schwieriger als anderswo.

Unter diesen Umständen konnte der wirtschaftliche Fortschritt während der ersten zehn Jahre nur ein bescheidener sein. Das Ergebnis der in den ersten Jahren durchgeführten umfassenden Forschungen war, daß in küstenahen Gebieten einem offenen Zugriff sich darbietende mineralische Vorkommen nicht zu finden waren. Der letzte verdiente Gouverneur des Schutzgebietes, Dr. Albert Hahl, berichtet uns aus jener Zeit, daß in Ermangelung von aus Deutschland zur Verfügung gestellten Kapitalien die Neuguinea-Kompagnie sich vor die Aufgabe gestellt sah, die wirtschaftliche Erschließung des Landes im Wege des geregelten Anbaues und des Handelsverkehrs mit den Eingeborenen selbst in die Hand zu nehmen. Finschhafen wurde im Jahre 1891 aufgegeben und der Sitz der Landesverwaltung nach Stefansort an der Astrolabebucht verlegt. Ihre weite Küstenebene bot für den Anbau günstige Verhältnisse dar. Die Geschäfte der Landesverwaltung wurden von der Führung der wirtschaftlichen Unternehmungen abgetrennt und mit den ersteren der Legationsrat Fritz Rose als Kaiserlicher Kommissar beauftragt. Der Sitz der Landesverwaltung ist später nach Friedrich-Wilhelms-Hafen verlegt worden, das dann bis zum 1. April 1899 dem Landeshauptmann als Wohnsitz diente. Die von Europäern bebaute und bewirtschaftete Fläche betrug im Jahre 1896, also zehn Jahre nach dem Einsetzen einer geordneten Verwaltung, etwa 3000 Hektar. Im Jahre 1894 vereinigte die Kompagnie wieder die Landesverwaltung mit der wirtschaftlichen Leitung. Die oberste Gewalt wurde in die Hände von Dr. Schmiele gelegt.

Während also Kaiser-Wilhelms-Land und der Bismarckarchipel im Schutzgebiet Neuguinea den Raum südlich vom Äquator einnehmen, füllen die Karolinen mit den Marianen und den Marshallinseln den ganzen Norden aus. In diesem ungeheuren Raum liegen Tausende von Koralleninseln mit einem Flächenraum von etwa 3000 Quadratkilometern. Zieht man das amerikanisch gewordene Guam mit etwas über 500 Quadratkilometern ab, so bleiben für den deutschen Besitz 2500 Quadratkilometer übrig.

Die Karolinen wurden schon von den ersten Durchquerern des Stillen Ozeans entdeckt und von den Spaniern von den Philippinen aus in Besitz genommen. In den Jahren 1527 und 1543 wurden

die Palauinseln von den Spaniern entdeckt bzw. wieder gesichtet. Die Marianen wurden 1668 von den Spaniern in Besitz genommen, sie hießen bis dahin die „Ladronen". Erst gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts widmete sich die erd- und völkerkundliche Forschung des näheren dieser Inselwelt. Dann war es lange wieder still, bis die schon erwähnten deutschen Südseefirmen ihren Handel dorthin ausdehnten und durch die deutschen Forscher Finsch und Kubary die Erforschung des Gesamtarchipels gefördert wurde. Nach der Besitzergreifung von Neuguinea wandte sich das deutsche Interesse auch diesen Inseln zu, und im Jahre 1885 wurde die deutsche Flagge auf den Karolinen gehißt. Da begann plötzlich Spanien, das sich Jahrhunderte lang nicht um die Inseln gekümmert hatte, alte Ansprüche geltend zu machen. Bismarck führte einen Schiedsspruch des Papstes Leo XIII. herbei, der die Inseln trotz der deutschen Erschließung Spanien zusprach. Erst im Jahre 1899 vermochte Deutschland sie durch Ankauf um 20 Millionen Mark von Spanien, das durch den verlorenen Krieg gegen Amerika politisch und wirtschaftlich geschwächt war, endgültig zu erwerben. Gleichzeitig wurden die Marianen miterworben. Zu Zeiten, als Magalhaes die Marianen entdeckte, sollen sich über 100000 Einwohner dort befunden haben. Aber die Greueltaten der katholischen Mission und der spanischen Kolonisierungsmethoden haben bewirkt, daß das stolze Volk der Chamorro heute so gut wie verschwunden ist. Ehemals hatten diese Chamorro stattliche Balkenhäuser auf hohen Steinsäulen, deren mächtige Kapitäle oft viele Meter im Durchmesser erreichten. Reste solcher Säulenreihen stehen noch in Tinian als letzte stumme Zeugen eines einst blühenden Volkslebens. Über das zur Zeit der deutschen Übernahme vorhandene Mischvolk von 2500 bis 3000 Köpfen berichtet Hahl, daß es in seiner Zusammensetzung keine Einheit darstellt; es ist offenbar prämalaiischen Ursprungs. Im Osten zeigen sich starke polynesische, im Westen indonesische Beeinflussungen. Abgesehen von der Sprache der Yapinsulaner gehören die verschiedenen Mundarten der melanesisch-indonesischen Sprachgruppe an. Die vorhandene Lehensverfassung und die Gliederung des Volkes in Herrschergeschlechter, Adel, Priesterkasten und Hörige, die sich durch die gesamte Inselwelt erstreckt, deutet gleichfalls auf asiatische Beeinflussung hin.

Anders auf den Palauinseln, wo die Eingeborenen und ihre hohe Kunst heute noch fast unverändert erhalten sind, obwohl die Spanier die Inselgruppe bereits im Jahre 1543 entdeckt hatten und die Aussicht bestand, daß auch sie von den Philippinen her christianisiert würden. Welch ein Glück für diese Inseln, daß hier und auf den östlich gelegenen Koralleninseln die Mission nicht Fuß zu fassen, und daß selbst der Schiffbruch des englischen Kapitäns Wilson, um 1870, welcher die Inselgruppe in der ganzen Welt bekannt machte, an ihrer Isolierung nichts zu ändern vermochte. So war hier ein einzigartiges Stückchen Erde erhalten geblieben, das nicht allein landschaftlich schön und reizvoll, gesund und fieberfrei, sondern auch hinsichtlich seiner Eingeborenenkunst ohnegleichen ist.

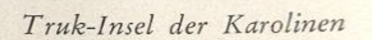
Der richtige Name für die Palauinseln ist Pelau. Denn Pelau benennen die Eingeborenen alles vulkanische Land. Zu den Marianen gehört die Insel Angaur, richtiger „a Ngeaur" geschrieben. Auf dieser Insel wurden im Jahre 1907 große Phosphatlager entdeckt, so daß Aussicht bestand, daß der für die Karolinen hingegebene Kaufpreis aus Angaur wieder herausgewirtschaftet werden konnte.

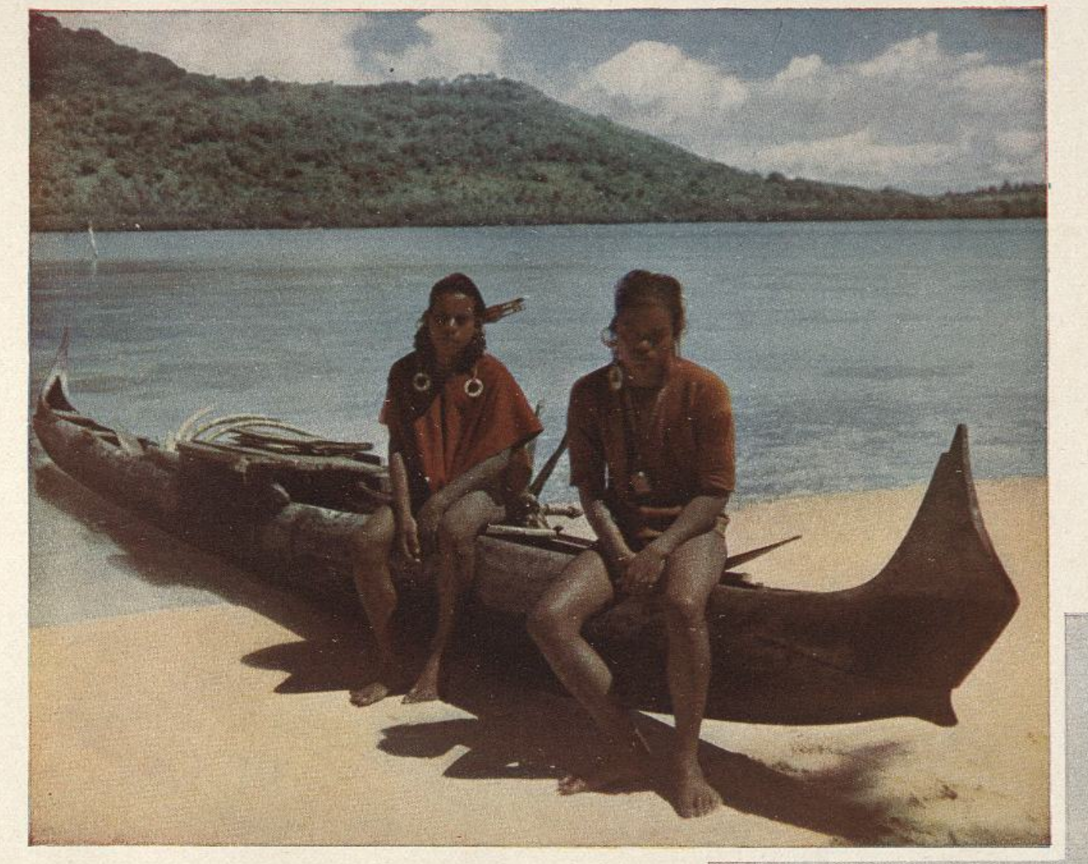
Verwaltungstechnisch wurde das Gebiet in drei Bezirke zerlegt: Ostkarolinen, Westkarolinen mit den Palauinseln und Marianen. An der Spitze stand je ein Bezirksamtmann. Dem Bezirksamtmann von Ponape war noch der Titel eines Vizegouverneurs beigelegt worden. Leider war die Besitzergreifung nicht ohne Opfer möglich. In der Landschaft Jekoy auf der Insel Ponape brachen am 18. Oktober 1910 Unruhen aus, die drei braven deutschen Beamten das Leben kosteten.

Wir können diese Inselwelt nicht verlassen, um uns wieder Kaiser-Wilhelms-Land zuzuwenden, ohne ihrer landschaftlichen Schönheiten zu gedenken, die den Europäer diese Welt oft als eine Märchenwelt erscheinen ließ. Wunderschön ist in Vollmondnächten der bunte Korallenrasen anzusehen, wenn das Boot in flachem, glatten Wasser über die unterseeischen Gärten hinweggleitet, wo sich die schönsten Tiere des Meeres dem beglückten Auge zeigen. Noch schöner fast die palmenbestandenen Küsten, die von bemoosten Baumriesen überschatteten Höhen, wo oft an schöner, aussichtsreicher



Kusaie, die östlichste der Karolineninseln


Truk-Insel der Karolinen



Ackerbau und Fischerei treiben die Truk-Insulaner, die sich durch Einwanderung mit gelben und schwarzen Rassen vermischt haben.

Knabe von Neu-Mecklenburg

Die Eingeborenen von Neu-Mecklenburg im Bismarck-Archipel sind geschickte Bootsbauer. Fischerei und Schiffahrt sind die Hauptbeschäftigung dieser melanesischen Völkerrasse.

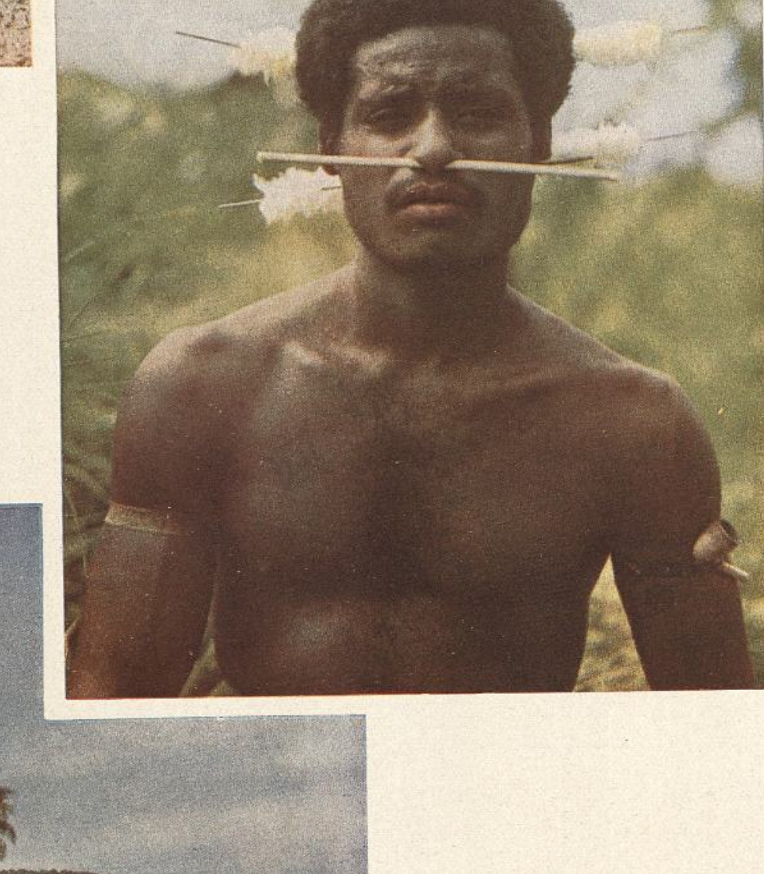


Eingeborenen-Boot in der Bucht von Muliaa an der Küste von Neu-Mecklenburg

Insel Jap



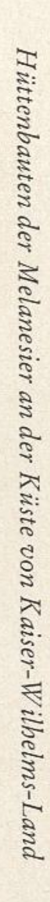
Jap gehört zur Inselgruppe der Westkarolinen mit dem Haupthafen Tomil. Erdbeben erschüttern immer noch die stark vulkanische Inselgruppe.



Admiralitäts-Insulaner

Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner sind noch wenig erforscht. Die primitiven Eingeborenen leben größtenteils in Pfahlbauten und treiben umfangreiche Seefahrt und Fischfang.

Häuptlingshütte am Strande von Neu-Mecklenburg



Hüttenbauten der Melanesier an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land

Stelle ein sogenanntes Bai, ein Männerhaus, steht. Am schönsten pflegt das Haus des Häuptlings zu sein, wo die Versammlungen stattfinden oder wo sich die Familienoberhäupter zu ihren Beratungen zusammenfinden. Sind in Pelau die schönen Dorfstraßen mit ihrem Bai auf die vereinzelten, kleinen Gemeinden beschränkt, so ist in Yap das ganze Land ein großer Garten. Weithin über das ganze Land verstreut liegen unter Frucht- und Schattenbäumen die hübschen Wohnhäuser der Eingeborenen. Ponape war einst berühmt unter den Seefahrern des Pazifik. Die Liebenswürdigkeit seiner Bewohnerinnen, der Reichtum an schönen Früchten und gutes, frisches Wasser hatten der Insel den Namen „The sailors paradise" eingebracht.

Zu den Marshallinseln, die unser mikronesisches Schutzgebiet nach Osten abschließen, gehört die Insel Nauru mit ihren enormen Phosphatlagern, wie sie in gleicher Qualität und Mächtigkeit nur noch an wenigen Plätzen der Welt zu finden sind. Zur Verarbeitung dieser Rohphosphate war in Deutschland eine neue Industrie entstanden, die uns nicht nur völlig unabhängig vom Auslande gemacht hatte, sondern darüber hinaus gestattete, bedeutende Mengen Phosphat auszuführen.

Naturgemäß sind die Witterungsverhältnisse auf dieser großen Fläche, die zu beiden Seiten des Äquators liegt, sehr verschieden. Nordwärts weht während unserer Winterszeit in den Karolinen und Marshallinseln der Nordostpassat, und zwar recht kräftig. Im Bismarckarchipel, also südlich vom Äquator, weht vom Mai bis November der Südostpassat, während von Dezember bis April häufig der Nordwestmonsum einsetzt und Regen bringt. In Kaiser-Wilhelms-Land ist die Zeit von Dezember bis April die an Niederschlägen reichste. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt im allgemeinen nur 26 Grad Celsius, und die Mittagstemperatur übersteigt selten 32 Grad. Die Regenmenge liegt zwischen 2000 und 4000 Millimeter.

Wie die Eingeborenen, die jetzigen Bewohner der Südseeinseln, nach den einzelnen Archipeln gekommen sind, darüber ist nichts Näheres bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß ursprünglich sowohl in Australien selbst als auch auf den nördlich davon gelegenen Inseln bis nach Indonesien und selbst nach Indien hinein eine dunkelfarbige Bevölkerung saß, aber woher sie kam, weiß man nicht. Wahrscheinlich war sie eines Ursprungs mit der dunkelfarbigen Bevölkerung Afrikas, aber durch frühe Trennung, Klima und Vermischung mit anderen Rassen sind andersartige Völker entstanden. Wie nach Indien von Norden her eine arische Bevölkerung eindrang, so ergoß sich über die malaiische Halbinsel nach den Indischen Inseln ein hellbrauner Menschenschlag; und, wohin er auch immer kam, nahm er von der Küste Besitz und jagte die dunkle Bevölkerung ins Innere. Allmählich dehnte sich die braune Bevölkerung weiter nach Osten aus und blieb an einzelnen Stellen des Bismarckarchipels haften, um von dort aus weiter ostwärts nach der Inselwelt des Stillen Ozeans auszustrahlen. Alle Vertreter der braunen Rasse von den Sundainseln bis nach Amerika hinüber sprechen Idiome, die dem malaio-polynesischen Sprachstamm angehören. Von den Polynesiern, die den ganzen Osten östlich des 180. Längengrades einnehmen, wird bei Samoa die Rede sein. Ihre Sprachen, sogar auf weiter entfernten Inselgruppen, sind sich so ähnlich, daß man sie alle eigentlich nur Dialekte nennen kann.

Anders in Melanesien, im Bismarckarchipel und in Neuguinea. Hier herrcht ein Menschen- und Sprachgewirr sondergleichen. Hier wurden Idiome festgestellt, die von den eben erwähnten malaio-polynesischen Sprachen grundverschieden sind. Man hat sie mit Unrecht papuanische genannt, denn unter den Papua, wie die Bewohner Neuguineas genannt werden, finden sich solche mit dieser alten Sprache und auch solche Stämme, die die melanesische sprechen. Außerdem kommen die sogenannten papuanischen Sprachen auch bei Bergvölkern des Bismarckarchipels vor. Andererseits haben die Sprachen der Melanesier, der übrigen dunkelfarbigen Bevölkerung des Bismarckarchipels, sehr große Verwandtschaft mit den polynesischen Sprachen, so daß man annehmen muß, daß die Polynesier bei ihrem Durchzug, durch kriegerische Erfolge und Vermischung, dieser Gegend den Stempel aufgedrückt haben.

Der körperliche Unterschied zwischen einem Melanesier und einem Polynesier ist in die Augen

springend. Ganz abgesehen von der Körperfarbe, die bei ersterem schwarzbraun bis mittelbraun, beim Polynesier stets mittel- bis hellbraun ist, fällt die Haarform sofort in die Augen. Der Polynesier hat lange, langwellige, während die Dunkelfarbigen kurzwellige oder sogar spiralige haben.

Leider mußten wir feststellen, daß die Bevölkerung allenthalben in der Abnahme begriffen war. Ergreifend schildert uns Dr. R. Lotze, wie vor nunmehr fast vier Jahrzehnten, als die deutsche Flagge noch über Palmeninseln der Südsee wehte, ein deutscher Schutztruppenarzt im äußersten Westen des Bismarckarchipels eine merkwürdige, ihm zunächst ganz unfaßbare Entdeckung machte. Er fand hier, fern vom Verkehr der Welt und damit auch weitab von jedem Einfluß der todbringenden Kultur des weißen Mannes, Stämme, die in vollem Aussterben begriffen waren. Eine Insel, die an hundert Menschen zählte, hatte nur ein einziges Kind, eine andere mehrfach stärker bevölkerte kaum einige wenige. Dabei waren die Menschen gesund, und die Natur bot ihnen alles, was sie zum Leben nötig hatten, das Land Kokosnüsse und andere tropische Früchte in Menge, das Meer Fische, soviel man nur fangen wollte. Wenn Kinder zur Welt kommen sollten, suchte man ihr Erscheinen womöglich zu verhindern, Neugeborene wurden sogar getötet. Vernunftsgründe für diesen Rassenselbstmord waren zunächst nicht zu erkennen, und nach langem Zögern vor dem Unbegreiflichen mußte der Arzt schließlich die Diagnose stellen: Selbstvernichtung eines Volkes infolge bewußten Erlöschens des Lebensmutes. Und das inmitten einer paradiesischen Natur, die dem Menschen alles für das Leben Notwendige in verschwenderischer Fülle bot! Die weitere Entwicklung zeichnete sich mit voller Klarheit ab: Jahr für Jahr wird der Tod seinen Tribut holen, bald wird sich nur noch ein Häuflein von Greisen und Greisinnen auf der Insel finden, dann wird es stille, der Raum ohne Volk sein.

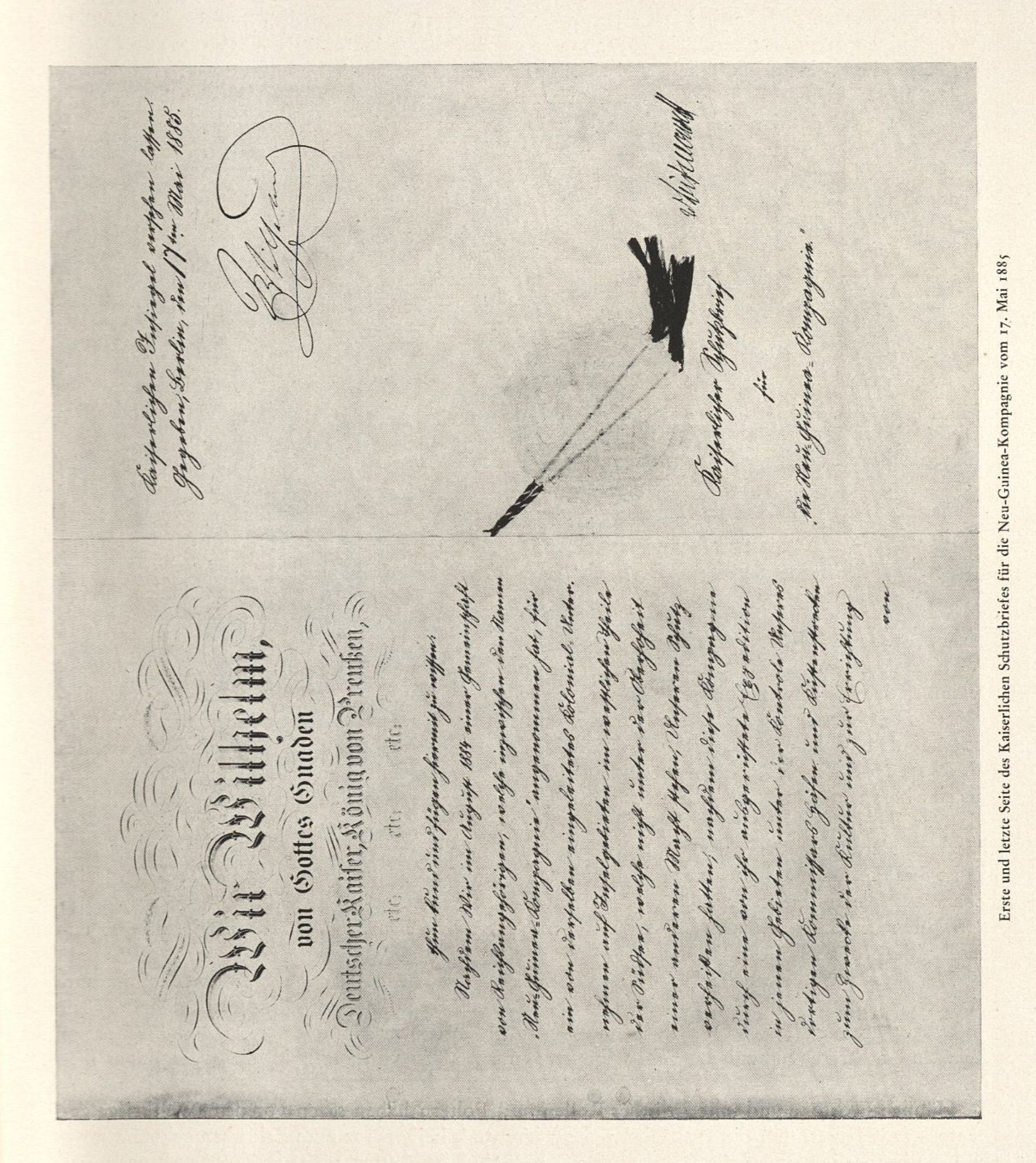
Wir hören von diesem Geschehen mit großer Sorge, denn wir wissen, daß die Schaffung von blühenden Eingeborenenstämmen das vornehmlichste Ziel unserer Kolonialwirtschaft sein und bleiben muß. Die fruchtbarsten Tropengebiete nutzen uns nichts ohne ein blühendes Eingeborenenleben in ihrer eigenen Art.

Neuguinea bildet mit seinen 180000 Quadratkilometern den größten Teil unserer Schutzgebiete in der Südsee, zugleich den reichsten und aussichtsvollsten. Seine Küste ist über 1000 Kilometer lang und wenig gegliedert. Nur im östlichen Teil dringt die große Astrolabebucht mit dem schönen Friedrich-Wilhelms-Hafen in das Land vor, und weiter östlich liegt der große Huongolf, gebildet durch eine mächtige Halbinsel, die Neupommern gerade gegenüberliegt. Südlich vom Huongolf liegt die Bayernbucht. Von dort aus hat der Weltreisende Ehlers seine Durchquerung von Neuguinea angetreten, die, obwohl an einer schmalen Stelle versucht, doch so tragisch verlaufen ist. Schön ist die Kolahalbinsel, wo im Süden am Huongolf die Berge nahe der Küste über 1000 Meter hoch aufsteigen und der gehobene Kalk eigenartige Landschaftsbilder hervorzaubert.

Das im Süden der Astrolabebucht gelegene 3475 Meter hohe Finisterregebirge wurde im Jahre 1889 von Zöller zuerst bestiegen. Im Grunde der Astrolabebucht lagen die Hauptpflanzungen der Neuguinea-Kompagnie, die hauptsächlich aus Kokospflanzungen bestanden. Man hatte Tabak, Baumwolle, Kaffee, Kakao und anderes mehr angepflanzt, war aber davon wieder abgekommen.

Der gesamte Westteil von Neuguinea wird durch den Kaiserin-Augusta-Fluß entwässert, einem mächtigen Strom mit großem Delta. Er ist weit hinauf mit kleineren Schiffen von nicht zu großem Tiefgang befahrbar.

Es ist eigentümlich für Kaiser-Wilhelms-Land, daß es an seiner ganzen Küste keine Vulkane gibt. Dagegen sind fast alle der Küste vorgelagerten Inseln von Berlinhafen bis zur Dampierstraße herab aus Laven zusammengesetzt. Es sind auch einige tätige Vulkane unter ihnen, wie z. B. die Vulkaninsel bei der Hansabucht in der Nähe der Ramumündung, die am 21. November 1878 als Folge einer Unterwassereruption entstand. Zwei Kräfte arbeiten unaufhörlich an der landschaftlichen Gestaltung der Südsee: die Vulkane und die Korallen. So schnell Inseln entstehen, so schnell verschwinden sie wieder bei heftigen Seebeben. Oder wir sehen plötzlich mitten im Ozean sich Atolle erheben,


Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, etc. etc. etc.

Berlin, den 17ten Mai 1885.

Kaiserlicher Schutzbrief für die Neu-Guinea-Compagnie

Erste und letzte Seite des Kaiserlichen Schutzbriefes für die Neu-Guinea-Kompagnie vom 17. Mai 1885

die, ein mehr oder weniger geschlossener Kranz von Korallen, knapp über die Meeresoberfläche aufsteigen. Korallenbänke sind fast allen Inseln vorgelagert. Sie bieten dem Seefahrer bei ruhigem Wetter einen gewissen Schutz, sind aber um so gefährlicher bei stürmischem Wetter. Diese Bänke, die Riffe, die Buchten, Halbinseln und Inseln geben der Südseelandschaft ihr charakteristisches Gepräge. In prachtvollem Gegensatz zu der azurblauen, von weißen Schaumkronen belebten Fläche des Meeres steht das dunkle Grün der Palmen an der Küste und der jungfräulichen Urwälder, die sich über Ebenen, Berge und Schluchten hinziehen. Die Genossenschaft dieses Pflanzenwuchses ist von kaum vorstellbarer Üppigkeit. Turmhohe Bäume ragen kerzengerade in die Lüfte, von ihnen herabhängend vereinigen sich armdicke Schlingpflanzen und Lianen zu unbeschreiblichem Wirrwarr. Der Boden, alle die schmalen und breiten, flachen und steilen Unebenheiten sind mit hohen Kraut- und Blattpflanzen bedeckt und mit schwarzstämmigen Baumfarnen geschmückt. Halbdunkel herrscht in der dämmrigen Tiefe dieses Blätterdaches, und die menschliche Stimme erschallt wie in einem Dom.

Diese Üppigkeit und Dichte der Urwaldvegetation, die durch zahllose Sümpfe als Brutstätten der die Malaria übertragende Anophelesmücke bedingte Ungunst der Lebensverhältnisse, die feindliche Haltung ungezähmter, kriegerischer Eingeborener, kurz, die Unzugänglichkeit des Innern dieser großen Insel hatte zur Folge, daß bis zum Weltkriege nur die Küstenstämme und die von ihnen bewohnten Landschaften genauer bekannt waren. Wohl wußte man, daß es im Innern hohe Gebirge gab, aber das war auch alles.

Ungeheure Goldfunde, die nach dem Weltkriege in Kaiser-Wilhelms-Land auf Grund deutscher Feststellungen vor dem Kriege gemacht wurden, waren dann die Veranlassung, das unzugängliche Gebiet des Innern von Kaiser-Wilhelms-Land mit Hilfe von Flugzeugen planmäßig zu erforschen.

Mit ihrer Unterstützung gelang es einer Expedition im Jahre 1933 bis tief in das Innere vorzustoßen. Und hierbei wurde die deutsche Annahme bestätigt, daß sich im Bismarckgebirge in einer Höhenlage von 1500 Metern, gesunde, fruchtbare und gut angebaute Hochebenen befinden, die von zwei Volksstämmen bewohnt werden, den Bena-Bena und den Whagi, die augenscheinlich beide nicht der melanesischen Rasse angehören. –

Neu-Pommern hat die Gestalt eines kleinen Bogens, der nach Norden zu offen ist. Die Vulkanreihe der der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land vorgelagerten Inseln greift nach Neu-Pommern hinüber; an der Westspitze liegen der Hunstein und der Belowberg, von denen der letztere noch tätig ist. Auf der Willaumezhalbinsel wurden anläßlich einer Erkundungsfahrt des Vermessungsschiffes „Möwe", an der auch Robert Koch teilnahm, im Jahre 1900 Geiser- und Schwefelquellen entdeckt, die eine besondere landschaftliche Merkwürdigkeit des Archipels bilden. Im Norden der Insel liegt die Gazellehalbinsel, die nach dem vorerwähnten deutschen Kriegsschiff „Gazelle" ihren Namen hat. Und hier, an der Blanchebucht, finden wir drei Vulkane, die viel von sich reden gemacht haben. Es ist dies die sogenannte Mutter mit den beiden Töchtern. Zu ihren Füßen dehnt sich eine kleine Ebene aus, die bestimmt war, die künftige Hauptstadt des Schutzgebietes, Rabaul, zu tragen. Im Betrachten des Schwefelflusses bei Rabaul erkennen wir die eigenartige, aber leider nicht ganz ungefährliche Schönheit dieses Landes.

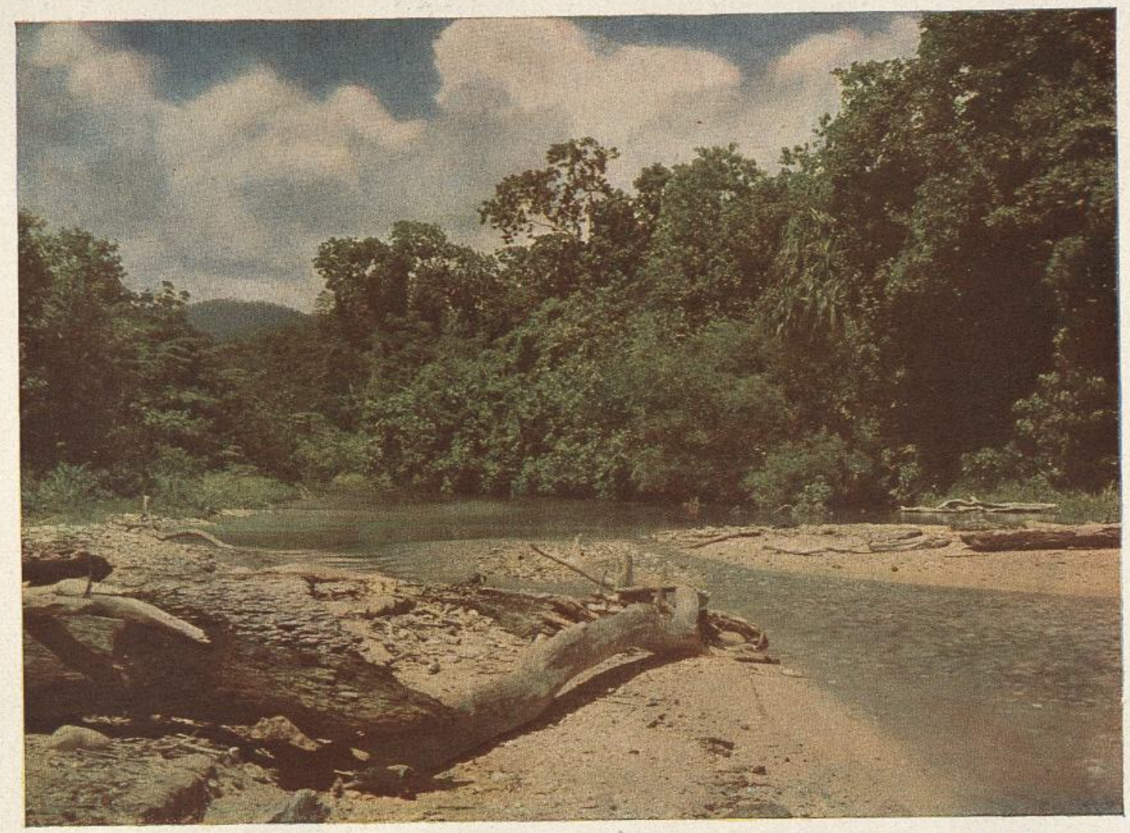
Der Blick vom Krater der Südtochter auf die Blanchebucht mit der Insel Matupit ist imposant. Majestätisch schaut die große, hohe Mutter auf Matupit herab. Aus Parasitärkratern zu ihren Füßen und aus zahlreichen heißen Quellen strömen Schwefeldünste über Matupit hinweg. Von besonderem Reiz sind mehrere vulkanische Felsen inmitten des Hafens von Matupit, die sogenannten Bienenkörbe.

Häufige Erdstöße und unterirdisches Rollen und Poltern haben schon vor dem Weltkriege genugsam angedeutet, daß die vulkanische Kraft hier noch keineswegs zum Erlöschen gekommen ist, und Ausbrüche immer im Bereich der Möglichkeit sind. Und in der Tat ist denn auch nach dem Kriege infolge eines ungeheuren Ausbruches dieser Vulkane der Ort Rabaul vernichtet worden.

Blickt man von Matupit aus nach Süden, so erblickt man jenseits des niederen Landes von Neu-

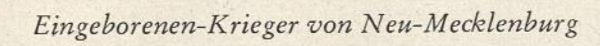


Festplatz im Dorf Tam auf Neu-Mecklenburg



Flußmündung auf Neu-Mecklenburg

Die Niederschläge der tropischen Regenfälle strömen in zahlreichen Flüssen zum Meer. Wegen des starken Gefälles sind nur wenige Flüsse im Unterlauf für Boote teilweise schiffbar.



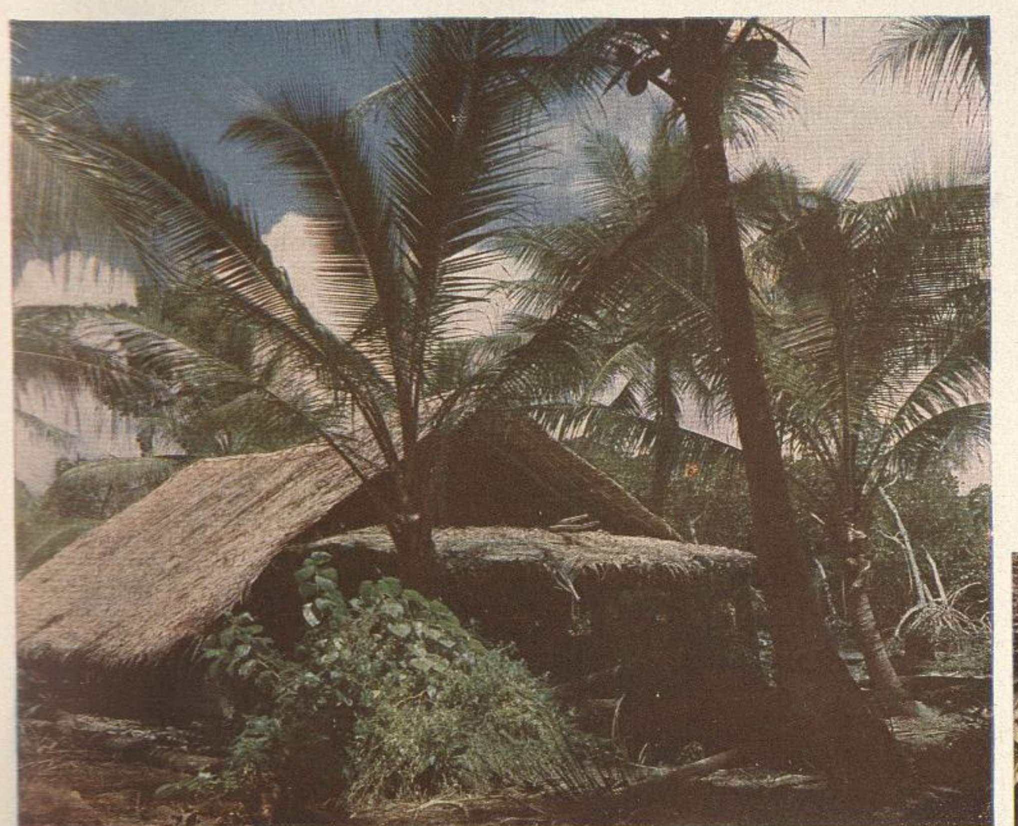
Eingeborenen-Krieger von Neu-Mecklenburg

Die primitiven Waffen der Melanesier, Speer, Axt, Keule und Schleuder werden reich verziert. Schild und Panzer sind noch nicht bekannt.



Urwald in Neu-Mecklenburg

Undurchdringliche Urwälder im Innern und ausgedehnte Mangrovendickichte geben der Insel ihr Gepräge.



Hütte auf der Insel Etera

Die Kanu- und Wohnhäuser sind niedrig und mit Dächern aus Mattengeflecht hergestellt.



Papua-Neger im Tanzschmuck

Pygmäen und Papua leben im Innern von Kaiser-Wilhelms-Land noch auf niedrigster Kulturstufe. Auch Menschenfresserei kommt heute noch vor.



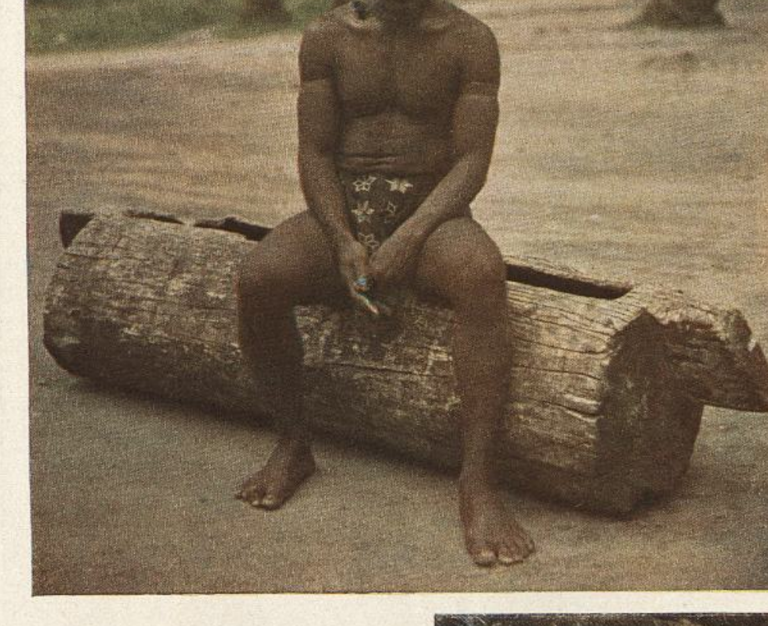
Bemaltes Haus auf Palau

Mit besonderem Geschick sind auf der Palau-Gruppe die großen Versammlungshäuser mit ihren steilen, strohgedeckten Dächern gebaut, die Giebel kunstvoll reich bemalt.

Eingeborene von den Marshallinseln

Die Marshallinseln bestehen aus niedrigen Atollen und kleinen Inseln, die oft nur wenig über der Meeresfläche emporragen und hauptsächlich mit Kokospalmen bestanden sind.





Tanga-Insulaner

Die wenig bekannten Tanga-Inseln im Bismarck-Archipel wurden bereits 1643 entdeckt. Die dichtbewaldeten Inseln sind von einer primitiven Menschenrasse nur spärlich bewohnt.



Palmengestrüpp auf einem Atoll

Während der Innenstrand der stillen Lagune mit weißem Korallensand bedeckt ist, tobt am Außenriff des Atolls die Meeresbrandung, und Wirbelstürme durchpeitschen den Palmenstrand.

Pommern, das im Kap Gazelle endet, hohe, blaue Berge. Es ist das Rosselgebirge auf dem breiten Südende von Neu-Mecklenburg. Ganz mit Wald bedeckt und von Schluchten zerrissen, streben seine steilen Kämme über 2000 Meter hoch empor.

Der Gesamtflächeninhalt unserer Schutzgebiete in der Südsee – ohne Samoa – ist mit rund 250000 Quadratkilometern etwa halb so groß wie das Deutsche Reich im Jahre 1914, zählte aber weniger als 1 Million Einwohner. Die Zahl der Weißen betrug vor dem Kriege in Kaiser-Wilhelms-Land zirka 300, im Bismarckarchipel zirka 600, auf den Westkarolinen, Palauinseln und Marianen zirka 200 und auf den Ostkarolinen, Marshallinseln und Nauru zirka 250. Diese Zahlen sprechen für sich selbst, denn es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Handvoll von weißen, deutschen Bewohnern diese weiten Gebiete nicht erkunden, geschweige denn wirtschaftlich erschließen konnte.

Die Wirtschaft im Bismarckarchipel, Kaiser-Wilhelms-Land und Deutsch-Mikronesien hat in der Hauptsache auf der Kopra beruht. Im Durchschnitt der letzten Jahre vor dem Kriege wurden jährlich über 10000 Tonnen Kopra ausgeführt. Die Kokospalme, die das Meeresklima liebt und im ganzen Schutzgebiet heimisch ist, bildete nicht nur das Rückgrat der Eingeborenenwirtschaft, sondern war auch Gegenstand des Plantagenanbaues der Weißen. Angebaute Kokospalmen bedeckten schätzungsweise im Schutzgebiet eine Fläche von 30000 Hektar. Auf dem Gebiete der Kautschuk- und Kakaokultur war man vor dem Kriege über Versuche nicht hinausgekommen.

An mineralischen Schätzen haben wir bereits die Phosphatlager von Angaur und Nauru betrachtet. In den Jahren 1907 bis zum Kriegsausbruch war der Wert der Phosphatausfuhr von 700000 Mark auf zirka 8 Millionen Mark gestiegen. Seither raubt England, das sich den Besitz von Nauru vorbehalten hat, die reichen Phosphatlager gerade dieser Insel Jahr für Jahr in größerem Umfange aus.

Mit den Phosphaten hatten sich indessen die bergbaulichen Schätze unseres Südseeschutzgebietes nicht erschöpft. Vor Ausbruch des Krieges wurde einwandfrei festgestellt, daß in Kaiser-Wilhelms-Land reiche Vorkommen an Gold und Platin vorhanden seien. Auch Kupfer-, Kohle- und Ölvorkommen waren ermittelt worden. Und wenn wir hier des näheren auf die entdeckten Goldlager zu sprechen kommen, dann wollen wir in erster Linie eines Mannes gedenken, der als der erfolgreichste deutsche Kolonialpionier der Vorkriegszeit anzusehen ist, Heinrich Rudolf Wahlen.

Dem Kind der Unterelbe wurde Hamburg im wahrsten Sinne des Wortes das „Tor zur Welt". Nachdem der junge Wahlen seine Lehrzeit im bekannten Kamerunhause Jantzen & Thormählen nützlich verbracht hatte, ging er – zweiundzwanzigjährig – als Angestellter der Firma Hernsheim & Co. in die Südsee. Hier brachte er es durch Fleiß und Energie binnen sieben Jahren zum Prokuristen und stellvertretenden Leiter. Im November gründete der Neunundzwanzigjährige die Firma Heinrich Rudolph Wahlen und kaufte gleichzeitig die aus 100 Inseln bestehenden Atolle der „nordwestlichen Inseln des Bismarckarchipels".

Zuerst wurde mit der Aberntung der alten Kokospalmenbestände, der Fischerei von Trocas, Burgas und sonstigen Perlschalen sowie der Trepangfischerei auf den weit ausgedehnten Riffen der Atolle begonnen. Trepang ist eine Holothuria oder Seegurke, die als Delikatesse besonders von den Chinesen geschätzt wird. Diese Art der Ausnutzung des natürlichen Reichtums der Südsee war ja, in Verbindung mit einem schwunghaften Tauschhandel mit den Eingeborenen, der Weg zur Kapitalbildung für unsere jungen Südseepioniere. Wahlen wählte die Hermitgruppe mit ihrem ausgezeichneten Hafen als Hauptniederlassung, erbaute auf der Insel Maron die heute noch stehende „Wahlenburg" und leitete von hier aus die Bepflanzung der Inseln mit Kokospalmen. Bereits im Jahre 1911 konnte er seine Firma in eine G. m. b. H. mit einem Kapital von 1800000 RM. verwandeln, gleichzeitig die Forsayth G. m. b. H., die spätere Hamburgische Südsee AG., durch Übernahme der englischen Firma E. E. Forsayth sowie weitere sieben Unternehmen gründen, die den unter seiner Leitung stehenden Wahlen-Konzern bildeten. Bei Ausbruch des Weltkrieges hatten diese Unternehmungen einen Wert von 45 Millionen Mark. Mit einem Einsatz von fünftausend eingeborenen Arbeitern

waren mehr als dreiundeinehalbe Million Kokospalmen gepflanzt worden; damit hatte Wahlen sein Unternehmen zum bedeutendsten der Südsee entwickelt.

Im Jahre 1909 wandte sich Wahlen der Ausnutzung der Bodenschätze in Kaiser-Wilhelms-Land zu. Nach erfolgreichem Abschluß einer Goldexpedition in das Gebiet des Wariaflusses schloß Wahlen im Jahre 1914 – vor Ausbruch des Weltkrieges – einen Vertrag mit dem Deutschen Reich über die Ausbeutung eines 14000 Quadratkilometer großen Gebietes in Neuguinea ab.

Innerhalb der Wahlenschen Goldkonzession, deren Enteignung die australische Regierung als Mandatar des deutschen Schutzgebietes nicht vorgenommen hat, bestehen heute reiche australische Goldgewinnungsunternehmen. Aus dem Mandatsbericht der australischen Regierung geht hervor, daß mit Jahresschluß 1937 bereits für 200 Millionen Mark Gold ausgeführt worden war. Über 40000 Eingeborene arbeiteten in diesen Betrieben, deren Eröffnung die Entdeckung bisher unbekannter dichtbesiedelter Gebiete im Innern zur Folge hatte. Während anfangs der gesamte Verkehr der Küste mit den Goldfeldern durch das Flugzeug besorgt wurde, vornehmlich mit Junkersflugzeugen, wurde dann von der Küste aus, und zwar von Salamaua, dem Hafen der Goldfelder, über den Flughafen Lae nach der Zentrale der Goldfelder im Innern, Wau, ein Weg gebaut, der 3 Millionen Mark gekostet hat. Der Schadensersatzanspruch Wahlens wegen der nicht enteigneten Goldkonzession an die australische Regierung beträgt bis zu 100 Millionen Mark.

Der erfolgreichste aller deutschen Kolonialpioniere, Heinrich Rudolf Wahlen, steht heute als Ordonnanzoffizier bei einer Panzerdivision im Felde. Er ist der älteste Soldat und Offizier des aktiven Heeres. Im reichen Leben dieses Mannes liegt eine unerschöpfliche Kraft; als Vorbild ist er eine große Hoffnung auf die, die nach ihm kommen werden.

Damit solche Erfolge überhaupt möglich werden konnten, mußte das Land zunächst befriedet werden. Noch um die Jahrhundertwende war es nicht ratsam, ins Innere des Landes zu gehen, um sich dort anzusiedeln. Sogar an der Küste wurden die Stationen überfallen und mancher Weiße hat sein Leben unter den Pfeilen der Eingeborenen lassen müssen. Das Hauptverdienst um die Befriedung des Landes und um die Säuberung der kulturfeindlichen Sitten der Eingeborenen gebührt unserem letzten, tatkräftigen Gouverneur Dr. Albert Hahl. Er war vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1914 zuerst als Richter, dann als Gouverneur in Neuguinea, um das er sich unvergängliche Verdienste erworben hat.

Samoa

In der großen Entfernung von Europa und den Schwierigkeiten, die sich der Segelschiffahrt entgegenstellten, lag es begründet, daß die inmitten des Großen, Pazifischen Ozeans gelegenen Samoainseln erst seit ungefähr 180 Jahren den Weißen bekannt sind. Mit der Entdeckung Mikronesiens, also der Karolinen einschließlich der Marianen und Marshallinseln sowie der Gilbertinseln, war der weiße Mann mit Eingeborenen in Berührung gekommen, die gewissermaßen einen Übergang von dem eigentlichen Mikronesien nach Polynesien bildeten. Mit der Entdeckung der Samoainseln durch den holländischen Admiral Rogevven im Jahre 1772 wurde eine Inselgruppe bekannt, die etwa den westlichen Vorposten Polynesiens einnimmt.

Der nächste Besucher der Inselgruppe war der Franzose de Bougainville im Jahre 1768, der von den Samoanern freundlich aufgenommen wurde. Schlechtere Erfahrungen machte sein Landsmann La Pèrouse, dessen Begleiter überfallen und teilweise getötet wurden. Überhaupt werden es kaum die besten Vertreter der weißen Rasse gewesen sein, mit denen die Insulaner die erste Berührung hatten. Meist waren es desertierte Matrosen oder flüchtige Sträflinge aus den Verbrecherkolonien in Australien und Neukaledonien, die es in den gesetzlosen Zuständen der vorkolonialen Zeit dahin brachten, daß Apia, der Hauptort Samoas, den Beinamen „The hell of Pacific" erhielt. Ihre Missetaten waren die Veranlassung, daß die Samoaner anfänglich keine sonderlich hohe Vorstellung von der weißen Rasse als solcher hatten. Ihrer Wehrhaftigkeit hatten sie es zu verdanken, daß sie zur Vergeltung von Übergriffen zur Selbsthilfe schreiten konnten.

1830 erschienen in Samoa Abgesandte der Londoner Missionsgesellschaft, ihnen folgten 1835 wesleyanische und 1845 katholische Missionare. Ein bedeutungsvolles Ereignis war die 1857 erfolgte Niederlassung des Hamburger Hauses Johann Cesar Godeffroy & Sohn, das von Valparaiso ausgehend, seine Handels- und Pflanzungsunternehmungen auf die ganze Südsee ausdehnte. Die Firma hatte schließlich ein Netz von 45 Stationen mit Apia als Hauptagentur. Bald waren alle Inselgruppen dem deutschen Handel untertan und überall wehten die deutschen Farben.

Der letzte Gouverneur unseres Schutzgebietes Samoa, Dr. E. Schultz-Ewerth, hat uns ein klares Bild jener Zeit entworfen: „Wie königliche Kaufleute alten vornehmen Stiles", so berichtet er, „herrschten die Godeffroys in ihrem gewaltigen Wirtschaftsimperium, und eingedenk der Pflichten, die der Reichtum auferlegt, opferten sie auch bedeutende Geldmittel für die wissenschaftliche Erkundung Ozeaniens. Sie sandten auf eigene Kosten Forscher hinaus (Kubary, Graeffe, Amalie Dietrich und andere) und vereinigten deren Sammlungen in einem eigenen Museum. In den siebziger Jahren verblich ihr Stern. Verluste, die mit dem Südseegeschäft nichts zu tun hatten, führten Zahlungsschwierigkeiten herbei. Bismarck wollte im Sinne seiner Staatskunst der bedrängten Firma mit einer Zinsgarantie seitens des Reiches zu Hilfe kommen. Doch scheiterte dieser erste offen erkennbare Schritt Bismarcks auf dem Wege zur Kolonialpolitik an der von dem liberalen Abgeordneten Bamberger organisierten Kurzsichtigkeit des Reichstages (1880). Die Firma mußte daher liquidieren, und

ihre Aktiva wurden von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg und von anderen Hamburger Firmen übernommen.

In Samoa war die Stellung der Godeffroys schon seit den sechziger Jahren nicht unbestritten gewesen. Englische und amerikanische Kaufleute sahen die wachsende Macht der Firma mit scheelen Augen an. Hand in Hand damit gingen die Versuche der drei Mächte, die politische Oberhand zu gewinnen. Wenn hierbei Deutschland, obwohl die Londoner Missionsgesellschaft sich als ein wirksames Instrument des allbritischen Imperialismus erwies, nicht ins Hintertreffen geriet, ist das Verdienst dafür in erster Linie dem deutschen Wahlkonsul Theodor Weber, Leiter der Hauptagentur der Firma Godeffroy, zuzuschreiben. Weber war nicht nur ein tüchtiger Kaufmann, sondern auch ein guter Diplomat und ein Meister in der Kunst, Eingeborene zu behandeln. Unter dem Namen „Misi Uepa" ist er noch heutigentages in Samoa bekannt. Die Engländer nannten ihn „König der Südsee".



Besitzergreifung von Samoa durch Hissung der deutschen Flagge in Apia am 1. März 1900

Es folgte nun eine Zeit von kritischen Zwischenfällen, die dadurch verursacht wurden, daß verschiedene Häuptlingssippen im Kampfe um die Königswürde bei den Vertretern der verschiedenen Mächte Schutz suchten. Die deutsche Marine wurde in erbitterte Kämpfe mit den Eingeborenen verwickelt, bis der Orkan im Jahre 1889 den Kriegsschiffen „Adler", „Olga" und „Eber" ein jähes Ende bereitete, und zwar im Hafen von Apia selbst, der gegen Norden offen ist.

Dann kam es zum Berliner Vertrag und damit zur Herrschaft der drei Konsuln der Signatarmächte Deutschland, England und Amerika, die aber eine gesunde Entwicklung nicht brachte. Erneute schwere politische Verwicklungen, hervorgerufen durch neue Kämpfe um die Königswürde, führten zu der Überlassung der vier westlichen Inseln Sawaii, Upolu, Manono und Apolima an Deutschland, der beiden östlichen, Tutuila und Manua, an die Vereinigten Staaten von Amerika. Deutschland trat dafür an England die Salomoninseln Choiseul und Ysabel und alle seine Ansprüche auf das Königreich Tonga ab. Nach Ratifizierung des Vertrages vom 14. November 1899 wurde am 1. März 1900 von dem ersten Kaiserlichen Gouverneur Dr. Solf in Apia die deutsche Flagge gehißt.

Um die Bedeutung dieser Kämpfe um die samoanische Königswürde, die nach einem alther-

Samoanische Flußlandschaft



Bucht von Falefa

In die stille, von Palmen umsäumte Bucht von Falefa ergießt sich ein vom Meere aus weit sichtbarer herrlicher Wasserfall.



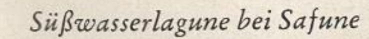
Lavafeld bei Matautu

Die Samoa-Inseln sind vulkanischen Ursprungs. Beide Hauptinseln tragen noch tätige Vulkane, von denen erst in jüngster Zeit Apia völlig vernichtet wurde.



Dorf Falevao

Das Inlanddorf Falevao liegt malerisch an dem größten Fluß von Samoa, der sich in die breite Bucht von Falefa ergießt.

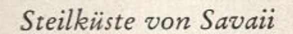


Süßwasserlagune bei Safune



Von herrlichen Palmenhainen umschlossen liegt das Dorf Safune auf Savaii, geschützt gegen das Meer durch eine $2\frac{1}{2}$ km lange Strandriff-Lagune.

Die samoanischen Inseln liegen am weitesten vom Mutterland entfernt. Der schnellste Schiffsverkehr mit der Heimat geht in etwa 25 Tagen über die Vereinigten Staaten von Amerika bis Apia, während die Fahrt durch das Mittelmeer und den Suez-Kanal über Australien fast 60 Tage dauert.



Steilküste von Savaii



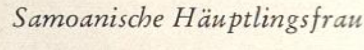
Die Ostküste von Savaii ist eine Steilküste ohne vorgelagertes Korallenriff. Die bewaldeten Berghänge stürzen steil ins Meer ab.



Häuptling des Dorfes Lepea mit seiner Tochter

Die Samoaner sind Polynesier edelster Rasse und verwandt mit den Bewohnern von Tonga, Tahiti, Hawaii und Neuseeland. Ihr ebenmäßiger Körperbau, die mittel- bis hellbraune Hautfarbe und die edlen, fast europäisch anmutenden Gesichtszüge lassen besonders die Mädchen und Frauen äußerst reizvoll erscheinen.

Samoanisches Mädchen



Samoanische Häuptlingsfrau





gebrachten, sehr verwickelten Wahlmodus verliehen wurde, zu verstehen, müssen wir in die samoanische Geschichte zurückblicken.

Die Titel bildeten eine besondere Macht im samoanischen Leben, und es sind nur ganz bestimmte Dorfschaften oder Distrikte, welche sie verleihen konnten. Politisch setzte sich der samoanische Staat aus Häuptlingen, Sprechern und dem Volke zusammen, und zwar waren es die Sprecher, die einen Titel allein vergeben konnten. Es geschah in der Regel an ein Mitglied einer bestimmten Häuptlingsfamilie, die von gutem, altem Adel und reich an feinen Matten, dem Großgeld der Eingeborenen, sein mußte. Der Besitz eines Titels sicherte dem Häuptling die Gefolgschaft der Titelgeber und Krieger. Auch das sogenannte Königtum von Samoa wurde durch den Besitz bestimmter Titel erworben.

Auf der östlichsten der vier großen Samoainseln hatte sich die Häuptlingsfamilie der Moa zur höchsten Gewalt emporgeschwungen und hatte auch scheinbar die westlich gelegenen größeren Inseln Tutuila, Upolu und Sawaii ihrer Herrschaft unterworfen. Zahlreiche Plätze auf Samoa haben durch mächtige Häuptlinge ihren Namen erhalten, und so ist es auch wahrscheinlich, daß Samoa „Familie der Moa" bedeutet.

Die Herrschaft der Moahäuptlinge ging indessen allmählich verloren, als sich im Westen große Landschaften mit mächtigen Großhäuptlingen bildeten, besonders der Tuiatua im Osten von Upolu und der Tuiaana im Westen. Ein reger Verkehr bestand in jenen ältesten Zeiten der Geschichte von Samoa, den „Schifferinseln", mit den Fidji- und Tongainseln, wo der Tuifiti und der Tuitonga große Gewalt besaßen. Von zahlreichen Verbindungen jener Großhäuptlinge mit den angesehensten Familien von Samoa geben die alten Stammbäume Kunde. Der Verkehr hatte zur Folge, daß die mächtigen Tonganer Samoa überfluteten und unterwarfen, so daß Samoa lange Zeit eine tonganische Kolonie war. Da riefen eines Tages die Söhne eines kleinen Häuptlings von Tuamasanga, der mittelsten Landschaft von Samoa, einen Aufstand ins Leben, welcher die völlige Vertreibung der Tonganer zur Folge hatte. Die Familie erhielt von dem scheidenden Tuitonga den ehrenhaften Titel Malietoa, was tapferer Krieger bedeutet, und die Landschaft Tuamasanga fiel ihnen allmählich zu. Dieser Titel war es aber nicht, welcher Einfluß auf die Verfassung der Inseln gewann, denn er blieb eben nur ein Familientitel. Aber diese Häuptlinge gelangten doch zu Macht und Ansehen durch Heiraten mit der mächtigen Königsfamilie der Tuiaana, welche um so mächtiger geworden war, als die Tuiatualinie sich in ihr aufgelöst hatte. So waren durch hohe Frauen dieser Verbindungen und durch glückliche Lösungen von kriegerischen Verwicklungen zwei neue Titel entstanden: nämlich Tamasoalii und Ngatoaitele, vergeben von den großen Dorfschaften Safata und Afenga, den Hauptplätzen im Tuamasangagebiet. Da sich der Einfluß von Tuamasanga allmählich auf die volkreiche Insel Manono und die größte Insel Sawaii erstreckt hatte, so wurden diese beiden „kleinen" Titel, im Gegensatz zu den beiden „großen" Titeln Tuiaana und Tuiatua bald von Bedeutung für die Königschaft von Samoa. Der Besitzer aller vier Titel wurde förderhin Tafaifá, der Vierbetitelte, genannt und konnte als König von Samoa gelten, soweit man von einem solchen sprechen kann. Es ist bezeichnend für den Adelswert einer samoanischen Frau, daß die Tochter des mächtigen Tuiaana Tamálelangi, Salamasina mit Namen, welche um das Jahr 1500 gelebt haben mag, als erste diese vier Titel auf sich vereinigte. Ihre Nachkommen vermochten aber lange Zeit nicht das gleiche Ansehen und die gleichen Titel wieder auf sich zu vereinigen, und erst ihr Urenkel mit Namen Fonoti war wie sie ein Tafaifá. Das Königshaus starb in seiner Hauptlinie aus, und so war es möglich, daß die Malietoalinie sich um den Thron von Samoa bewerben konnte.

Schließlich hatten noch drei Männer die vier Titel inne, zuerst Malietoa Tavita, der um 1840 starb, dann Tamasese um 1890 und endlich Mata'afa, der sie im Jahre 1898 erhielt. Die Partei der englischen Missionare hatte damals den jungen Sohn des verstorbenen Malietoa Laupepa als Thronkandidaten aufgestellt, und dieser war im öffentlichen Prozeßverfahren in ungeheuerlicher Parteilichkeit von dem amerikanischen Oberrichter zum König dekretiert worden, nachdem ihm der jün-

gere Tamasese ohne jegliche Befugnisse eigenmächtig die vier Titel übertragen hatte. Dabei stand im Berliner Vertrag, daß die Samoaner das Recht haben sollten, nach ihren eigenen Sitten und Gebräuchen einen König zu wählen. Nun griff die Mata'afapartei zu den Waffen. Am 1. Januar 1889 fand die Schlacht zu Apia statt, in der die schwache Missionspartei in wenigen Stunden geschlagen und gefangen wurde. Mata'afa hatte rechtmäßig durch die Sprecher aller Distrikte die vier Titel erhalten, und die Probe hatte auch wirklich ergeben, daß die Macht auf seiner Seite war. Es war leider das letzte Aufflackern der alten Überlieferungen und der alten Volkskraft, die sich unter den augenblicklichen Mandatsverhältnissen nicht mehr entfalten kann. Es ist eine Frage der Zukunft, ob das alte Samoa für immer dahin sein oder noch einmal zu einem Leben eigener Art erwachen soll.

Die nach europäischen Begriffen schön gewachsenen Samoaner, von denen die Wissenschaft neuerdings vermutet, daß sie arischen Vorvätern entstammen, sind ein liebenswerter, tapferer und begabter Menschenschlag. Die Männer sind groß, in der Jugend von ausgeprägtem Ebenmaß der Glieder, und auch später werden die etwas zu Wohlbeleibtheit neigenden selten unangenehm dick. Die Körperfarbe ist hell- bis mittelbraun, bei den Mädchen der hohen Häuptlingsfamilien, die wenig zu arbeiten brauchen, sogar braungelb. Es gibt zweifellos viele hübsche Mädchen auf Samoa; ihre lustigen Augen, roten Lippen, frischen Wangen und das üppig dichte Haar vereinigen sich zu einer angenehmen Gesamtwirkung. Sind die Polynesier an sich die schönsten Menschen im Stillen Ozean, so nehmen unter ihnen die Samoaner die erste Stelle ein.

Die ursprüngliche Kleidung war sehr dazu angetan, die schönen Körperformen zu zeigen. Sie bestand bei den Männern eigentlich nur aus einer kleinen vorderen Blätterschürze. Das genügte vollkommen, zumal die Hautfarbe und die Tätowierung, die den Körper vom Becken bis zum Knie wie eine Hose bedeckte, dem Beschauer wie dem Träger das Gefühl der Nacktheit nahm. Diesen Naturkindern wurde dann von der Mission der Begriff von der Sündhaftigkeit des nackten Körpers eingepaukt, sie begannen sich importierten Kattun anzuziehen, und nur bei festlichen Gelegenheiten sah man noch die alten Häuptlinge mit einem Stück des selbstgefertigten Rindenstoffes angetan. Von den schönen, unverbildeten Gestalten war nichts mehr zu sehen, und nur bei der Arbeit im Walde oder beim Fischfang legten sie die ihnen aufgezwungene Kleidung ab. Diese Verfälschung des natürlichen künstlerischen Empfindens und der artgemäßen Haltung hatte aber für die Betroffenen noch weitere schwere Nachteile. Waren die nackten, jeder Witterung ausgesetzten Körper in früherer Zeit abgehärtet, gestählt und widerstandsfähig, so wurden sie jetzt verweichlicht und verloren ihre natürliche Abwehrkraft gegen allerlei Krankheitsstoffe.

Dem ausgeprägten Sinn der Samoaner für farbige und heitere Gestaltung des Lebens entsprachen ihre Wohnstätten. Die samoanische „fale", die Eingeborenenhütte, ist ein Gebilde ureigenster Art, breit, hoch, luftig, wohlgefällig und einfach. Tritt man durch den offenen Pfostenkreis, sich leicht unter die Dachtraufe bückend, in das Haus ein, so steht man in einer Halle, deren gewölbte Decke wie eine Kuppel aussieht. Besonders wirken so die beiden Rundteile, die beiderseits dem breiten Satteldach angesetzt sind. Der Boden des Hauses ist nur wenig erhöht über das grasige oder sandige Land draußen und mit reinen Korallenkieseln bedeckt. Tritt Besuch in das Haus ein, so werden geflochtene Pandanusmatten von den Querhölzern der Firstsäulen heruntergeholt und in der Hausrundung ausgebreitet. Die Herstellung dieser Matten sowie der Rindenstoffe ist Sache der samoanischen Frau, die darin große Geschicklichkeit entwickelt.

Bei den Rindenstoffen ist es nicht die Rinde selbst, die den Stoff bildet, sondern der Bast, nachdem die Rindenhaut abgekratzt ist. Es ist eine Art Maulbeerbaum, der diesen Bast liefert. Es sind aber nicht alte Bäume, die zur Verwendung kommen, sondern daumendicke, mannshohe Stämmchen, welche man in großer Menge zu diesem Zwecke anpflanzt. Von diesen Stämmchen zieht man die Rinde im ganzen ab, schabt die Haut weg und legt dann den Bast einige Tage ins Wasser. Ist er gründlich weich geworden, so werden die drei bis vier Finger breiten Bänder mit Holzklöppeln

geschlagen, so daß sie in die Breite gehen und ein handtuchgroßes, papierdünnes Stück bilden. Mit Stärke werden nun eine Anzahl solcher Stücke neben- und übereinandergeklebt bis zu beliebiger Größe. Am beliebtesten ist der Umfang eines großen Bettlakens. Dann werden die weißen Flächen bemalt, und die samoanische Tapa ist fertig.

Mit den gewöhnlichen Schlaf- und Hausmatten, die aus den langen, schmalen Blättern der Pandanus- oder Schraubenpalme geflochten werden, macht man sich nicht viel Mühe. Anders mit den feinen, berühmten Samoamatten, deren Herstellung je nach der Schmalheit der Strähnen viele Wochen, ja Monate erfordert. Darunter gibt es solche, deren Geflecht sich in der Hand zusammenpressen läßt, ohne dadurch Schaden zu nehmen. Die Größe der feinen Matten pflegt ein bis zwei Meter im Geviert zu sein, und ihr Wert ist ungefähr 100 Mark nach unserem Gelde. Sie vertraten denn auch das Großgeld unter den Eingeborenen und wurden zur Bezahlung größerer Arbeiten, als Haus- und Bootsbau und so weiter verwendet. Auch bildeten diese Matten den Brautschatz der Mädchen. Neben diesen gewöhnlichen feinen Matten gab es noch eine Reihe von Staatsmatten, teilweise so alt und verbraucht, daß sie nur noch aus Fetzen bestehen. Diese hatten ihre festen Namen, und große Geschichten und Legenden knüpften sich an sie. Die berühmtesten dieser Matten sind im Besitze der ersten Häuptlingsfamilien und sind ein Unterpfand ihrer Gewalt und ihres Ansehens. Große Staatsgeschäfte wurden durch diese Matten ermöglicht. Auch bei der Erlangung von Titeln spielten sie eine wichtige Rolle.

Einer der schönsten Züge des Samoaners war seine Gastlichkeit. Hatte der Gast auf einer der schönen Matten Platz genommen, so wartete er, bis ihn der Hausherr zuerst willkommen hieß. Dann erst erwiderte der Gast, und es entwickelte sich Rede und Gegenrede. Alsdann bot der Gastgeber seinem Besuch ein Stück Kawa an, und damit lernen wir eine eigenartige Sitte der Samoaner kennen, die uns wenig zusagt.

Das Stück Kawa, das dem Gaste dargeboten wurde, überreichte dieser einem der im Hause anwesenden jungen Mädchen. Dieses zerkleinerte das Stück mit Steinen oder mit dem Messer, spülte sich den Mund aus, um alsdann Stück für Stück mit Muße und Gleichmäßigkeit durchzukauen. Von Zeit zu Zeit bückte sich das Mädchen nach vorn über eine bereitgestellte Schale und ließ eine nußgroße Kugel hineinfallen. Die Kunst beim Kawakauen bestand darin, daß die Kawa möglichst ohne Speichel zermahlen wurde. In alten Zeiten hatten die Großhäuptlinge ihre Kawakauerschar, eine Truppe von Jünglingen, die bei Festen und Gelagen antraten oder vielmehr ansaßen, um reihenweise für die Menge der geladenen Gäste die Kawa zu kauen.

Sobald die Kugel in der Schale lag, setzte sich die Tochter des Hausherrn oder das edelste der anwesenden Mädchen kreuzbeinig davor. Ein anderes brachte ihr einen Seiher aus Bastfasern und setzte sich auf ihre rechte Seite. Auf ihrer linken nahm eine zweite Helferin Platz, die einige mit Wasser gefüllte Kokosflaschen gebracht hatte. Zuerst goß sie der Kawabereiterin Waschwasser über die Hände, und mit dem Rest des Wassers wurde die Mischung angerührt und durchgearbeitet. Bildete nach dem Durchseihen die Flüssigkeit eine trübe, gelbliche Brühe, so schlugen auf ein gegebenes Zeichen die anwesenden Männer in die Hände zu dem Rufe: Die Kawa ist bereitet. Nun wurde ausgeteilt. Ein Sprecher rief den Namen des höchststehenden Gastes, der den ersten Becher erhalten sollte.

Dieses aus Pfefferwurz frisch bereitete Getränk war nicht vergoren, also auch nicht alkoholisch oder rauscherzeugend.

Während der Kawabereitung hatten sich auf einen Wink des Hausherrn hin einige junge Männer aufgemacht, um für das Essen zu sorgen. Es wurde je nach der Zahl der Gäste und den gerade vorhandenen Vorräten Spanferkel, Hühner, Fische oder Krebse gereicht. Abseits des Haupthauses, unter den Brotfruchtbäumen und Bananenstauden, lag die Kochstelle, ein einfaches Dach auf vier Pfählen. In einem Erdloch wurden bereitliegende Kochsteine zu einem Haufen geschichtet, Feuer darüber angemacht und so lange unterhalten, bis die Steine glühend waren. Schnell wurde die Grube

damit ausgelegt. Die inzwischen vorgerichteten Speisen wurden in saubere Bananenblätter gehüllt und daraufgelegt, darauf das Ganze abgedeckt. Je nach Art und Umfang des Gerichtes backte der Inhalt dieses Ofens eine oder mehrere Stunden lang.

Die Samoaner kochten oder backten also alle ihre Speisen, auch die Früchte Taro, Yams und Bananen. Brotfrüchte, gelegentlich auch Fische, röstete man in der Schale am offenen Feuer. Die jungen Männer verstanden, aus Kokosmilch, zerschnittenem Fleisch und Früchten sehr wohlschmeckende Gerichte herzustellen. Und was eben das sonderbarste war, alles dies besorgten die Männer; die Frauen und Mädchen brauchten sich nicht um die Küche zu kümmern, sondern nur die vielen und guten Speisen zu essen.

Die Frau nahm im Leben der Samoaner überhaupt eine geachtete und oft bevorzugte Stellung ein. War z. B. das Essen vorbei und waren nur Männer als Gäste anwesend, so zog sich der Hausherr meistens mit seinem männlichen Anhange nach seinem Schlafhause zurück, um den Mädchen des Dorfes die Unterhaltung der Gäste zu überlassen. Meistens wurde getanzt, bis die Schlafmatten ausgebreitet wurden. Gäste und Mädchen legten sich dann im Großen Hause schlafen, oft Seite an Seite, wobei die Väter des Dorfes sich auf den Anstand der Gäste verließen. Wurde dieser einer Häuptlingstochter, einer sogenannten taupou gegenüber verletzt, so konnte das zu schweren Verwicklungen, ja zum Kampfe führen. Die taupou nahm eine bevorzugte Stellung im samoanischen Volksleben ein. Auf das sorgfältigste erzogen, war sie später berufen, durch Heirat in ein angesehenes Geschlecht das Ansehen des Hauses zu erhöhen. Sie wurde umhegt und gehütet, damit der Wert ihrer Person durch eine untadelige Lebensführung erhöht wurde. Sie war es, die bei hohem Besuche die Kawa bereitete und bei festlichen Gelegenheiten vortanzte. Auf das reichste mit all den Kostbarkeiten, die dem Eingeborenen Samoas zugänglich waren, geschmückt, pflegte sie, Gefährtinnen auf beiden Seiten, mit einem Sitztanz zu beginnen. Unter harmonischem Wiegen des Oberkörpers, von Tanzbewegungen der Arme und Hände begleitet, die von den Mittänzerinnen auf das genaueste mitgetanzt wurden, begann sie mit hoher Stimme den Gesang, in den die anderen mit tiefer Stimme einfielen. Die stehenden Tanzfiguren wurden bedeutend lebhafter, oft wild und ausgelassen getanzt. Mit Vorliebe wurden Begebenheiten aus dem Leben dargestellt, so Fisch- und Taubenfang, Spiel und Kampf. Hatten die Mädchen ihre Vorführung beendet, so traten, insbesondere bei festlichen Gelegenheiten, auch die jungen Männer truppweise auf, oft schwarz bemalt, wie im Kriege mit Stäben oder Keulen bewaffnet. Und flogen dann Glieder und Körper im althergebrachten Rhythmus schwingend hin und her, ergaben sich Bilder von seltener Schönheit.

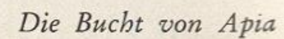
Eigenartig waren die Veranstaltungen, wenn eine taupou heiratete. Waren die üblichen feierlichen Handlungen der Werbung beendet, dann fand die Zusammengabe des jungen Paares im Dorfe der Braut statt. Und dies war nicht etwa nur eine Angelegenheit des Brautpaares, sondern vielmehr des ganzen Dorfes. Reden wurden gehalten, Spiele und Tänze aufgeführt, bis die Hauptzeremonie, die öffentliche Deflorierung der Braut stattfand. Und stolzes Triumphgeschrei erhob sich wohl, wenn sich zeigte, daß die taupou noch unberührt war. Wehe aber der Armen, wenn sich das Gegenteil erwies. Oft hatte sie mit dem Leben zu büßen, wenn Hohn und Spott die Familie und das Dorf traf und maßlose Wut sich der Beleidigten bemächtigte.

Solche Feste fanden auch z. B. bei der Geburt eines Kindes statt, das nicht den Adel des Vaters, sondern den der Mutter erbte.

Und dieses Leben spielte sich in einem Lande ab, in dem sich alle Vorzüge der Tropen vereinigen und über das Schönheit und Anmut ausgegossen ist. Näherte man sich von der See den lieblichen Inseln, dann schwelgte das Auge in einem unbeschreiblichen Reichtum an Bildern und Farben. Sie waren immer schön, und am schönsten waren sie, wenn die weichen Schatten der vom Abendsonnengold durchwobenen Kronen der Kokospalmen am Vergehen waren, wenn letztes Licht der schon fast im Meer versunkenen Sonne leuchtende Reflexe auf die Hütten malte und alles in flüssigem Glanze erstrahlen und verschwimmen ließ. Wenn irgendeine erste Abendkühle seltene Wohlgerüche



Palmenstrand bei Safune auf Savaii

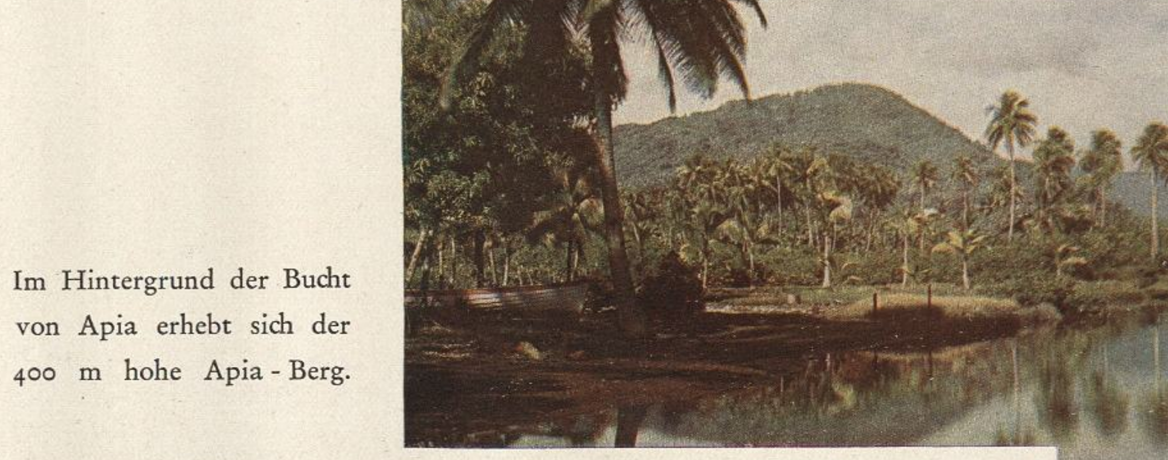


Die Bucht von Apia



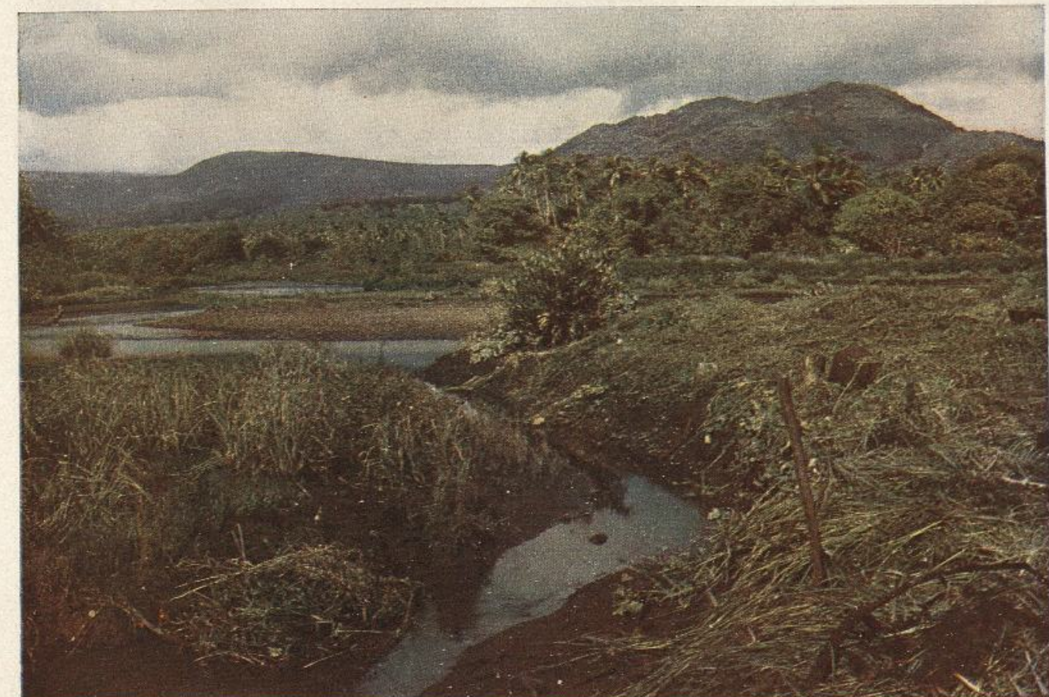
Apia, die Hauptstadt der vier samoanischen Inseln Savaii, Upolu, Manono und Apolima, liegt malerisch in einer Bucht von Upolu.

Apia-Berg



Im Hintergrund der Bucht von Apia erhebt sich der 400 m hohe Apia-Berg.

Flußlandschaft bei Apia



In den Hafen von Apia münden 2 Flüsse, der kleinere Mulivai und mit vielen Wasserfällen der größere Vaisigano.

Kokospalmen u. Taro-Sumpf



An Nahrungsmittelpflanzen gedeihen auf den Inseln die Kokospalme, der Taro, die Yamswurzel, der Brotfruchtbaum, ferner Bananen, Apfelsinen und Zitronen, Papaya, Mango sowie Zuckerrohr.

Alle Berge, Schluchten und Ebenen sind mit hochstämmigem Urwald bedeckt. Die hohen Laubwälder sind licht und fast ohne Unterholz. Am Strande und auf den Inland-Pflanzungen heben sich malerisch die blaugrün schillernden Kokos-Palmen vom Laubwald ab.

Dorf Falefa



Auf den deutschen Plantagen werden außer Kokospalmen vor allem hochwertiger Kakao sowie Kautschukbäume und Ananas gezogen. Auch Rindvieh-, Pferde- und Schweinezucht war mit gutem Erfolg schon frühzeitig eingeführt.



Lagune und Kirche von Safune auf Savaii

erweckte und jenen einzigartigen Zusammenklang von schwerem Abendduft und letzten zarten Tagesfarben schuf, dessen Schönheit der europäische Beschauer immer wieder alle seine Sinne hingab.

Der Verfasser las unlängst in der Reisebeschreibung eines unserer bekanntesten deutschen Weltreisenden der Gegenwart folgende Worte: „Ja, auf die Dauer werden einem die Palmen gräßlich langweilig, und die so sehr bewunderten, romantischen Südseeinseln mit ihren Palmenhainen können einem bei längerem Aufenthalt direkt auf die Nerven gehen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht hinreißend schöne Südseeinseln und Palmenlandschaften gibt, sondern es soll nur das Moment der Fremdartigkeit als entscheidender und mitbestimmender Faktor von vornherein gewürdigt werden. Hinreißend schön wirken Palmen überall dort, wo sie mit anderer Vegetation gemischt sind und am Übergang von zwei Vegetationsgrenzen stehen. Damit sind wir bereits bei dem Gesetz des Rhythmus als dem bestimmenden Faktor des landschaftlichen Eindrucks."

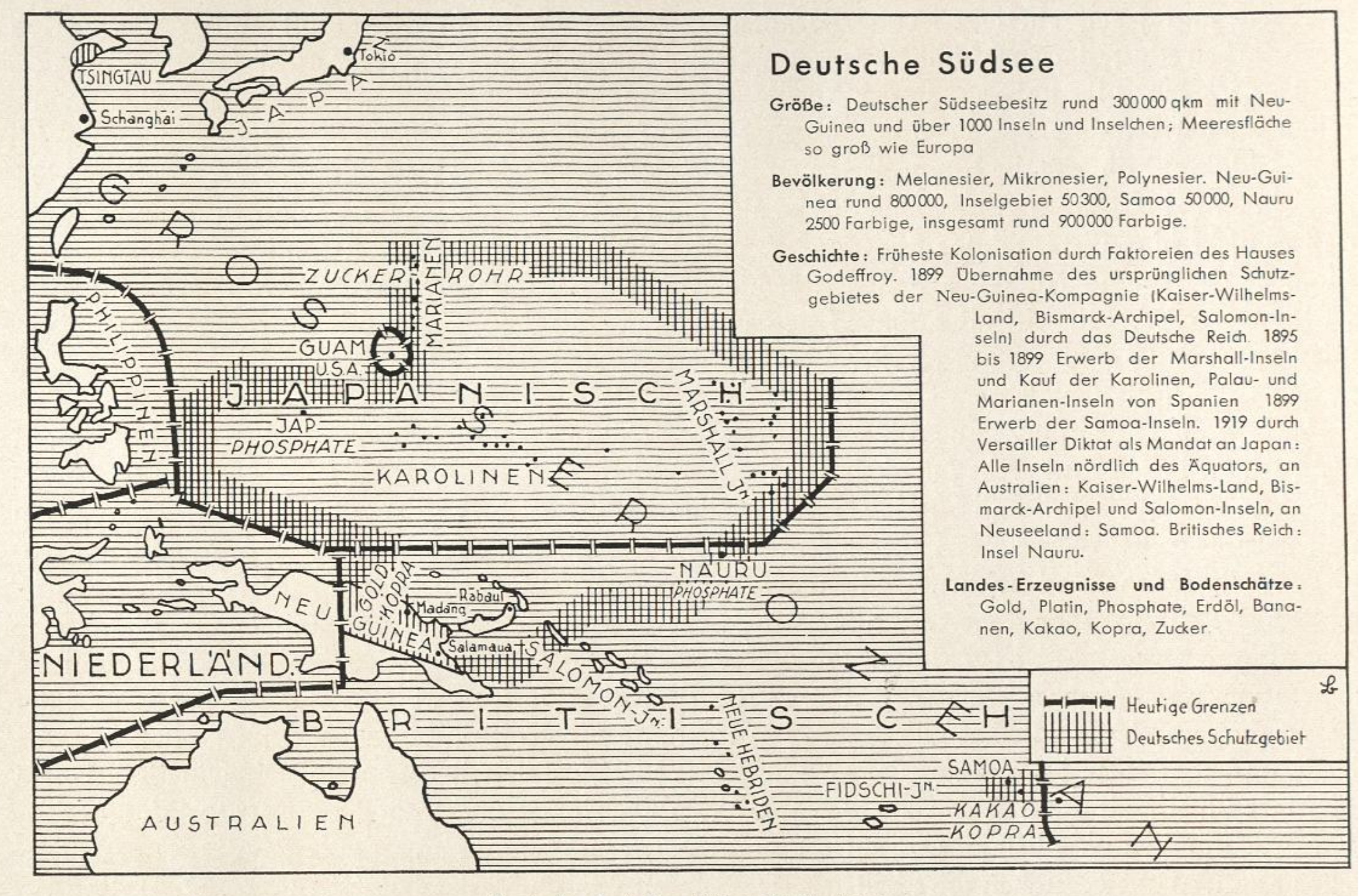
Wir wollen uns in unserer Freude beim Durchstreifen unserer Inseln durch solche Betrachtungen nicht stören lassen und nicht mit dem Intellekt, sondern mit dem Herzen schauen. Auf den bergbedeckten Inseln Sawaii und Upolu sehen wir allenthalben Wald, endlosen Urwald. Und dabei kein Dorngestrüpp, kein verfilztes Unterholz, das unsere Waldeslust stören könnte wie in anderen tropischen Gegenden. Und bricht über den Wanderer durch diesen Frieden die Nacht herein, was verschlägt's? Aus ein paar Zweigen, mit Farn- oder Palmwedeln belegt, kann man sich schnell eine regensichere Unterkunft bauen, um am Morgen, wenn das erste Licht die Waldriesen beleuchtet, zu neuem Genuß aufzubrechen. Und hat man sich im Tal erhitzt, dann kühlt auf der Bergeshöhe der Passat die ermüdeten Glieder, gibt ein Bad in einem der zahlreichen klaren Bäche neue Frische.

Wunderschön sind die samoanischen Flußlandschaften; wen gelüstete es nicht, hineinzutauchen in die klare Flut! Und dann in den Wäldern herumzuschweifen, um der Jagd auf die köstlich mundenden Fruchttauben obzuliegen. Überall ertönt ihr Gurren, ohne daß man indessen die blauen Vögel sehen kann, so gut verstehen die scheuen Tiere sich auf Mimikry, das ist die Anpassung an die Umgebung. Auf hervorragenden Bergplätzen betrieben die Eingeborenen den Taubenfang vermittels einer Locktaube als immer wieder gern geübten Sport.

Folgt man dem Tal des Baches in der Richtung auf seine Quelle, geht man durch den Wald, der herrliche Bäume birgt, sanft bergan, dann wechselt häufig die Landschaft ins Wildromantische. Bald schreitet man über dicke Blätterlagen, bald versperren Lianengeflechte den Weg. Wohin man blickt, neue Bilder. Kühles Dunkel ringsum, von dem sich die zitternden Scheibchen, die die Sonne verstreut, um so heller abheben. Das Brausen stürzenden Wassers kommt näher, zuletzt klettert man über ausgewaschene Lavablöcke hinauf: sonnenbestrahlt liegt der Fall des Flusses vor dem entzückten Wanderer.

An der Lagune von Safuna beherrscht die Kokospalme das Bild. Hier haben wir sie, wie überall in der Südsee, als Kulturpflanze, als Segenspender für alle die, die sie anbauen. Auch am Strande von Safuna finden wir sie. Und schon erinnert uns die Küste an die reichen Gaben des Meeres, das den Eingeborenen von Samoa eine unerschöpfliche Fülle von Genüssen liefert. Wenn im Frühjahr der Passat einsetzt und das Meer nicht mehr von Wirbelstürmen heimgesucht wird, dann macht der Samoaner das Segelboot fertig zum Fang der Bonitofische, einer Makrelenart. Dieser Fischfang ist, wie früher der Krieg, eine der männlichsten Beschäftigungen des Inselvolkes, die Kraft stählend und den Mannesmut übend. Oft wurden die Fischer im Eifer des Fanges auf die hohe See hinausgelockt und verloren durch die Ungunst der Witterung das Land aus den Augen und trieben anderen Inselgruppen zu. Man darf annehmen, daß zahlreiche Inseln der Südsee auf diese Weise bevölkert worden sind.

Das Wahrzeichen der gewaltigen Steilküste von Sawaii war ein mächtiger Vulkan. Unaufhörlich ergossen sich seine glühenden Lavamassen ins Meer, hier gewaltige Dampfmassen erzeugend, die schon von weitem zu sehen waren. Wenn man unter großen Schwierigkeiten den Kraterrand erstiegen hatte, konnte man in die Tiefe schauen, ein Bild von unheimlicher Schönheit genießen. Dieser



Karte der deutschen Südsee-Besitzungen

Vulkan, der als eins der natürlichen Ventile der vulkanischen Kräfte der Südsee galt, hat im Jahre 1921 seine Tätigkeit eingestellt. Mit seinem Erlöschen werden die schweren Erd- und Seebeben in Verbindung gebracht, die in den letzten Jahren jene Gebiete beunruhigten.

Wie in unseren anderen Südsee-Schutzgebieten beruhte die Wirtschaft Samoas hauptsächlich auf der Kopra. Darüber hinaus wurde Kakao und Kautschuk angebaut. Die Maßnahmen der deutschen Verwaltung hatten gute Erfolge, die Eingeborenen waren schnell und reibungslos befriedet worden, Wirtschaft und Finanzen hatten sich erfreulich entwickelt, so daß Samoa bald keines Reichszuschusses mehr bedurfte. In diesem glücklichen Zustand wurde unser schönes Schutzgebiet vom Weltkrieg getroffen. Der „Erfolg" der neuseeländischen Mandatsverwaltung läßt sich in zwei Worten zusammenfassen: Niedergang der Wirtschaft und Haß von seiten der Eingeborenen.

Ausklang und Ausblick

So waren unsere schönen alten Kolonien. Diese Zeilen wurden geschrieben, diese Farbenphotos der Vergessenheit entrissen, um denen ein Bild zu entwerfen, welche gern einmal einen Blick in die deutsche Kolonialarbeit im ursprünglichen Afrika und in der Südsee der Vergangenheit tun. Und denen unter ihnen, die draußen waren, werden diese Bilder mehr als eine Erinnerung bedeuten. Viele von ihnen haben ihre besten Jahre draußen zugebracht, und waren es erfolgreiche Jahre, so dürfen sie sie doppelt hoch veranschlagen. Vielen birgt der heiße Boden unserer alten Kolonien die Gräber teurer Angehörigen. Und vielen, die an jeder Stelle im Buche der Natur zu lesen vermögen, denen war die koloniale Welt und ihre Schönheit, die ganze Natur in ihrer unverfälschten Verfassung ihr schönes großes Gotteshaus. Und viele sind drüben unzählige Male innerlich emporgehoben und auch zusammengerüttelt worden.

Das Leben in den Kolonien war eine ausgezeichnete und strenge Charakterschule. Im täglichen, friedlichen Kampfe drüben blieb stets das freie Ringen und die Persönlichkeit entscheidend. Und für die Werdenden war es ein wertvoller Erziehungsfaktor, draußen auf sich selbst gestellt in zäher Arbeit dem Boden und dem Klima das abzuringen, was daheim die Volksgemeinschaft braucht. Und wo könnte Kameradschaft und Gemeinschaft besser gedeihen, als in einem Kolonialgebiet? Denken wir nur einmal an Deutsch-Südwestafrika. Dort konnte ein hoffnungsvoller kolonialer Nachwuchs heranwachsen, der berufen ist, Großdeutschlands koloniale Idee in die Zukunft zu tragen. Das werden dann die jungen Pioniere sein, die, fern von falscher Kolonialromantik, wissen, daß das freie Ringen und die Persönlichkeit entscheidend bleiben. Im Kampf mit der kraftvollen Natur draußen haben sie gelernt, sich auf sich selbst zu stellen, um für das Große tätig sein zu können. Und ebenso notwendig wie für die Erschließung neuer Rohstoffquellen ist der koloniale Ergänzungsraum für die Freilegung jener Kräfte, die, einst ins Mutterland zurückgekehrt, dort ein Beispiel sind für alle die, die schwachen Herzens sein können. Ein neuer junger kolonialer Menschentyp entsteht, der für Großdeutschland an der kolonialen Front seinen Mann stehen wird. Und der ehrliche junge koloniale Nachwuchs in der Heimat, der sich gründlich vorbereiten muß, wird an diesen Jungen aus den Kolonien verständnisvolle Kameraden finden.

Dieses Buch würde unvollständig bleiben, wenn wir nicht noch einen weiteren Ausblick in die Zukunft tun würden, einen Ausblick auf neue deutsche Kolonialarbeit.

Die Abhängigkeit der deutschen Volkswirtschaft von der ausländischen Einfuhr, die noch im Weltkriege durch die Absperrung Deutschlands und das Zerschneiden seiner internationalen Handelsverflechtung zu einer nationalen Katastrophe geführt hat, ist in der Nachkriegszeit nicht etwa geringer, sondern eher noch größer geworden. Unsere Wirtschaft war und ist in hohem Grade vom Bezug tropischer Produkte abhängig. Und daraus ergibt sich die für die deutsche Devisenbilanz unendlich wichtige Frage: Wie kann Großdeutschland seine überseeischen Rohstoffe mit eigener Wäh-

rung beschaffen? Die Antwort lautet: Durch Ausdehnung der Währungshoheit auf eigene koloniale Gebiete. Dies Problem muß und wird einer Lösung entgegengeführt werden.

Bei allem, was zu geschehen hat, müssen wir uns darüber klar sein, daß die deutsche koloniale Vorkriegstätigkeit nicht nur als Tradition Wert und Bedeutung auch für Gegenwart und Zukunft hat. Und wenn wir die deutsche Kolonialwirtschaft, die ja nur 30 Jahre Zeit hatte, sich zu bewähren, heute kritisch betrachten, dann finden wir, daß sie vor unserer Kritik durchaus bestehen kann. Und bei genauem Zusehen kommen wir zu der Überzeugung, daß, ununterbrochene Weiterentwicklung seit 1914 vorausgesetzt, unsere Kolonien uns höchstwahrscheinlich liefern könnten:

auf Jahrzehnte den Bedarf an Phosphaten,
mehr als den deutschen Bedarf an Sisalhanf,
unsere Bedürfnisse an Speisefetten,
wertvolle Hölzer der verschiedensten Art,
ein Viertel unseres Kakao- und Kaffeeverbrauches,
unseren Tee, unsere Südfrüchte.

Sie waren geeignet, nach wenigen Generationen unseren gesamten Bedarf an tropischen Rohstoffen zu befriedigen. Selbst wenn der Grundsatz, daß der Handel international wirtschaften soll, seine Berechtigung hat, sobald er nicht zum Selbstzweck wird, so ist doch errechnet worden, daß tropische Einfuhrgüter, die aus dem Auslande bezogen etwa 100 Millionen kosten, bei der Erzeugung auf eigenem Grund und Boden nur etwa 60 Millionen kosten würden, weil die Differenz als Gehälter und Löhne unserer Angestellten, als Gewinn unserer Pflanzer, als Handels-, Reederei- und Versicherungsgewinn dem deutschen Nationalvermögen wieder zugute kommen würde. Und die wirtschaftsgesetzliche Wechselwirkung einer derartigen Produktionssteigerung in eigenen Kolonien würde in einer bedeutenden Steigerung der Ausfuhr in die Kolonien beruhen.

Wirtschaftsgesetzliche Durchdringung eines Koloniallandes von seiten des Mutterlandes hebt auch erfahrungsgemäß den Eingeborenen. Seine Vitalität wird erhöht, und eine Folgeerscheinung ist die Bevölkerungszunahme. Der Strom der Lohngelder, die, insbesondere bei großen öffentlichen Arbeiten, wie Eisenbahn- und Straßenbau, Hafen- und Kraftwerkbau ins Land fließen, erhöht die Lebenshaltung und die Kaufkraft der Eingeborenen. Er lernt, Bedürfnisse zu haben und sich zu ihrem Erwerb anzustrengen. Ungleich höher aber ist die Aufnahmefähigkeit der weißen Bevölkerung zu bewerten.

Welche Aufgabe haben nun neue deutsche Rohstoffkolonien zu erfüllen? Sie sollen den heimischen Bedarf an Baumwolle, Wolle, Hanf, Ölprodukten, Kautschuk, tropischen Nahrungs- und Genußmitteln, Mineralien, Hölzern, Gerbstoffen u. a. m. decken, sie sollen neue, sichere Absatzgebiete für den heimischen Handel und die heimische Industrie sein und neue Industriezweige ermöglichen, sie sollen vom heimischen Handel bisher nicht erfaßte Gebiete verkehrstechnisch erschließen durch Schaffung eines Eisenbahn- und Straßennetzes, sie sollen eine rationelle Wasserwirtschaft zur Sicherung regelmäßiger Ernten schaffen, sie sollen die Wirtschaftsbasis Großdeutschlands erweitern und befestigen. Alles das ist in unseren alten Kolonien möglich, wenn uns die unverwüstliche Arbeitskraft gutwilliger Eingeborener zur Verfügung steht. Und damit kommen wir zum Schluß zum wichtigsten und ernstesten aller Kolonialprobleme, zum Eingeborenenproblem Afrikas. Es zu lösen, fordert ganze Menschen, fordert Mut, fordert gelegentlich auch eine Unbekümmertheit, wird uns aber schließlich das beglückende Bewußtsein geben, auch in neuen deutschen Kolonien unsere Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben.

Wir wissen, daß wir in neuen deutschen Kolonien von vorn anfangen müssen. Denn wir übernehmen ja nicht nur das Land, sondern auch die Menschen. Und wem Gelegenheit geboten war, die Eingeborenen unserer alten Kolonien vor dem Weltkriege und dieselben Menschen in ihrer Entwicklung während der letzten zwanzig Jahre zu beobachten und gründlich zu studieren, der weiß, daß

heute das Eingeborenenproblem die Schicksalsfrage künftiger Kolonialarbeit ist. Denn der Eingeborene Afrikas hat in den letzten zwanzig Jahren einen Sprung über Jahrtausende gemacht. Wobei wir selbstverständlich berücksichtigen müssen, daß, wie wir bereits gesehen haben, die Eingeborenenbevölkerung unserer afrikanischen Kolonien sowohl wie die der Südsee keine rassische Einheit darstellt.

Der Verfasser möchte seinen Betrachtungen über den Eingeborenen von heute unvergeßliche Worte eines seiner verehrtesten Lehrer, der einer der besten Kenner der Entwicklung unserer alten Kolonien war, des Kais. Reg.-Rates Hans Zache †, voranschicken: „Der Europäer kommt als Kaufmann, Pflanzer, Farmer in die Kolonie und sucht Waren und Käufer, Land und Arbeiter. Der Neger will wohl von den Schätzen des Weißen das haben, was ihm begehrenswert erscheint, aber er will es für möglichst geringe Gegenleistung erwerben. Nicht kann man in den Kolonien diesen Interessenaustausch dem freien Wechselspiel von Angebot und Nachfrage überlassen, wie in den hochentwickelten Kulturländern, in denen die Kontrahenten die auszutauschenden Werte kennen, gemeinsamen Wertmesser haben, Rechtsbeistände anrufen können und der Selbsthilfe entwöhnt sind. Der Eingeborene ist eher mißtrauisch als kindlich vertrauend, bald unmäßig in der Schätzung dessen, was er zu geben, bald kindlich naiv in der Bewertung dessen, was er zu erhalten gedenkt. Gesundheit und Leben setzt der Weiße stündlich aufs Spiel, und ihn beherrscht eine nervöse Angst vor jeder verlorenen Minute. Der Eingeborene hat immer Muße, nichts gilt ihm das Manneswort, der abgeschlossene Vertrag. Was gestern vereinbart war, hat heute der Wind verweht, Lüge ist selbstverständlich, wenn sie nur förderlich erscheint. Wahrhaftigkeit ist keine Tugend, wohl aber die gewinnbringende List. Der Weiße ist stark, er hat das Geld, das ihm Gehilfen wirbt, und diese Gehilfen sind gewinnsüchtiger, verschlagener, rücksichtsloser als er. Niemand behandelt den Neger schlimmer als der Neger! Verteidigt sich der Neger mit den Waffen der Sklavenmoral, mit Ausreden und Lügen, Weglaufen und Verstecken, so appelliert der Weiße nur zu gern an sein Herrenrecht des Stärkeren. So sind die Keime zahlloser Konflikte gegeben." Wir sehen also, daß die erzieherischen Aufgaben, die uns Deutschen damals gestellt waren und denen wir uns mit höchstem Verantwortungsbewußtsein und – auf seiten der Regierung – schönen Anfangserfolgen unterzogen haben, gewaltige waren. Denn wir dürfen nicht verkennen, daß wir damals den Reflexen einer Jahrtausende alten Seele des Negers gegenüberstanden.

Der Bantu, der uns im Ausblick auf neue Kolonien in Afrika am meisten interessiert, war Hackbauer seit ewigen Zeiten. Viehzucht, Jagd und anderes waren ihm nur Nebenbeschäftigungen. Der Hackbau nährte jeden Haushalt als die natürliche Grundlage nicht nur seines materiellen Lebens, sondern als der ureigenste Beruf des Eingeborenen hatte er Einwirkungen auf seine Vorstellungskraft und seine sozialen Stammeseinrichtungen. Auch den Eingeborenen Afrikas, den wir im kolonialen Sinne meinen, gestaltete ursprünglich der Boden, von dem er lebte und den er bearbeitete, die übrigen Formen seines Lebens. Es ist kein Zufall, daß in einer ganzen Reihe von Negersprachen für den Begriff des „Arbeitens" und den des „Felderbestellens" dasselbe Wort angewendet wird. Die überwiegende Mehrzahl der westafrikanischen Stämme verehrt die Erde als Gottheit, die Spenderin aller Fruchtbarkeit ist. Aus der großen Anzahl symbolischer Handlungen ist die vielleicht eine der bemerkenswertesten, daß der Frau als Repräsentantin der natürlichen Fruchtbarkeit das Auslegen der Saat vorbehalten ist. Und bei einer ganzen Anzahl von ackerbauenden Stämmen der Westküste ist das Erntedankfest das höchste Fest des Jahres, an dem auch die Götter und die Ahnen teilund ihre Verehrung entgegennehmen. Die Bodenbearbeitung regelte auch das Gemeinschaftsleben und gab diesem Inhalt und Form. Die genossenschaftliche Naturalwirtschaft baute sich auf organisatorischen Zusammenschlüssen der Stämme auf, innerhalb deren der Sippen- oder Familienverband den einzelnen kontrollierte.

So fand der Weiße den Neger vor, als vor etwa 60 Jahren die moderne Aufteilung des eigentlichen Blocks von Afrika erfolgte.

Während in Europa die Grundzüge der Kultur annähernd die gleichen sind, leben in Afrika in kurzer Entfernung voneinander Stämme, die sich grundsätzlich unterscheiden. Und an alle diese – ohne Unterschied – machte sich ein falscher europäischer Erziehungsdrang heran, schuf in 60 Jahren ein Zerrbild europäischer Halbkultur und rief Geister, die kaum wieder loszuwerden sind.

Es begann damit, daß man dem Neger einredete, und das Einreden mit Geschenken unterstützte, für die auch in Deutschland gesammelt wurde, daß alle seine angestammten, blut- und bodenbedingten Sitten und Gebräuche schlecht und heidnisch seien, und daß man sich selbst als leuchtendes Vorbild hinstellte, dem in allem nachzueifern sei. Alles, aber auch alles, was der an sich religiös veranlagte Neger hatte, wurde ihm genommen. Und was wurde den Schwächsten unter ihnen, die allzuleicht geneigt waren, Ererbtes über Bord zu werfen, dafür geboten? Die Mitgliedschaft an einer fremden, ihm aufgedrungenen christlichen Kulturkolonie, die einer einsamen Insel in der unendlichen Weite gleicht und die er nie verstand und nie verstehen wird. Freilich, die äußeren Gewohnheiten, die ihm gezeigt wurden, nahm er schnell und immer schneller an, je eindringlicher man wurde; und ob nun auch europäisches Gedankengut angenommen wurde oder nicht, das angestammte Kulturgut, die vernünftigen naturgegebenen Kräfte seines afrikanischen Eigenlebens schwanden dahin.

Es begann auch mit den Fehlern einer privaten Schulerziehung. Wer sich z. B. auf einer solchen Schule meldete, wurde eingestellt. Der Verfasser dieses Buches hatte während langer Jahre beinahe täglich Gelegenheit, das Gebaren einer solchen privaten Schule im Innern Afrikas, der ein eingeborener christlicher Lehrer vorstand, zu beobachten. Als er das erstemal eine Klasse betrat, mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß alle Schüler, ohne Ausnahme, ehemalige Pflanzungsarbeiter aus der Umgebung der Schule waren, die wegen Frechheit, Faulheit oder Diebereien entlassen worden waren. Nun erhielten sie hier, durch einen Eingeborenen, europäische Bildung verzapft.

„Ich bin jetzt Zögling dieser Schule", sagte eines Tages eine dieser hoffnungsvollen Perlen zum Verfasser, ich brauche nun nicht mehr mit der Hacke zu arbeiten!" Dieses ehrlich gemeinte Bekenntnis zeigte den ganzen Ernst, aber auch die ganze Hoffnungslosigkeit dieses privaten afrikanischen Erziehungssystems auf. Welchen Vorteil haben Eingeborene, die über den Bedarf an erzogenen Eingeborenen in eine solche private Schule geschickt werden? Viele, wenn nicht die meisten unter ihnen, können die erwartete Beschäftigung nicht finden, wenn sie eines Tages die Insel dieser privaten Schule verlassen haben, und sind dennoch nicht willens, wieder zur Scholle zurückzukehren, nachdem sie jahrelang das Schulgewand getragen haben.

Es überrascht daher nicht, wenn es schon heute eingeborene Eltern gibt, die da sagen, daß es für ihre Söhne besser sei, Arbeiter am Boden zu bleiben. Es ist sicherlich viel richtiger, nur den tatsächlichen Bedarf an Ausbildung zu decken, als Ausgebildete, richtiger gesagt, Halbausgebildete herzurichten, nur um des Herrichtens willen. Das ist teuer und unsozial! Jeder Neger, der Lesen und Schreiben gelernt hat, erwartet auf dem Rücken seiner Stammesgenossen eine besser bezahlte Stellung zu erhalten. Wenn wir Weißen unsere Erziehungsaufgabe in Afrika richtig verstehen, werden wir uns davor hüten müssen, Eingeborene zu Stellenjägern zu erziehen. Vor Maßnahmen, die in gegenteiliger Richtung wirksam werden, müssen wir die Eingeborenen schützen. Denn es ist ja leider so, daß die Halberzogenen die Zahl der ohnehin in Afrika vorhandenen Parasiten bereichern, die bald ein schweres Problem Afrikas bilden werden. Die Hauptsache ist, daß alle Entscheidungen nicht von weichlichen Negrophilen, sondern von weitsichtigen, energischen Regierungsstellen getroffen werden, denen die Erhaltung der stärksten ethischen Kräfte des eingeborenen Volkstums heilige Verpflichtung ist.

Ein falscher Erziehungsdrang, der europäisch bedingt war und der an der natürlichen Gebundenheit des Eingeborenen an sein Stammes- und Dorfleben vorüberging, hatte seine Zöglinge vom Lande weg in die Städte und Arbeitszentren getrieben. Die natürliche Bodenverbundenheit mußte der falschen Annahme weichen, daß Ackerbau und Schulbesuch verschiedene Dinge sind, die miteinander

nichts zu tun haben, ja, einander ausschließen. Die Landflucht begann ihre zerstörende politische Wirkung auszuüben.

An dem von privater Seite so falsch vorbereiteten Eingeborenen wurde dann von unseren Gegnern des Weltkrieges das ungeheure Verbrechen des Hinübertragens eines modernen europäischen Krieges nach Afrika begangen. Durch den Krieg wurde zunächst das Ansehen des weißen Mannes in Afrika schwer geschädigt. Der Eingeborene sah, wie der Weiße lebte, liebte, haßte, stahl und mordete, er war zwar geneigt, der unerhörten Kultur des Weißen jede Achtung zu zollen, sie ihm selbst aber nicht mehr entgegenzubringen.

Als Bismarck, einmal entschlossen Kolonialpolitik zu treiben, in weiser Voraussicht zwecks Sicherung unserer Schutzgebiete im Falle eines europäischen Krieges im Jahre 1884 die Kongoakte zum Abschluß brachte, mit der er für einen beträchtlichen Teil Afrikas, in dem die hauptsächlichsten, in Vorbereitung befindlichen deutschen Schutzgebiete lagen, eine Art internationaler Bürgschaft erreichen wollte, da wußte er, was er tat. Denn er hatte erkannt, daß das Hinüberspielen eines europäischen Krieges nach Afrika nicht nur schwere materielle, sondern darüber hinaus allerschwerste seelisch-geistige Zerstörungen zur Folge haben mußte.

War in früheren Jahrhunderten, wenn der Eingeborene Afrikas sich mit fremden Kultureinflüssen auseinanderzusetzen hatte, die Aneigung und Anpassung fremden Kulturgutes verhältnismäßig mühelos gelungen, weil die Umwertung und Nutzbarmachung sich auf weite Zeiträume verteilen konnte, so begann nun, nach dem Kriege, auf den Eingeborenen das ungeheure Entwicklungstempo der europäisch-amerikanischen Zivilisation einzudringen. Im Vergleich zu den ehemals, scheinbar harmonischen Umwertungs- und Einordnungsprozessen kam es nun zu sozialen Wandlungen, von denen sich nur der eine Vorstellung machen kann, der sich mit diesen Dingen intensiv in der Praxis zu beschäftigen hatte. Die gesamte afrikanische Kulturgebundenheit wurde überrannt und damit der Eingeborene selber, vor allem seelisch – entwurzelt.

Diese Auflösungsprozesse sind aber keineswegs schicksalhaft hinzunehmen, denn es ist noch Zeit, sie rückgängig zu machen. Damit die Zerstörung der alten Ordnungen nicht den ganzen Erdteil in Verwirrung bringt, sondern den Übergang bildet zu neuen Ordnungen, haben diktatorische Erziehungsaufgaben einzusetzen.

Und was hat nun heute die Umwertung aller Werte beschleunigt? Die Eisenbahn und das Automobil haben zu einer radikalen Änderung der Existenzbedingungen geführt, die alte Trägerkarawane, die „Safari", ist fast ganz verschwunden. Als Kraftwagenführer, als Handwerker, Minenarbeiter, Hafenarbeiter zieht der Neger, bei dem die Landflucht allgemein geworden ist, in die Verkehrszentren und bildet dort im Verhältnis zum Buschneger die gehobene Schicht. Das Geltungsbedürfnis ist beim Neger beispiellos. Diese entwurzelten und heimatlos Gewordenen machen dann am meisten von sich reden, sie sind der äußerlich herausgeputzte Intelligenzpöbel der Städte, sie sind die Träger der unreifen Ideen und der Kriminalität.

Man stelle sich doch einmal folgendes vor. Heute in strahlender Nacktheit aus dem heimatlichen Dorf, aus dem ihn die Aussicht auf Geld und Vergnügen gelockt hat, eingetroffen, sieht sich z. B. der schwarze Grubenarbeiter morgen in ein Leben versetzt, das in diametralem Gegensatz zu seinen bisherigen Lebensgewohnheiten steht. Schnell lernt er alle die Laster kennen, die nun einmal die Folgen der Kasernierung von Tausenden von schwarzen Männern in einem Alter von 18 bis 30 Jahren sind: Trunksucht, sexuelle Unsittlichkeit, Kameradendiebstahl und vieles andere mehr. Grenzenloses Enttäuschtsein, Unzufriedenheit und Aufnahmebereitschaft für die Lehren, die ein besseres Dasein versprechen, können schließlich nicht ausbleiben. Und was dann am Schwarzen noch zu verderben übrigbleibt, besorgen die Neger-Arbeitnehmerverbände. Von dem Charakter und der Glut des Hasses, den ihre Propagandaredner in ihre Hetzreden hineinlegen, kann sich nur der eine Vorstellung machen, der Gelegenheit hatte, einmal zuzuhören. Alle die Zehntausende von bis dahin noch nicht verdorbenen Eingeborenen, die jahraus, jahrein aus allen Teilen südlich des Äquators z. B. in

die südafrikanischen Industriezentren zugewandert sind, kehren nach Erfüllung ihrer Kontraktzeit wieder in den Busch und ihr Heimatdorf zurück. Das Erlebte, das Gehörte, der Großstadtgeist, der aufgenommene Spaltpilz, die Krankheitskeime wandern mit. Und mit ihnen wandert ferner der politische Agent. Und diese Agenten beginnen sich geschickt der schwarzen Geheimbünde zu bedienen, die mit ihren terroristischen Methoden die geeigneten Werkzeuge für die Organisation antiweißer Aufstände sind. Wir entnehmen aus Briefen deutscher Pflanzer, die in Zentral-Ostafrika, dem Brennpunkt der sich strahlenförmig ausdehnenden Watchtower(Wachtturm)-Bewegung, ihre Auswirkungen in der Praxis erleben, deren Inhalt: „Geht zu den Weißen und nehmt an Lohn und Verpflegung alles, was ihr irgend erhalten könnt, aber zu arbeiten seid ihr nicht verpflichtet. Wenn der Weiße euch das nicht geben will, was ihr verlangt, dann schädigt ihn, wo ihr könnt. Und wenn er dem Einhalt gebieten will, wenn er die Machtmittel der Regierung in Anspruch zu nehmen versucht, dann schlagt ihn nieder." Die zügellose Propaganda „Afrika den Afrikanern" schallt vom Negerfreistaat Liberia her immer lauter durch die afrikanischen Lande. Mag gegenwärtig der Widerhall auch noch schwach sein, der Ruf an sich bedeutet für die europäischen Kolonialmächte eine Mahnung, auf der Hut zu sein. Denn er kann eines Tages zum Sammelruf aller Widerstandskräfte gegen die Herrschaft der weißen Rasse in Afrika werden.

In Frankreich marschierten schwarze Soldaten. Wenn je von der Schuld einer Kolonialpolitik gesprochen werden darf, dann gehören jene weißen Menschen auf die Anklagebank, die in ihrem verblendeten Haß schwarze Soldaten auf europäische Schlachtfelder schickten, sie der Besetzung weiter deutscher Gebiete für würdig hielten und ihnen jetzt an vielen Stellen Afrikas Denkmäler gesetzt haben, mit denen sie offenbar ihre Dankbarkeit für die Verteidigung der europäischen Kultur zum Ausdruck bringen wollten. Und das in einer Zeit, in der mit der Lösung der kolonialpolitischen Probleme in Afrika die der kulturellen Fürsorge für die Eingeborenen untrennbar verbunden sind.

Aber auch die auf dem Lande weiterlebenden Eingeborenen können sich dem großen Umstellungsvorgang nicht entziehen. Die alte naturgenossenschaftliche Wirtschaftsgrundlage ist durch die Einführung des Geldes als Tauschwert zerstört. Baute sich die genossenschaftliche Naturalwirtschaft auf die schon erwähnten organisatorischen Zusammenschlüsse der Sippen- und Familienverbände auf, so sind dergleichen Bindungen jetzt mehr oder weniger gesprengt. Die Tauschfähigkeit der alten geldartigen Objekte war naturgemäß begrenzt, während die des modernen Geldes, der Idee nach, unendlich groß ist. So ist für die individuelle Gelderwerbsmöglichkeit und Erwerbsgier jede Schranke gefallen.

Die alte organische Gebundenheit ist also dahin; und dies hat nun für das Leben, das weitergeht, schlimme Folgen. Gegen Vergehen und Verbrechen, die bei der ehemaligen genossenschaftlichen Naturalwirtschaft sinnlos waren, schützt heute nur Macht und Strafandrohung. Auch die religiöse Furcht vor den Geistern und Ahnen erweist sich jetzt als gegenstandslos, denn was verstanden die Ahnen von Geld und Geldeswert! Ihre Nöte und Hilfen waren von anderer Art, und vor allem war ihre Wirksamkeit an den Heimatort gebunden.

Bevölkerungspolitisch gesehen hat diese Entwurzelung des Eingeborenen schlimme Folgen. Das Geltungsstreben der schwarzen Frau drückt sich in ihrer Forderung nach weniger Kindern, weniger Arbeit, dafür aber um so mehr Kleidern europäischer Art aus. Es ist erschütternd, wenn wir uns mit der Verteilung der Bevölkerung in der britischen Mandatsprovinz Kamerun beschäftigen und in einer Statistik der britischen Mandatsverwaltung für das Jahr 1935 finden, daß in den ehemals blühenden deutschen Bezirken Viktoria, Kumba, Mamfe und Bamenda 134175 eingeborene Mütter nur noch 145259 Kinder haben.

Mit diesen „Erfolgen" der sozialen Wandlungen bei den Eingeborenen unserer schönen alten Kolonien darf es nicht weitergehen.

Wandel kann hier nur geschaffen werden durch die Rückgewöhnung des Schwarzen an die aktive Lebenseinheit seiner Gruppe als Familie, als Sippe, Clan oder Stamm unter gleichzeitiger Erziehung

zu einer vernünftigen Wirtschaftsweise. Der Eingeborene muß erneut mit seinem Boden verbunden werden. Und wenn weiter oben gesagt wurde, daß alle Entscheidungen, namentlich hinsichtlich der Erziehung der Eingeborenen, von weitsichtigen, energischen Regierungsstellen getroffen werden müssen, die in neuen Grundschulen dies Erziehungsziel anstreben, dann steht zu hoffen, daß der junge Eingeborene wieder ein fortgeschrittenes Mitglied seiner dörflichen Ackerbaugemeinschaft wird. Mit einfacher und natürlicher Lehrform muß bei ihm die Verbindung zwischen der Schule und dem täglichen Leben hergestellt werden, alle Disziplinen, die der Erhaltung der natürlichen Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens und des afrikanischen Menschen dienen, haben in leichtverständlicher Form das Interesse schon der Kinder zu wecken.

Es ist ebenso gemein wie falsch, wenn von unseren Feinden behauptet wird, daß die Rückkehr Großdeutschlands als Kolonialmacht nach Afrika „für die Eingeborenen dasselbe Schicksal bringen würde, von dem sie erst durch den Weltkrieg befreit worden seien", und daß die von ihnen in Erbpacht genommene Humanität es gebiete, das Deutschland des „Rassenhasses und Rassenwahnes" von Afrika fernzuhalten. Schon die deutsche Eingeborenenpolitik der Vorkriegszeit war so anerkannt gerecht und human, daß die Eingeborenen Deutschland dafür freiwillig durch Treue und Opfermut, z. B. im deutsch-ostafrikanischen Feldzug, gedankt haben. Und die deutschen Rassenerkenntnisse, die die Eigenart der Rassen anerkennt und achtet, bietet die allerbeste Gewähr für die Unantastbarkeit des alten deutschen kolonialen Grundsatzes von der Eigengesetzlichkeit des Kulturfortschrittes der Eingeborenen.

Deutschland plant keine Siedlungskolonien, denen Eingeborene zum Opfer fallen. Die deutschen Kolonialfachleute wissen längst, daß die unverwüstliche Arbeitskraft gutwilliger Eingeborener das wertvollste Aktivum in einer Rohstoffkolonie ist.

„Großdeutschland wird", so schrieb Wolfgang Diewerge unlängst, „es niemals als seine Aufgabe ansehen, unter Vernichtung der Stammes- und Kulturgrenzen der Völker den Eingeborenen eine ihnen wesensfremde und daher immer nur äußerlich annehmbare Zivilisation aufzudrängen oder sie gar in Gedankengängen zu erziehen, wie sie den Forderungen und den Ergebnissen europäischen Geisteslebens entsprechen. Deutschland wird, getreu der Haltung seiner großen Tropenärzte, für die Gesundheit, für die körperliche und geistige Weiterentwicklung der eingeborenen Bevölkerung mit jener Großzügigkeit sorgen, die allen Planungen des Nationalsozialismus eigen ist, und dabei vermeiden, die Bindungen der Stämme aufzulösen, die Menschen wahllos durcheinanderzuwerfen und sich vermischen zu lassen, den Zwiespalt europäischer Geistesauseinandersetzungen nach Afrika zu verpflanzen und durch gewissenlose Agitationsmanöver die Herrenstellung der europäischen Menschen zu untergraben."

Diese Säuberung des Geistes und des Instinktes, die Unbefangenheit des Blutes wieder herzustellen, ist vielleicht eine der größten neuen Aufgaben in unseren schönen, alten Kolonien.

Als dienendes Glied unserer deutschen Volkswirtschaft werden sie einer Ordnung unterworfen werden, die dem uns innewohnenden naturgemäß richtigen Verhalten entspricht. Die alten und die jungen deutschen Kolonialpioniere werden zusammenstehen, um unserem Volke die Vorteile der Kolonien zu sichern, auf die es kraft seines Rechtes und seiner Leistung Anspruch hat.

Benutzte Quellen

Die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Kurd Schwabe, Berlin, Verlagsanstalt für Farbenphotographie, Carl Weller.

Das deutsche Kolonialreich. Hans Meyer. Berlin und Leipzig 1909. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Deutsch-Ostafrika. Heinrich Fonck. Berlin 1910. Voßische Buchhandlung, Verlag.

Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika. Th. Siebenlist. Berlin 1914. Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Heinrich Schnee. Leipzig 1919. Quelle u. Meyer.

Fünfzig Jahre Togo. A. Full. Berlin 1935. Dietrich Reimer.

Südwestafrika einst und jetzt. H. Blumhagen. Berlin 1934. Dietrich Reimer.

Deutschlands Weg zur Kolonialmacht. E. Schultz-Ewerth. Berlin 1934. Verlag Scherl.

Der Afrikaner gestern und heute. Diedrich Westermann. Essener Verlagsanstalt Berlin, Essen, Leipzig 1937.

Heiß war der Tag. Hans Ernst Pfeiffer. Otto Janke. Leipzig 1938.

Die Wälder Afrikas — eine Kolonialaufgabe. Prof. Dr. ing. Franz Heske. München 1939. Verlag des Reichskolonialbundes.

Die deutsche Tropenwirtschaft am Kamerunberg. Waldemar Hasselblatt.

Ziele und Wege der tropischen Waldwirtschaft. Prof. Dr. ing. Franz Heske in Zeitschrift für Weltforstwirtschaft, Band V, Heft 3, Dezember 1937. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Der tropische Wald als Rohstoffquelle. Prof. Dr. ing. Franz Heske in Zeitschrift für Weltforstwirtschaft, Band VI, Heft 7, April 1939. Verlag J. Neumann, Neudamm.

Deutsche — die Kolonialpioniere Europas. Joh. von Leers. Stuttgart 1938. Friedrich Bohnenberger.

Der Kampf um den Erdraum. Paul Ritter. Leipzig 1939. Ph. Reclam.


Übersichtskarte von SÜDAFRIKA
0 50 100 200 300 400 500 km
0 25 50 100 150 200 250 300
Engl. Meilen
20° östl. L. v. Greenw.
Fort Naulila
Ovamboland
DEUTSCH SÜDWEST-AFRIKA
Namaland
Caprivi-Zipfel
SÜD-RHODESIEN
BETSCHUANALAND
KALAHARI
BRIT. BETSCHUANALAND
TRANSVAAL
SWAZI-LAND
ORANJE-FREIST.
BASUTO-LAND
NATAL
SÜDAFRIKANISCHE UNION
KAP PROVINZ
GROSZE KARU
Livingstone
Bulawayo
Plumtree
Francistown
Ngami See
Limpopo
PRETORIA
JOHANNESBURG
Bocksburg
Delagoa Bucht
Kimberley
Bloemfontein
Pietermaritzburg
Durban
Ladysmith
Newcastle
Harrismith
Lindley
Kroonstadt
Vryburg
Taungs
Kuruman
Upington
Oranje
De Aar
Colesberg
Queenstown
Maclear
East London
Grahamstown
Addo
Port Elizabeth
Uitenhage
Oudtshoorn
Mossel Bai
Worcester
KAPSTADT
Kap d. guten Hoffnung
Beaufort W.
Port Nolloth
Windhuk
Swakopmund
Walfischbucht
Lüderitzbucht
Keetmanshoop
Rehoboth
Warmbad
Okahandja
Omaruru
Karibib
Grootfontein
Tsumeb
Outjo
Gobabis
Seeheim
Bethanien
Gibeon
Kalkfontein
Hasuur
Aroab
Pomona
Kap Cross
Cap Frio
Zesfontein
Franzfontein
Waterberg
Namutoni
Seatsub
Molopo
Vaal
Sesheke
Zambesi
Spa Salzpfanne
12° 16° 20° 24° 28° 32°

Hans Grimm

Lüderitzland

Sieben Begebenheiten

35. Tausend / In Leinen RM. 5.50

Inhalt: Der Händler · Farm am Fluß · Die Steppe brennt · Die Geschichte vom alten Blut und von der ungeheuren Verlassenheit · Das Haus in der Steppe · Schakale · Der Leutnant und der Hottentott

„Es will uns scheinen, als sei dies Buch das schönste Buch des Dichters, weil hier auf eine seltsam innige Weise die opferreiche Vergangenheit geborgen wird, weil hier die Sehnsucht und all die Liebe und der Glaube deutscher Menschen, die durch ein „aufgestoßenes Tor" neues deutsches Land betreten hatten, uns wie ein Hauch unsterblichen Mythos anweht. Mit „Volk ohne Raum" gehört „Lüderitzland" zum unvergänglichen Besitztum unseres neuen Reiches!"

Kasseler Neueste Nachrichten

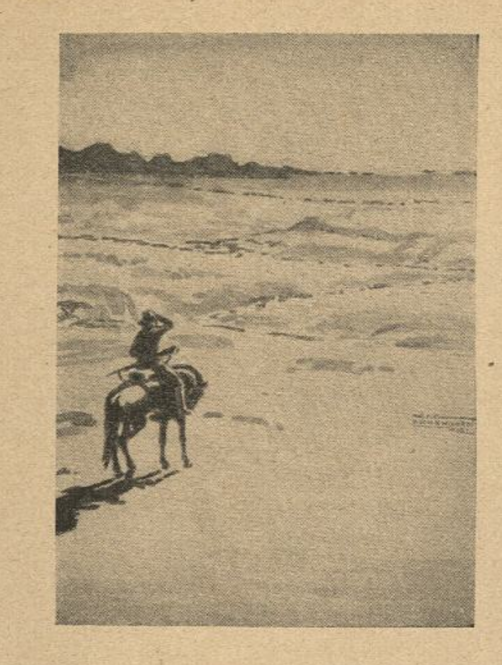
Südafrikanische Novellen

30. Tausend / In Leinen RM. 5.-

„Diese Geschichten sind voll bunter abenteuerlicher Handlung. Dahinter steht kein Literat, sondern ein Kerl, einer, der mit beiden Fäusten zuzupacken versteht und doch zart wie eine Mutter die feinsten Regungen seiner Geschöpfe belauscht und betreut. Grimm sieht mit eigenen Augen, spricht eigene Sprache, aber mit jener bezwingenden Kraft der Persönlichkeit, die jeden einzelnen Leser zu erreichen, mit jedem gerade in seiner Sprache zu sprechen scheint."

Hamburger Fremdenblatt

Albert Langen / Georg Müller Verlag, München



Karte von Süd-Afrika

zu den Werken von

Hans Grimm

Sämtliche Werke im Verlag Albert Langen / Georg Müller, München

Werke von Hans Grimm

Volk ohne Raum
Roman. Ungekürzte Ausgabe in einem Band
Gesamtauflage 480000. In Leinen RM. 8.50
Geschenkausgabe in zwei Bänden
In Leinen RM. 17.-
Zwei Bände mit dem eigenhändig unterschriebenen Bild des Dichters in Heliogravüre
65. Tsd. In Hälbleder RM. 25.-

Der Gang durch den Sand
und andere Geschichten aus Südafrika
22. Tsd. In Leinen RM. 6.-

Die Olewagen Saga
28. Tsd. In Leinen RM. 4.-

Der Richter in der Karu
und andere Geschichten. 24. Tsd. In Leinen RM. 5.-

Der Ölsucher von Duala
Ein afrikanisches Tagebuch.
85. Tsd. In Leinen RM. 4.80

Der Zug des Hauptmanns von Erckert
(Aus „Volk ohne Raum") Die Kleine Bücherei, Nr. 2
230. Tsd. Geb. 80 Pfg.

Des Elefanten Wiederkehr
(Novelle aus „Der Richter in der Karu") Die Kleine Bücherei, Nr. 69. 50. Tsd. Geb. 80 Pfg.

Die drei lachenden Geschichten
(Inhalt: Der Kamelhengst · Der Krähenfang · Der singende Wecker)
Die Kleine Bücherei, Nr. 101 30. Tsd. Geb. 80 Pfg.

Das deutsche Südwester-Buch
Neuausgabe 15. Tsd. In Leinen RM. 9.-

Der Schriftsteller und die Zeit
8. Tsd. In Leinen RM. 5.-

Von der bürgerlichen Ehre und der bürgerlichen Notwendigkeit
20. Tsd. Kart. RM. 1.-

Glaube und Erfahrung
Sätze aus den Werken von Hans Grimm. Zusammengestellt von Maria Lorenz. Die Kleine Bücherei, Nr. 80
30. Tsd. Geb. 80 Pfg.

+

Edgar Kirsch
Hans Grimm und der nordische Mensch
Kartoniert RM. 1.80

Albert Langen / Georg Müller Verlag, München